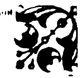



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



# Jahrbücher

der

# Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

zu Erfurt.







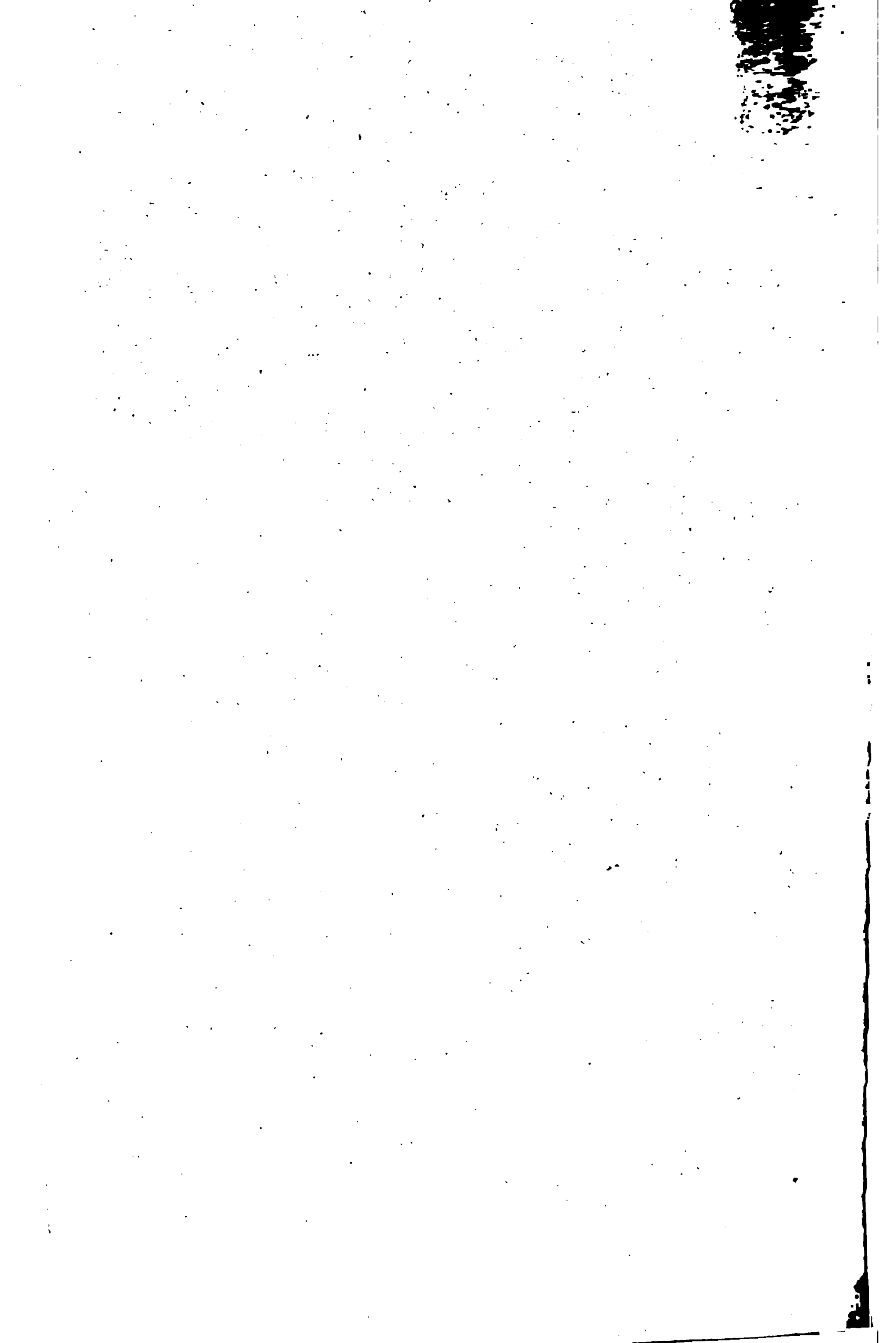
Neue Folge. — Heft XVIII.

ERFURT, 1892.

Verlag von Carl Villaret.
(Hugo Friedrich.)







# Jahrbücher

der

# Königlichen Akademie gemeinnütziger Wissenschaften

# zu Erfurt.




Neue Folge. — Heft XVIII.

ERFURT.

Verlag von Carl Villaret.
(Hugo Friedrich.)
1892.

The Academy.

# Vorbemerkung.

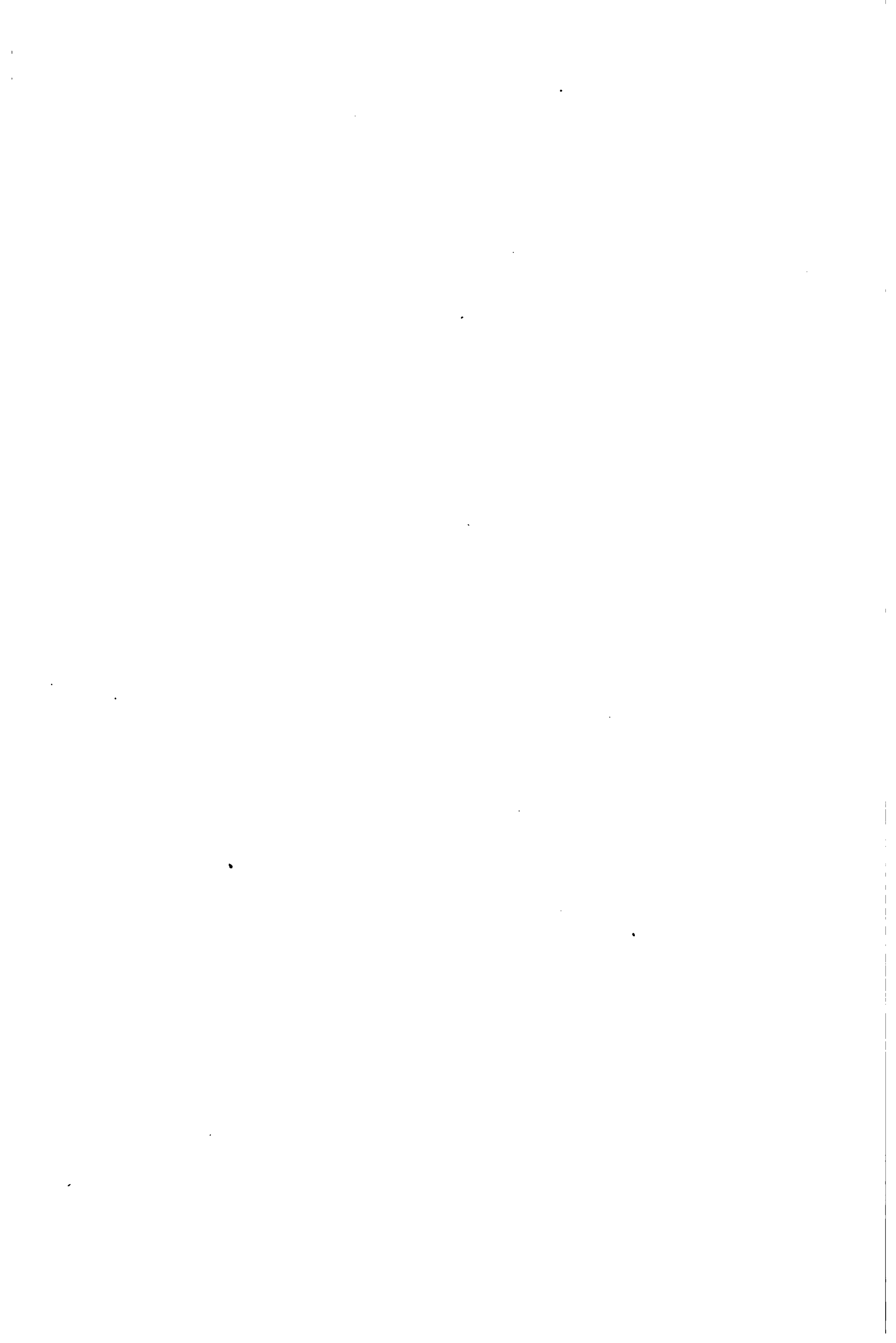
---

Das folgende XVIII. Heft unserer Jahrbücher enthält den auf ausdrücklichen Wunsch des Verfassers zum überwiegend grössten Teile auf Kosten der Königlichen Akademie durch die R. Boll'sche Buchdruckerei in Berlin hergestellten ersten Band der gesammelten Schriften des früheren Sekretärs der Akademie, Herrn D. Paulus Cassel zu Friedenau bei Berlin. Die Akademie, welche die Unterstützung für die etwa nachfolgenden Bände der gesammelten Schriften des Herrn D. Cassel ablehnt, hat vertragsmässig die Hälfte der in Druck erschienenen Exemplare zur freien Verfügung erhalten und überreicht hiermit ihren geehrten Mitgliedern, sowie den geschätzten wissenschaftlichen Gesellschaften, mit denen sie ihre Schriften austauscht, je ein Exemplar.

Das XIX. Heft unserer Jahrbücher, welches die wissenschaftlichen Abhandlungen, Vorträge, Sitzungsberichte der Akademie, sowie sonstige Nachrichten aus dem innern Leben der Akademie enthalten wird, erscheint in der hergebrachten Form voraussichtlich im März des folgenden Jahres.

Erfurt, den 10. Dezember 1892.

**Professor Dr. W. Heinzelmann.**
Sekretär der Akademie.



(Stephanus)

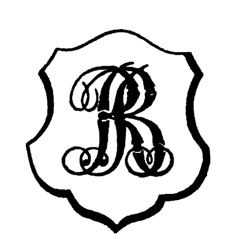
PAULUS CASSEL

# GESAMMELTE SCHRIFTEN.

*ERSTER BAND.*

---

## DAS LEBEN DES MENSCHEN IN GESCHICHTE UND SYMBOL.



BERLIN.
DRUCK UND VERLAG VON R. BOLL.
1893.

Seiner Hochwohlgeboren

Herrn

# Freiherrn Wilhelm von Tettau

Dr. Philos., K. Oberregierungsrath a. D.

Ritter hoher Orden

**Präsident der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften**

werden diese Blätter

zu seinem 88jährigen Weihnachten

in herzlicher Verehrung geweiht

von

D. Paulus Cassel

ehemal. Secretär der Akademie.

Hochverehrter Herr Freiherr!
Verehrter, theurer Freund!

Endlich ist es mir gelungen, Ihnen öffentlich die Ehre zu geben, die Ihnen nicht blos um Erfurt und seine Geschichte, und um die Erhaltung und das Gedeihen der Erfurter Akademie gebührt, sondern auch den Dank hinzuzufügen, den ich seit meinem Aufenthalt in Erfurt für Sie bewahrt habe.

Es sind 42 Jahre, seitdem ich nach Erfurt gekommen bin; Erfurt hat in Ihnen eine bedeutungsvolle Wandlung erlebt, und überall war Ihr Name glänzend sichtbar als eines anregenden und helfenden Geistes — sowohl amtlich wie privat; wohlthätige Werke fanden Sie an ihrer Spitze; Wissenschaft und Gewerbe beförderten Sie durch Einfluss und eigene Thätigkeit; mit den Besten waren Sie verbunden und das Beste in Gesellschaft und Leben haben Sie befördern helfen; man wird kein Ereigniss, keine nennenswerthe Schöpfung, keine

Aeusserung des städtischen Lebens anführen können, mit denen nicht Ihr Name und Geist verbunden gewesen wäre — und zwar nicht blos in der Blüthe Ihrer Manneskraft vor 40 Jahren, sondern bis in Ihr hohes Greisenalter hinauf — wo der Achtundachtzigjährige noch als Präsident der Akademie thatkräftig waltet und anregt.

Städte, und namentlich solche mit grosser und lehrreicher Vergangenheit bedürfen der Männer, welche die Interessen ihres Lebens wie in einen Brennpunkt sammeln und an die man denkt, sobald man ihnen forschend und lernend naht. Ein solcher waren Sie für Erfurt; Sie waren sein Bürger nicht von Geburt — aber Sie wurden durch ein langes thätiges Leben mehr heimisch in seiner alten und neuen Zeit als tausend andere, die an den Ufern der Gera geboren waren; Sie waren kein Bürger der Bequemlichkeit; Sie widmeten Zeit und Studium den städtischen und künstlerischen Fragen der Zeit. Jedermann kannte Sie — an Sie kamen Fragen und Bitten; überall waren Sie ein nicht müssiges Mitglied. — Viele lebten in Erfurt blos um zu geniessen; Sie verbanden mit dem Genuss eine wirklich gemeinnützige Musse.

Erfurt hat grosse und gedankenvolle Männer durch seine Strassen schreiten sehen; Luther, dessen Denkmal jetzt ein schöner Schmuck der Stadt ist, weilte

darinnen; die Statthalter v. Boineburg und Dalberg wird Erfurt uud seine Bibliothek nicht vergessen können; Wieland hat darinnen gedichtet und gelehrt; Goethe und Schiller waren seiner Akademie Mitglieder — ebenso wie der junge Alexander v. Humboldt. Ein interessanter Einwohner Erfurts in den fünfziger Jahren war General v. Radowitz; Ideal und sinnig angeregte Männer fand ich, als ich 1850 nach der alten Hauptstadt Thüringens kam: Alfr. Graffunder, dessen evangelische Anregungen mir nicht verloren gingen, Chr. Werneburg, in dessen Haus ich wohnte, voll humaner und edler Gedanken, Regierungsrath Volck, dessen katholische Sympathien mich nicht verhinderten, in seinem Hause gern zu sein — Karl Herrmann, mein treuer und seltener Freund — und alle haben Sie überlebt — keine Ihrer Strebungen ging in Ihnen verloren und mir blieb in Ihnen ein dauernder, wahrhaft gütiger Freund. Acht Jahre habe ich mit Unterbrechung einiger Monate in Erfurt gelebt (von März 1850 bis 1. Januar 1859); sie gehören zu den wichtigsten meines Lebens. Was ich in ihnen gewonnen habe, ist mein Schatz, meine Kraft und Hoffnung geworden, ich werde darum meiner geistlichen Freunde Rothmaler, Bieck und Scheibe nicht vergessen; in meinem ganzen socialen und litterarischen Leben fand ich überall Sie

als Gönner und Förderer, als selbstlosen Freund und Rathgeber.

In den Vorträgen, die wir vor 40 Jahren für das Schiller- und Goethedenkmal in dem Saal des vergangenen Rathhauses hielten war ich Ihr College; in den patriotischen Versammlungen jener Zeit war ich stets Ihr Redner; in der Akademie war ich Ihr Secretär, den Sie gütiger Weise überall frei schaffen liessen; in meinen Arbeiten für die K. Bibliothek waren Sie mein gütiger Mäcen; in den vielfachen litterarischen Arbeiten, die ich unternahm, würde ich ohne Ihre Bibliothek kaum haben fortschreiten können — da die öffentliche Bibliothek der neueren Litteratur entbehrte, und im socialen Leben verband uns ein Vertrauen bis in das tiefste Herz.

Es lässt sich nicht alles schreiben, was doch empfunden wird; das, was am meisten unvergesslich ist, lässt sich am wenigsten wie statistisch controliren. Die acht Jahre meines Erfurter Lebens sind überhaupt nicht zu vergessen. Wer sich seine Erinnerung abschneidet, gleicht überhaupt dem unglücklichen Mann bei Chamisso, der seinen Schatten verlor — und es giebt keine Erinnerung ohne solchen. Verlöre ich sie, und die Erfurter zumal, würde ich eine Lichtsäule verlieren, die unersätzlich ist.

Freilich sind es schon 33 Jahre, seitdem ich aus Erfurt nach Berlin zurückkehrte — als ich zum

ersten Mal in einem grossen Kreise auftrat, war es der Tag, wo Kaiser Wilhelm II. geboren ward — aber weder die Fülle von Arbeiten, die ich antraf, noch die weiten Aufgaben, die mir die Grossstadt stellte, liessen mich Erfurt aus den Augen verlieren.

Es ist das Glöcklein von Büssleben nie verhallt, ich hatte Rothmaler nicht mehr wiedergesehen — Consist. Bieck honnte ich in meinem Hause begrüssen und Consist. Scheibe sah ich in seinem Herbstabend in Eisleben wieder. — Es war eine ungemeine Thätigkeit, die mir in Berlin zu Theil ward. Die wissenschaftlichen Vorträge und Reisen hätten allein ausgereicht, mich völlig in Beschlag zu nehmen — aber ihr Erfolg gab vermehrte Kraft; ich konnte eine Fülle gelehrter Studien machen — war doch auch jeder Vortrag eine originale Arbeit. Es waren schöne Tage, in denen ich patriotisch wirkte, die deutschen Reden im Schauspielhaus waren wohl einzig in ihrer Art. Damals, als ich einmal aus dem Schauspielhaus kam, trat mir eine verhüllte Gestalt traurig entgegen, die mich specifisch an Sie und Ihr Haus erinnerte. Alles krönte die 23jährige Arbeit an der Christuskirche, welche Tyrannei des Geldes und des Buchstabens schloss und die nun bald ihrer Erlösung harrt.

In all' den Aufgaben war ich nicht undankbarer

wie der Fluss, der in seinem breiteren Strome des stilleren Ausgangs nicht vergass.

Immer zog es mich wieder nach Erfurt wie in eine Heimath — immer suchte ich Sie auf, wenn ich hindurchkam, der Sie wie eine einsame Säule aus all' den alten Erinnerungen an Personen und Dinge aufragten. Namentlich der Tod Karl Herrmann's, des Ihnen nahe Verwandten, hatte mich schmerzhaft berührt.

Es ist aber Zeit, dass ich diesem Angedenken einen lebendigen Ausdruck gebe; der Morgenhauch der Ewigkeit weht schon über Ihr theures Haupt; und ich habe, je kürzer meine leiblichen Augen wurden, um so tiefer über die Zäune der Zeitlickeit schauen gelernt.

Ich habe einen grossen Theil meiner Schriften zu sammeln beschlossen; der erste Band, dem die Akademie zu seinem Erscheinen verhilft, soll Ihren Namen und meinen Dank der Welt der Litteratur verkünden.

Nehmen Sie die Huldigung gütig und freundlich an!

Für die Akademie mag dieser erste Band ein Zeichen meiner herzlichen Erkenntlichkeit und ungebrochenen Verbindung sein.

Ich weiss nicht, ob die zukünftigen Bände von mir noch herausgegeben werden — ob ich Unterstützung genug finden — ob ich noch Lebenszeit genug haben werde — sie werden aber alle Nachfolger der Liebe und Verehrung sein, die mich mit Ihnen verbindet.

Gott segne und mehre Ihr Alter nach seiner Huld! Er mache Sie noch lange zum Schmuck Erfurts, der Akademie und vor allem Ihres Hauses.

Von ihrem Vater, dem Geschichtschreiber der Familie, mögen die Kinder lernen, in der Geschichte eine ehrenvolle Stellung zu finden.

Friedenau, 21. November 1892.
bei Berlin

D. **Paulus Cassel.**

---

# Inhalt.


| | Seite |
|---|---|
| Die Symbolik des Myrtenkranzes | 1 |
| Die Rose und ihr Symbol | 41 |
| Etwas von der Nachtigall. (Eine Pfingsterinnerung) | 65 |
| Die Symbolik des Ringes, zumal des Trauringes | 85 |
| Anhang dazu | 138 |
| Die Symbolik des Schleiers | 142 |
| Der häusliche Heerd | 170 |
| Von Namen. (Eine Betrachtung) | 185 |
| Die linke Seite | 197 |
| Von der Mystik des Kuchens. (Ein zeitgemässer Brief) | 213 |
| Das Spielhaus auf dem Monte Carlo in Monaco. (Ein socialer Appell an Europa) | 232 |
| Das Schach | 270 |
| Die bildende Kunst und das Volk | 282 |
| Die Musik und ihr Einfluss auf die Menschen | 301 |
| Die Jagd. (Iron und Isolde) | 321 |
| Der ewige Jude | 367 |
| Grab und Scheiterhaufen | 411 |
| Je länger je lieber | 441 |

# Die Symbolik des Myrtenkranzes.

Die Prinzessin in Göthe's Tasso sagt zu Leonoren:

„In diesem schönen Lande hat man mir berichten wollen,
Wächst vor andern Bäumen die Myrte gern.“

Auch unser Land ist schön. Es wächst auch bei uns die Myrte gern und oft. Mehr als die Gartenkunde offenbart das Kirchenregister, wie sehr sie gedeiht. Gewiss ist die Stunde, in der ein Brautpaar glücklich vor den Altar tritt, die schönste seines Lebens. Lieblicher sieht ein Menschenkind nicht aus, als wenn die Braut von der Myrte geschmückt, vom Schleier umwallt, im Gelöbniss vor Gott, von dem, der ihr verbunden wird, den Ring empfängt. Die erste Myrte — man darf es sagen — glückliche Bräute und Gattinnen stimmen ein — ward im Paradiese gewunden. Paradiesischer Duft geht noch immer von ihr aus. Aber nicht alle Bräute wissen, wenn sie den Kranz auf dem Scheitel tragen, warum sie ihn tragen können. Sie kennen seine Geschichte nicht; er schliesst ein Bekenntniss und eine Verpflichtung ein. Darüber zu reden, ist immer eine gute Zeit. Liebe und Ehe sind international. Land und Jahreszeit schränken sie nicht ein. Es ist eben ein Menschenglück — ein Menschengeschick, welches die Myrte umwindet.

Kennst du das Land, wo die Citronen blühn,
Die Myrte still und hoch der Lorbeer steht.

Wir kennen das Land — unser Vaterland. Wir entbehren der Citronen nicht. Hoch steht der Lorbeer im Ruhme unseres Volkes und der Myrte Stille hat noch immer des Glückes Fülle bedeutet.

Der Name des Kranzes kommt wie Corona, wie Kreis, Circus, vom Umschliessen und Umschlingen her. Er umschliesst das Haupt, wie der Ring die Hand. Er umringt die Gedanken, wie jener die That. Eine Fessel drückt der Kranz wie der Ring aus. Prometheus galt gleichsam als der Urmensch. Als von ihm die Götter Busse und Gehorsam erzwangen, hatte er Fesseln getragen; als er sich in Demuth ergab, empfing er den Ring. Der Kranz wurde das Symbol der Fessel —, wie an die Stelle des eisernen Ringes der Schmuck des goldenen trat. Aeschylus*), der Dichter, spricht dies aus: es sei der Kranz zur Erinnerung an den Prometheus eingesetzt und das Gegenbild seiner Fessel (ἀντίποια τοῦ ἐκείνου δεσμοῦ).

Anderswo nennt er den Kranz „der Fesseln schönste seit des Prometheus Sage“ (δεσμῶν ἄριστος). Dasselbe Bild gebraucht Tertullian**), der Kirchenlehrer, der die Kränze hasste, als er sprach: Was für eine Empfindung hat man vom Kranze? Nichts als die Empfindung einer Fessel, weil man weder die schöne Farbe sieht, noch den Duft einathmet, noch die Zartheit sich bemerklich macht.

Der Kirchenvater kannte wohl die schöne Symbolik, welche die Griechen ursprünglich in den Kranz niederlegten. Man trug ihn zum Zeichen der Abhängigkeit von den Göttern. Wie

*) Bei Athenäus p. 674.

**) De corona militis cap. 5 Schluss: „Quis coronae sensus? Nisi vinculi tantum.“

der Horizont des Himmels einen Kranz um das Menschenleben legt und die Masslosigkeit und Ungezügeltheit des menschlichen Geistes gewissermassen bändigt, der allein Herr zu sein meint, so stellt der Kranz die Fessel dar, in der der Mensch seinen Dienst vor den Göttern und seinen Gehorsam abbildet. Und es war eine schöne Fessel. Wie man als Opfer das Beste darbrachte, so geschah die Demuth vor den Göttern in dem schönen Reif. Sappho*) dichtete: dass Blühendes den Göttern lieb sei, die ungern haben, wenn die Opfernden unbekränzt sind. Man huldigt im Symbol des Kranzes den Göttern nicht im eisernen Trotz, sondern in der schönen Freiwilligkeit, und zwar mit den Blumen, welche den besonderen Göttern lieb und heilig waren.

Natürlich wurden die Gottesbildsäulen und Altäre ebenso bekränzt, wie man selber den Kranz trug**). Weil Hippolyt

---

*) Bei Athenäus p. 174. Was er aus Aristoteles anführt, der den Kranz erkläre als das Zeichen der Vollkommenheit, weil man den Göttern nichts Verstümmeltes darbiete, so geht das auf denselben Gedanken zurück. Es erinnert an die Opfer Abels und Kains. Abel würde nach griechischem Brauch einen Kranz getragen haben.

**) Man bekränzte auch die Becher beim Mahl. Der Dichter Alexis sagt (bei Athenäus p. 472a): „Ich kränzte mit Epheuzweigen den Becher“ (ἔστεφα). Trotzdem dies bekannt war, hat man doch den berühmten Versen des Homer einen wunderlichen Tort angethan.
Es heisst in der Ilias I. 469:

„κοῦροι μὲν κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο“

dies hat man nun von jeher ganz ohne Grund übersetzt, was Voss auch that

„Füllten die Jünglinge schnell die Krüge zum Rand mit Getränken“.

Um nun die seltsame Umwandlung der Bedeutung von ἐπιστέφειν, aus Bekränzen in Anfüllen zu erklären, deutete man das Bekränzen auf ein bis zum Rand anfüllen. Alte Erklärer thaten dies schon; Buttmann (Lexilogus I. 96), dem die Neueren nachfolgen, meint, es könne nicht mehr gezweifelt werden, dass es nichts anderes als Anfüllen bedeutet. Ein junger holländischer Gelehrter (Hesseling, de usu

in der Dichtung, welche Euripides zumal herrlich darstellte, allen Göttern die Altäre bekränzt hatte, ausser dem der Aphrodite, zog er sich deren Empfindlichkeit und Strafe zu.

Der Kranz war das nothwendige Zeichen des Gottesdienstes. Man konnte nicht die Götter anrufen oder um ein Orakel fragen, ohne ihn.

---

coronarum apud Graecos, Lug. d. Bat. 1886 p. 13, 14) meint sogar, es heisse nur auf das Wasser im Becher den Wein giessen. Nun giebt es aber einen alten grossen Erklärer der Stelle, den man nicht hätte beseitigen sollen, das ist Virgil, der in seiner Aeneis (zumal I. 723 cf. 7. 147) den homerischen Vers in seine Dichtung überträgt und sagt:

Crateras magnos statuunt et vina coronant
Setzen gewaltige Becher, indem sie den Weintrank bekränzen.

Was Virgil darunter verstand ist ja klar. Man bekränzte den Trunk in den Bechern, wie es Aen. 3. 525 heisst: Anchises magnum cratera corona inducit, wie es bei Statius heisst (Theb. 8. 225) serta, coronatumque onerum, oder bei Tibull Lib. II. Eleg. 5. 98 „coronatus stabit et ante calix" etc. Buttmann zweifelt nicht daran, dass dies die Meinung Virgils sei und will nun dem Dichter unterschieben, dass er den Homer nicht verstanden habe. Virgil verstand als ein Dichter — und diesen Vorzug hatte er vor Heyse und Buttmann voraus — den Homer nicht blos sprachlich sondern auch poetisch; die Zeile des Homer bedeutet nichts anderes.

Es muss eben in dem Vers κοῦροι μὲν κρητῆρας ἐπεστέψαντο ποτοῖο das κρητῆρας zu ποτοῖο gezogen werden. Die Jünglinge kränzten die Becher des Trankes (wie sonst vorkommt κρατὴρ γάλακτος oder αἵματος), die mit dem Trank erfüllten Becher wurden gekränzt. Wenn es weiter nichts als eingiessen bedeutet hätte, so konnte ja ein anderes Wort ἐπιχέειν gebraucht werden. Jedenfalls war das Umkränzen des Bechers irgend ein religiöser Akt; der Kranz drückte die Widmung an die Gottheit aus, was bei den Christen zum Gebete bei Tisch geworden ist. Wenn also nun um der homerischen Stellen willen (Ilias 1. 470, 9. 175, Odyss. 1. 148, 3. 339, 21. 279) das Wort ἐπιστέφειν gar nicht mehr in den Wörterbüchern bekränzen, sondern nur anfüllen heissen soll, so ist das Unrecht. Es ist nur so zu verstehen, dass man nicht eher eingoss, als der Kranz darum gelegt war. Das Kränzen war die erste, gleichsam die geistliche Handlung, darum wurde Kränzen und Einfüllen mit einem Worte genannt.

„Welch ein Gott blieb unbekränzt“ heisst es beim alten Dichter.

In Samos war der eigenthümliche Gebrauch, sich am Feste der Juno mit Weidenkränzen (λύγος) das Haupt zu umwinden. Es wird eine wunderliche Sage erzählt, welche diesen Brauch erklärte: Seeräuber hatten die Bildsäule geraubt — als sie sie nicht fortbringen konnten, weil das Schiff unbeweglich ward — brachten sie die Statue wieder ans Ufer zurück. Von den Samiern, die sie fanden, sei sie nun mit Weiden festgebunden worden — worauf die Priesterin Admeta sie wieder reinigte. Seit der Zeit wurde am Ufer ein Fest gefeiert mit Weidenkränzen ums Haupt. Den Carern wäre durch Orakel gesagt worden, dass sie durch ihre räuberische That Strafe verdient hätten. Eine bessere Sühnung könnte nicht geschehen, als dass sie ihre Sünde wie Prometheus büssten. Jener müsste statt der Fesseln immerhin einen Kranz tragen, so sollten sie auch thun. Die Weide (lygos) wurde in der That darum gewählt, weil sie besonders zum Binden und Umwinden geeignet und gebraucht war (πρὸς δεσμοὺς καὶ πλέγματα) und darin deutlich das Bild der religiösen Abhängigkeit und Gebundenheit unter Hera, der Göttin, offenbaren, welche die Beschützerin von Samos war. —

Im Dienste des Dionysos trug man Kränze aus Epheu. Die Alten drücken sich über den Grund davon nicht deutlich aus, aber der Epheu umschlingt den Weinstock. Er war so das Symbol von der innigen Anhänglichkeit an den Gott des Weinstocks. Die Sage drückt das aus: Ein Jüngling Kittos sei dem Dionysos in unerschütterlicher Anhänglichkeit in religiösen Tänzen nachgefolgt. Bei einem Tanz mit grossen Sprüngen stürzte er. Dionysos schuf ihn zum Epheu um, der darum Kittos heisst. (Vom Verlangen und An-

schliessen*). Als Dionysos einst von Seeräubern gefangen schien, rankten sich traubenschwere Reben um den Mast, den der dunkelblättrige Epheu völlig umwand. Aus dieser Freundschaft des Epheu mit dem Wein geschah, dass, wie Cato sagt, man durch ein Gefäss aus Epheu sogleich erfährt, ob der Wein, den man hineingiesst, mit Wasser gemischt sei oder nicht. Denn der Wein läuft durch die Poren, das Wasser bleibt zurück.

Als Daphne vom Apollo, der sie liebte, in einen Lorbeerbaum verwandelt war, sprach er, wie Ovid schildert: „Mein Weib kannst Du nicht sein, so sei mein Baum. Immergrün sei Dein Laub; an Dir hängt meine Cither, mein Köcher; Du sollst ein Triumph der Römer sein, Du sollst die Thore der Römischen Kaiserpaläste schmücken."

Die dem Apollo opferten, schmückten sich das Haupt mit Lorbeerkränzen.

Noch weihevoller war der immergrüne Olivenkranz. Der Oelbaum war dem Zeus geweiht. Offenbar stammt dies aus dem Orient. Das griechische ἔλαιον, Oel, ist mit dem hebr. *El* verbunden worden. Zeus war der eigentliche Gott El. In den Spielen des Olympiers in Olympia erhielten die Sieger einen Olivenkranz. Aus dem Haupt des Zeus ward Athene geboren. In dem Streite der Athene mit Poseidon und der

---

*) Der deutsche Name Epheu ist auch noch im Grimmschen Lexicon dunkel geblieben. Die althochdeutsche Form ist Ebah, ebowe, ebouwe, ebhouve, woraus Epheu entsprang wie ago, ifig, ivy. Die Namen sind meist alt, vielfach aus anderen Sprachen entlehnt. Auch bei den Thiernamen sind ähnliche Geschlechter in den Namen vertauscht. Wie Epheu mit Eppisch verwandt ist, so gehört dazu das lateinische apium. Mit diesem verbunden ist das hebr. עבות, עבה was als Holz, Pflanze, Abot bei der Darbringung des Palmenzweiges gebraucht wurde und neben Hadas-Hadas, der Myrte, stand. Vom Umwinden oder Umflechten scheint es benannt.

Stadt Athen gab der Meergott ein Schiff, das auf der blauen Meerfluth fuhr; Athene schuf den immergrünen Oelbaum. Olivenkränze waren ihr heilig; wer ein Olivenblatt nimmt, so war der Aberglaube, und drauf schreibt: Athene, und bindet es um den Kopf, dem vergeht das Kopfweh.

Der Aphrodite, der lateinischen Venus, der vielbewunderten, viel verkannten und viel beschmutzten war die Myrte geweiht.

Die Göttin Aphrodite ward, wie die Sage geht, aus dem Schaum des Meeres geboren und zwar des Griechischen im besonderen Sinn. Der griechische Geist ward zumeist von ihr abgebildet. An ihr zeigte sich das Ideal der griechischen Schönheit. Ihr Geschick war das der Griechen auch.

Die griechischen Götter sind alle von ihrer Höhe gesunken, als das Volk nicht mehr die Begeisterung von Marathon und Salamis besass. Erst waren sie die Kunstwerke ihres Volkes — und wurden Stein und Fleisch mit ihrem Volke. Zeus wurde zuletzt in Kreta begraben — Herakles wurde aus einem Lichtkämpfer zuletzt ein Athlet und Fleischfresser — und Aphrodite war nicht mehr die Schaumgeborne, sondern die Tochter des Sumpfes und der Lust. Aber nicht nach den Verzerrungen der späteren Zeit, sondern nach ihren ursprünglichen Ideen müssen die Dichtungen von Aphrodite verstanden werden. Sie war die Tochter des Meeres, welches die Menschen nicht trennt, sondern verbindet. Poseidon ward in uralten Ehefesten gefeiert — sie war die schöne Verbindung der Menschen untereinander; sie vermittelte den Frieden der Menschen durch ihre schöne Sinnlichkeit; sie war grade das Ideal einer mit Poesie geshmückten Liebe der rohen Lust gegenüber, die ja unser Volk auch Liebe nennt. Auf die Nothwendigkeit des Reizes zur Fortpflanzung der Menschen legte sie Duft und Geist.

Darum war ihr die Myrte geweiht, die duftvolle und immergrüne; deren Reiz sollte die Liebe schmücken. Dass die Myrte beständig ihr Abbild blieb, beweist am besten, wie sehr Anmuth und Duft ihre edle Romantik begleitete. Auch die griechische Gesellschaft hatte in der späten Zeit nicht den Charakter roher Trinklust und Buhlerei — sondern den Reiz der Anmuth und des Geistes.

Was Virgil von ihr dichtete:

Herakles liebte zumeist die Pappel, Bacchos die Reben,
Phöbus gehörte der Lorbeer — die schöne Myrte der Venus

traf überall ein. Die Myrte war der Aphrodite stete Begleiterin. Es ist keine oberflächliche Erzählung, in welcher Paris, der trojanische Sohn des Priamos als Hirt zum Schiedsrichter zwischen den drei Göttinnen erwählt ward; Venus erschien dabei mit Myrten bekränzt. Euripides hat einen seltsamen Bericht davon (Troad, V. 910 nach Bothe). Helena spricht:

Und des Kroniden Kind verhiess ihm, sagte sie,
Als Phrygerfeldherrn die Zerstörung Griechenlands;
Hera versprach Europens Land und Asien
Zur Herrschaft Priamos Sohne, gäbe er ihr den Preis.
Doch Aphrodite bot mir Liebe, wenn sie siegt in diesem Streit der Schönheit!

(vergl. Eurip. Helena V. 27.)

allein der Dichter hat sich die Sage nach seinem poetischen Bedürfniss zurecht gelegt. Sie ist viel tiefer*). Paris wählte nicht die einsam stolze Macht, nicht die einsam jungfräuliche

*) Vgl. Catulli in nuptias Juliae et Manlii, carmen 61, ed. Döring I. 182.

Verut ad Phrygium Venus
Iudicem, bona cum bona
Nubit alite virgo
Floridis velut eminens
Mystus Asia ramulis.

Weisheit — sondern das schöne Glück der Gemeinschaft des Genusses am Frieden. Er schätzte die Liebe höher, als der Hera und der Athene Gaben. Er fand Hera und Athene weniger glücklich. Als er nun, wie man dichtete, die Helena geraubt, welche Aphroditen an Schönheit glich und ein mythisches Abbild von ihr war, so geschah damit das Gegentheil von dem Raube der Sabinerinnen durch die Römer. Der Raub des Paris*) brachte den Krieg hervor —; der Raub der Römer ging in den Frieden der Ehe über und es versöhnten sich Römer und Sabiner unter Myrtenreisern. Aber Helena's Raub hatte die Myrte zerrissen und es entstand Krieg; Römer und Sabiner hoben den Kampf auf durch die Vermittelung der Myrte. Denn Streit der Völker, Gegnerschaft der Parteien durch Ehen zu versöhnen, ist ihr grösstes Werk. Wenn auch die Myrte nicht immer grünend blieb.

Ein Gegenbild von Paris ist der syrische Adonis. Er war nicht minder ein Liebling der Venus. Er war darum aus einer Myrte geboren, in welche Myrrha (die Duftende) verwandelt worden war. Adonis war das Sinnbild der schönen Cultur mit Frühlingspracht und wurde erschlagen von einem Eber, dem Bilde der wilden Gier — und des Winters, wie Baldur in der nordischen Sage von den Listen des bösen Loki fällt. Schöne andere Sätze drücken diese freundliche Eigenschaft der Myrte aus.

---

*) In der Ilias 24, 28—30 wird des Richtspruches des Paris (Alexandros) gedacht, aber wenn es dort heisst, dass er die Aphrodite vorgezogen, ἥ οἱ πόρε μαχλοσύνην ἀλεγεινήν weil sie ihm zuchtlose Sinnlichkeit versprochen habe, so haben die alten Kritiker Recht gehabt, wenn sie den Vers verwerfen; er ist in späterer Zeit entstanden, in welcher die Venus als Göttin in der Machlosyne angesehen wird. Das Wort ist sonst nicht homerisch. Die rechte Lesart zeigt sich bei Aristophanes, der κεχαρισμένα δῶρα dem Paris versprochen sein lässt.

Ein alter Dichter will bei der Mahlzeit von allen anderen Blumen absehen:

„Myrten allein wollen wir haben,
Alle anderen Blumen verkaufe."

Nicht ohne Grund war es, wenn der Andere Recht hat, welcher sprach: „Bei der Mahlzeit des Gottes gab Jeder von ihnen, was er hatte: Herakles das Fleisch, Ceres das Brod, Bacchus den Wein und Venus die Myrte"; alles Andere wurde ein roher Genuss ohne sie.

Der gelehrte Lydus weist auf den Brauch und Missbrauch der Myrte hin, wenn er berichtet: Die ehrbaren Frauen ehren die Aphrodite um Eintracht und gesetzten Lebens halber (ὁμονοίας καὶ βίου σώφρονος), aber die Menge der schlechten Weiber kränzen sich, während sie in den Bädern der Männer baden, mit Myrten".

Berühmt sind die Verse Schiller's:

„Und mit einem Kranz von Myrten
Naht die Götterkönigin;
Und sie führt den schönsten Hirten
Zu der schönsten Hirtin hin;
Venus mit dem holden Knaben
Schmücket selbst das erste Paar;
Alle Götter bringen Gaben
Segnend den Vermählten dar." —

Die Myrte ist ganz der Aphrodite geweiht; sie duftet überall ihr Wesen aus; wo ihr Symbol — wie fern es auch scheinen mag — sichtbar wird, ist ein Gedanke an Aphrodite zu erkennen; sie hat bei der Venus keinen andern Nebenbuhler als die Rose. Eine Parallele mit dieser erklärt manches Symbol Beider.

Die Rose wurde roth, als das Blut des Adonis vergossen ward; aus der Myrte wurde Adonis geboren. Als Eva zuerst

sich schämte, geht die Sage, wurde die Rose röthlich wie ihre Wange. Als Venus aus dem Meere gestiegen und lüsterne Satyre ihr nachfolgten — schämte sie sich und barg sich wie jene mit Feigenblättern, so mit Myrtengebüsch. — Die Rose*) ist roth wie Blut — die Myrte ist grün, wie die neugeborene Frühlingssaat. Dass die Myrte die Neugeborenen stärkt (τὰ σώματα τῶν ἀρτιγενῶν) ist ein alter seltsamer Satz (cf. Lydus 1, 45). Aphrodite bedeutet keine hündische Lust, obschon sie zu ihr entweiht ward. Auf ihr ruht der Duft der Sehnsucht und des edlen Genusses. Die Rose duftet sanft: die Myrte duftet frisch. Das ist ihr schönster Schmuck. Um des immergrünen Reizes und des frischen Duftes willen, wird sie das Symbol der Göttin. Joh. Lydus sagt, dass sie von allen immergrünen Pflanzen (ἀεὶ θαλῶν φυτῶν) die duftigste sei. Servius berichtet, dass Venus, als sie die Myrene in eine Myrte verwandelt, ihr dauernden süssen Duft verliehen habe. (Perpetuo et suavi odore gauderet.) Der Phrygier Dares schildert Achilles in seiner Schönheit und Myrtengleiche — von ihrem Duft. Die Rose verwelkt wie Adonis mit dem nahenden Herbst — aber die Myrte grünt immer wie Aphrodite selbst. Die Rose ist so gewissermassen die Liebe der Sehnsucht — und die Myrte die Liebe der Erfüllung und des Genusses, die wie die Ehe bleibt. Rosen waren daher zumeist von Jungfrauen getragen, der Kranz der Myrten umschloss das Haupt der Vermählten. Ruth, die Moabitin, hiess die Rose**)

---

*) Ueber die Rose siehe weiter hinten Kapitel: „Rose und Nachtigall“.

**) Ueber Ruths Namen ist in meinem Commentar zu Ruth (II. Ausg. p. 271 im Anhang zum Buch der Richter) und über Esther meinem Commentar zu Esther, (p. 58 deutsch) gesprochen.

Die Myrte hat eine Stelle im Persischen Cultus gehabt. Ihr Name war von jeher bei ihnen „murt“ oder im neuen Persisch „murd“.

und Esther die Königin führte den Namen Hadassa die Myrte. Merkwürdige Wortspiele zeigen sich ungesucht bei den Namen Beider. Eros klingt mit Rosa zusammen, und Amor giebt Mor, Myrrha und Myrte wieder. Rosa verhält sich zum Griechischen Rhodus (s = d) wie Myrsine und Myrtus dieselben Namen sind. Rosa hat ihren Namen von der Farbe, aber die Myrte von dem Duft. Die Priesterin Myrene war (von μῦρον, כנור Salbe,

---

Von ihrer immergrünen Natur handelt es sich, wenn in Segenswünschen wie (bei Zendavesta ed. Kleucker 2. 161) heisst: „Ja werden diese Wünsche zu deinem Segen, so lange Mond und Sonne, Wasser und Wein und Myrten und Muskus .... dauern". Im Bundehesch (31. 16 ed. Justi p. 20) zündeten die ersten Menschen Holz von Rohr, Kendar, Granaten, Palmen, Datteln und Myrten an. Als Früchte bringend zur Nahrung des Menschen war wunderbarer Weise Mirtealotey genannt, (cf. Justi p. 240). Frische blühende Vegetation war den Persern ein Stück Religion. Sie freueten sich des Duftes an der Myrte zumal, und Duft gehörte zum Opfer (cf. Ezech. 20. 28). Daher erklärt sich, wenn Herodot berichtet (1. 182), dass der Persische Priester einen Myrtenkranz um den Kopf trägt, und auch Strabo, (116. 15. V. 3. 14. ed. Paris, p. 624) dass sie das Opferfleisch auf Myrten und Lorbeer legen. Wenn Bötticher (Baumcultus, p. 453) aus derselben Stelle des Strabo berichtet, dass die Persischen Priester Myrtenruthen in Händen haben, so ist das Folge einer Flüchtigkeit mit der δέσμην ῥάβδιον μυρικίνων für Myrten, während die Myrika die Pamariske vorstellt. Es war desgleichen eine Flüchtigkeit, wenn er die Erwähnung der Zweige des Barsom, Bereçma (im Vendidad cf. Spiegel Einleit. in den Vendidad II. p. LXVIII) diese für Myrten hielt. Ich bin überzeugt, dass dieses ברסם nichts anderes ist als ברוש wenn die Cypresse den immergrünen Baum bedeutet und auch auf andere Bäume übertragen wird (auch auf Pamarisken). Dass Myrten gestreut wurden, als die Brücke über den Hellespont geschlagen wurde — wie Herodot erzählt — und man in Susa desgleichen that, als die Nachricht von der Eroberung Athens dahin kam — bedeutete die Freude, welche man darüber hatte. Wohlgerüche drückten die Freude aus. Reizende Myrtengebüsche finden sich noch heut in Persien. In einem Schutthügel bei Sumbelah in Iran war eine Quelle mit Myrtengebüsch umgeben, der das Volk, wie Rawlenson bemerkt, ohne es zu wissen, darum eine mystische Verehrung bewies (Ritter, Asien 9. 482).

Duft) von Venus in Myrte verwandelt worden. Myrrha ist dasselbe Wort wie Smyrna, Rhodus hat die Wappen der Rose. Die beiden Städte Smyrna und Rhodus stehen an der Spitze der Städte, die Homer in ihrem Volk geboren haben wollen. Die Dichter begnügen sich doch nicht mit Lorbeer allein, sie wollen auch Rosen und Myrten haben.

Ein arabischer Dichter stellt ein Zwiegespräch zwischen Myrte und Rose dar, die Myrte hat die Rose aufgefordert, das Leben zu geniessen.

Die Rose tadelt das und sagt unter Andern: „Kannst du führen eine ähnliche Sprache, du, der Fürst der duftenden Pflanzen!... Lass dich von deiner Schönheit nicht berauschen, weil deine Zweige sich weich wiegen — deine Blätter von einem harmonischen Grün sind und dein Ursprung ein edler ist. Du bist das Bild der glücklichen Tage der Jugend, welche mit grosser Geschwindigkeit fliehen und verschwinden." Aber Azzeddin Elmocadissi*) thut der Myrte unrecht. Denn ihr Immergrün verwelkt nicht so geschwind wie die Rose, und Bulbûll singt früher über der Rose als über der Myrte Grab. — Berühmt ist das Tempelbild der Grazien (bei Pausanias); eine hält eine Myrte, eine die Rose — die dritte einen Würfel; im Rosen- und Myrtenglück spielt der Würfel mit. Es sind nicht immer glückliche Würfe, die gethan werden.

Rosen und Myrten schmückten die Mahlzeit. Bei Athenäus heisst es: „Sie wählten für die Mahlzeit den Myrtenkranz, welcher zusammenzieht und die Ausdünstungen des Weines hindert, oder einen Rosenkranz, welcher die Schwere des

---

*) Les oiseaux et les fleurs, allégories morales d'Azzeddin Elmocadissi, avec une tradition et des notes. Par M. Sarcus, Paris 1821, p. 15 etc.

Kopfes etwas beruhigt und vom Trunke Glühende abkühlt." Man gebrauchte Myrtenwein wie Rosenwein, Myrtenöl wie Rosenöl, Rosensalben und Myrtensalben. Der orientalische Name der Myrte הדס hadas hängt sicher zusammen mit dem griechischen ἡδύς lieblich — wie der persische Name der Rose gul vielleicht mit dem griechischen γλυκύς.

Bedeutungsvoller ist folgendes: Bekanntlich ist die Rose das Bild des Geheimnisses. Es ist nicht durch eine bestimmte Nachweisung anzugeben, ob das Sprüchwort *sub rosa* dem Alterthum schon angehört. Ein Geheimniss verbirgt auch seinen Ursprung. Der Reiz der Liebe ist immer das Mysterium.

„Was in der Rose blüht, wissen die Lieblinge nur."

Sie prangte an den Speisetischen der Gesellschaft, um das Gesetz dèr Vertraulichkeit anzudeuten. „Was wir kosen, bleib' unter den Rosen."

In höherem Sinne war darum in altdeutschen Kirchen eine fünfblätterige Rose über dem Beichtstuhl angebracht.

Auch die Myrte war ein ähnlich Symbol. Die Eingeweihten in den Eleusinischen Mysterien trugen einen Myrtenkranz. Man sagte, dass die Seelen der Eingeweihten sich in Myrtenhainen aufhielten. Daher hatte Cekrops ein Bild des Hermes dargestellt, das von Myrten bedeckt war. Hermes war der Seelenführer in den Hades. So erscheint auf dem Pamphilischen Grabbilde der Eingeweihte mit einem Myrtenkranz. Eine Figur, wie Bachofen eine Wiener Vase beschreibt, hält einen mächtigen Thyrsus und einen Myrtenkranz*). Dasselbe fand in den attischen Mysterien statt, die Aristophanes in den Fröschen komisch nachbildet (v. 325 etc., nach Droysen):

---

*) J. J. Bachofen: Versuch über die Gräbersymbolik der Alten. Basel 1859, p. 25.

Jacchos, Jacchos,
Komm herbei zum Chortanz auf der Blumenau in den Schwarm Deiner Geweihten
Und im Schwung schüttle den vollbeerigen Kranz, der von Myrten duftet.

Die tiefste Lehre der Mysterien war eine Weihung an die Gottheit im Leben und Tod. Wie die Eingeweihten einen Schleier trugen, der die Vermählung mit der Gottheit bedeutete, so tritt dem Schleier die Myrte an die Seite; sie drückt die Vermählung mit der Gottheit aus. Eine Verbindung der Lebenden mit der Unterwelt tritt dabei heraus. Diese Lehre drang aus den Mysterien das ganze Leben hindurch. Besonders merkwürdig ist dafür die Einrichtung des Freiheitsfestes, der Eleutherien. Es geschah in Folge des Sieges von Platäa, dass es auf Vorschlag des Aristides angesetzt wurde. Die Platäer übernahmen die Todtenfeier aller in ihrem Lande gefallenen und beerdigten Griechen. In dem Zuge folgten Wagen voll Myrtenzweige und Kränze, dann ein schwarzer Stier, Opfergaben von Wein und Milch in Krügen, so auch Schalen von Oel und wohlriechenden Salben von freien Jünglingen getragen. Sklaven durften nicht beschäftigt sein. Die Myrten stellten die Verbindung mit den Seelen in der Unterwelt dar.*)

Eine Sage geht, dass Dionysos, um seine Mutter Semele von den Göttern der Unterwelt zu lösen — ihr von seinen ihm geheiligten Pflanzen die Myrte abgetreten habe. Die Eleutherien waren mit dem Cultus des Dionysos zu verbinden, die Myrte wurde der Proserpina geweiht, sie galt als Trost der Lebenden über den Tod. Deshalb wurde auch sonst bei den Todtenfeiern dem Sieger eine Myrte zu Theil.**)

*) Plutarch Leben des Aristides, cap. 21.
**) cf. Dissen zu Pindar Isthm. 8 p. 560.

Virgil dichtet in der Aeneis, als Aeneas in der Unterwelt war:

„Hier sind, welche der Liebe hinschmachtende Kunst getilgt hat,
Auf einsamen Pfaden versteckt und Myrtenumschattung
Hüllet sie ein.“ (6. 442.*)

Unter den Anklagen, welche, wie Minucius Felix und Andere berichten, die Heiden gegen die Christen richteten, war auch die, dass sie ihre Todten nicht kränzten. Die Christen verweigerten dies auch in der heidnischen Zeit — aber in den ersten Jahrhunderten gab es Ansichten, welche den Brauch für heidnisch hielten. Trotzdem war aber in den Eleusinien mehr christliche Ahnung als heidnischer Dunst. Der Myrtenkranz der lebenden Bräute hat kein grösseres Recht, als der Kranz auf dem Haupt der Verstorbenen.

Dass auf dem Grabe des Elpenor eine Myrte gewachsen sei — der sein Leben auf der Insel der Kirke verlor, kann gleichfalls damit einen Zusammenhang haben — wenn auch, wie wir noch weiterhin andeuten, andere Momente hinzutreten mögen. Aphrodite war in der That für die Griechen alles, was Liebe bedeutet — auch die, welche über den Tod hinausgeht, nach der Vermählung der Seelen in der Unterwelt.

Die Rose hatte auch ihre kriegerische Bedeutung, mehr aber noch im Mittelalter und im Deutschen zumal, wie in der alten Zeit. Sie kommt zwar auch dort als Siegeslohn vor. Berühmt ist das Gedicht vom grossen Rosengarten:

„Welch Zwölfe die Andern besieget in den Rosen han
Denen giebt man Blumen zum Kranze, jedem Mann;
Wer seinem Gegner obgesieget, der soll der Theuerste sein,
Den küsset eine Jungfrau und setzt ihm auf ein Kränzelein.“

---

*) Vgl. Tibull. Lib. II eleg. III: Illic est cuicumque rapax mors venit amanti et gerit insigni myrtea serta coma.

In die Rosen kommen hiess so viel, wie zum Kampfe eilen. Denn Rosenroth und das vergossene Blut sind ähnlich. In der Zusammenkunft in Rom überreichte der heilige Petrus Karl dem Grossen eine mit Rosen besäte Fahne. Joachim Camerarius erzählt, dass Scipio den Soldaten der achten Legion, die das feindliche Lager erstürmt hatten, die Freiheit gab, das Bild einer Rose im Schilde zu führen. Die Nachricht ist im Alterthume nicht zu finden. Sie ist aus Wappensagen entlehnt.

Die Myrte erscheint im Alterthum als Schmuck in kriegerischen Symbolen. Besonders in Rom, wo die Venus Victrix wie die Victoria gefeiert wird, wie sie auch in Inschriften erscheint.*) Kaiser Hadrian**) hatte am 21. April, dem Stiftungstage Rom's, den grossen Doppeltempel der Roma und Venus eingeweiht. Venus wurde in demselben als Victrix und Genitrix, als „Siegerin und Erzeugerin" abgebildet. Diese Venus war eigentlich Roma selbst (das Wortspiel Roma — und umgesetzt Amor ist uralt) und wo Venus erscheint, trägt sie oder weiht man ihr die Myrte. In diesem Sinne gehörte sie Rom selbst an. Daher erklärt sich die Sage von den zwei Myrten, welche vor dem Tempel des Jupiter Quirinus standen und von denen die Eine die Patricische, die Andere die Plebejische hiess. So lange die Patricier die Obermacht hatten, blühte die Eine — als aber die Plebejer die andere Partei überflügelten, schoss die plebejische empor und die patricische verwelkte.

Wenn also Virgil vom Augustus sagt, er habe die Schläfen mit mütterlicher Myrte umhüllt, so ist das treffend gesagt — denn Rom stammte ja nach der Sage von dem Sohne der

*) cf. Inscript. latin. Collect. ed. Henzen. n. 5678. „Venus Victrix" ebenso n. 5679. 80.

**) vgl. Preller Römische Mythol. p. 707.

Venus, dem Aeneas ab — wie der Kirchenvater Tertullian, wenn auch spöttisch, dennoch richtig bemerkt: „denn die Myrte gehört der Venus, der Mutter der Aeneaden, welche auch eine gute Bekannte des Mars ist, der durch Ilia und ihre Zwillinge mit Rom in Beziehung steht.

Es treten noch andere Beziehungen ein.

Venus ist zwar mit rothen Rosen und grünen Myrten geschmückt aber sie selbst ist weiss — wie aus Schaum der Wellen geboren. Sie gleicht dem Schwan, der lichtweiss auf den Wellen schwimmt. Daher sind die Schwäne ihr geweiht. Die Dichter geben ihr ein Gespann von Schwänen. Interessant ist, wenn Horaz von „purpurnen" *(purpureis)* Schwänen spricht, wie er sonst vom „purpurnen" Schwan dichtet -- denn in der That ist es eine optische Thatsache, von der auch Goethe redet, dass die vom Schnee geblendeten eine Purpurfarbe erblicken.*)

Der Schwan ist ein kriegerischer Vogel und zwar die Schwänin so gut, wie das Männchen. Aus dem Bilde der Thierwelt löst sich das Räthsel, woher die alte Mythologie sich kriegerische Göttinnen schuf. Löwe und Löwin, Adler und Adlerin brauchen dieselben Waffen. Athene, die Göttin, die stärker ist als Ares, ist wie ein weiblicher Adler und Phönix; Venus in Waffen gleicht einer Schwänin, die lieben und sich wehren kann. Zu Sparta auf dem Eurotas wurden von den tapfern Spartanern sorgfältig Schwäne gehegt und in Sparta fanden sich noch zur Römerzeit die Holzbilder der bewaffneten Venus.**) Pausanias hat ein solches in Sparta und damit verbunden in Cytherae gefunden.

---

*) vergl. meine Abhandlung: Der Schwan. Anm. p. III n. 16.

**) Servius sagt (zu Aeneas I. 720): „dicta est equestris Venus; dicta est cloacina, quia veteres cloare pugnare dixerunt (über diesen

In den Sagen der celtischen Völker, zu denen sicher die alten Trojaner gehörten, war die Schwanensage zu Hause; ihnen gehört Lohengrin (Loherangrin von olor der Schwan) an; Aeneas, als der Sohn der Venus, ist gewissermassen der erste Schwanenritter, was auch sein Namen bedeuten mag, wenn man, wie so oft im griechischen Munde l und n verwechselt. Aeneias oder Aeleias ist das celtische Schwan — eala, woraus die mittelalterliche christliche Sage den Schwanenritter Elias genannt hat.

Es hat auch Varro Recht, wenn er Venus weder lateinisch noch griechisch erklären kann; Venus ist das celtische *ven*, weiss, was im Irischen *fin* geworden ist.*) Ich habe schon früher bemerkt, dass die von den Römern in Britannien genannten Venta nichts anderes wie weiss bedeuten und den verschiedenen alba entsprechen, die im Süden genannt sind, und namentlich alba (longa) ist es, an die sich der Dienst der Venus und ihrer Myrte anschliesst. Von Alba Longa begann der Triumph der Ovation, bei welchem der Sieger einen Myrtenkranz trug. Es ist noch zweifelhaft, wie das Wort *ovatio* erklärt werden soll. Einige glaubten von ovis, Schafe, weil ein Schaf geopfert wurde — aber man opferte ein solches, weil eine ovatio stattfand. Man leitet ovare von εὐάζειν — (εὐα) her, aber es war dies das bachantische Rasen und Dionysos hat bei dem Triumphe keine Rolle. Vielmehr dürfte es von ovum, Ei, kommen, denn Ei und Myrte gehören zusammen und man weihte den Einzug von Alba der Venus Victrix und Genitrix, der siegreichen und erzeugenden Venus.

---

Beinamen sind andere Meinungen vorhanden, s. oben) est et militaris Venus." Vergl. meine Abhandlung „Il Veltro".

*) vergl. meine Abhandlung: Kitim Chitim.

Auf dem schon erwähnten Pamphilischen Bilde steht der Mann vor einem Tisch, auf welchem Eier mit dem Myrtenkranz liegen. Plinius sagt, dass Postumius Tubertus zuerst, als er, ovans, die Stadt betrat, weil er seinen Feldzug nicht ohne Blut vollendet hat, mit der Myrte der Venus Victrix (der Siegerin) bekrönt einherzog und dadurch den Baum (die Myrte) auch den Feinden wünschenswerth machte. Dies geschah auch später — und überall trugen auch die Triumphirenden, wenn der Zug vom Albaner Berge begann, eine Myrtenkrone nicht blos zu Fuss, auch zu Wagen. Daher sagt Massurius, dass auch die zu Wagen Triumphirenden einen Myrtenkranz trugen und Piso berichtete, dass Papirius Maso, der zuerst auf dem Albaner Berg triumphirte, geschmückt mit dem Myrtenkranz die Circensischen Spiele zu besuchen pflegte. Er war der mütterliche Grossvater des Africanus, von welchem die Sage mit dem Rosenschilde ging.

Gellius hat folgende Bemerkung: „Man hat zur Ovation, aber nicht zum Triumphe einen Grund, wenn der Krieg entweder nicht nach Ordnung angekündigt, oder nicht mit einem gebührenden (justo) Feinde geführt wird, oder wenn der Name der Feinde geringschätzig und nicht würdig ist, wie ein Krieg mit Sklaven und Seeräubern, oder wenn, da die Uebergabe des Feindes schnell (repente) geschah, ein staubloser, wie man zu sagen pflegt (inpulvera), und unblutiger Sieg geschah. Für einen solchen hielten sie das Laub der Venus geeignet, weil es kein martialisches, sondern ein zur Venus gehöriges war.“ Dies ist irrig; die Ovation stammt vom Albaner Berg und hing nicht blos im unblutigen Kampfe; sie war der Venus Victrix gewidmet, die nichts anderes als Rom selbst war — sie erinnert an die Zeiten der Kämpfe mit Albalonga selbst. Bei solcher Geringschätzung der Venus Victrix würde

man ihr mit der Roma nicht den erhabenen Tempel gewidmet haben, von dem wir sprachen. In der That galt die Ovation in späteren Zeiten, wo Venus von ihrer alten Würde viel verloren hatte und schon mehr als Göttin des Genusses galt, darum für geringer als der Triumph und Gellius erzählt selbst (wie auch Plinius), „dass M. Crassus nach Vollendung des Sklavenkrieges, da er in der Ovation zurückkehrte, die Myrtenkrone anspruchsvoll (insolenter) verschmäht hat und einen Senatsbeschluss durch Gunst erreichte, durch welchen er nicht mit Myrten, sondern mit Lorbeer gekrönt ward."

Plutarch fasst in der That in seinem Leben des Marcellus die Sache anders auf. Er erzählt, dass, als man dem tapferen Marcellus den dritten Triumph nicht gönnte, „so hielt er die eigentliche grosse Auffahrt draussen auf dem Albaner Berg und in der Stadt nur den kleineren sogenannten Ovationseinzug. Bei diesem steht der Feldherr auf keinem von Posaunenschall umgebenen Viergespann im Lorbeerkranz, sondern geht in Sandalen, mit zahlreicher Flötenbegleitung, die Myrte im Haar, mehr friedlich und freundlich als furchtbar anzuschauen, zu Fuss einher, was nun auch der grösste Beweis ist, dass die Triumphe nicht nach Grösse des Sieges, sondern nach ihrer Art nach verschieden waren. Wer nämlich in blutiger Feldschlacht obgesiegt, feierte ohne Zweifel die furchtbar kriegerische Einfahrt, wo Rüstung und Mann, wie bei der Heerweihe, gewöhnlich ganz in Lorbeer gehüllt waren, während dem keines Kriegs benöthigten Feldherrn, der durch Uebereinkunft und gütliche Verständigung Alles wohl gemacht, die Sitte als eine Art Siegesfeier, den friedlichen, volksfestlichen Aufzug vorbehielt. Ist doch die Flöte Friedens Anklang und die Myrte Aphroditens Zweig, unter den Göttern, die grösste Feindin von Krieg und Gewalt."

Allein Plutarch hat auch den alten Brauch nicht mehr völlig ergiffen. Einmal haben Ovanten auch myrtenbekränzt zu Wagen und zu Ross den Einzug gehalten und sind vom Albaner Berg eingezogen, auch solche, welche nicht blos diplomatische Siege davon getragen haben. Aphrodite hatte auch Waffen auf ihren Bildwerken. Was man unter Venus Victrix verstand, war nicht blos die Siegerin mit den Pfeilen des Eros. Es war die Schwanengöttin Roma selbst, die mit Cäsarischer Kraft dem schönen Genuss der Liebe huldigte.

So hat das Sulla verstanden, als er nach dem Sieg über den Archelaus Denkmale dem Ares (Mars), der Nike (Victoria) und der Venus errichtete. Aus allen Dreien erstand die Römische Herrschaft.

Aber auch der Gegensatz von Laurus und Myrte ist ein andrer. Der Lorbeer bekränzte bekanntlich nicht blos die Helden, auch die Dichter. Der Lorbeer war eine apollinische Pflanze und dieser Gott diente dem Kriege nicht, obschon er Pfeile hat.

Vielmehr ist die Bedeutung des Lorbeers für die Feldherrn eine sühnende.*) Er hat den tiefen Ernst der Sühnung für das vergossene Blut. Die Myrte dagegen hat den Charakter der Fröhlichkeit. Diesen Charakter hat sie sogar, wo sie, wie bei den Eleusinien, die Hoffnung auf Verbindung mit den Todten ausdrückt. Marcus Valerius, wie Plinius mittheilt, gebrauchte beim Triumph zwei Kränze, nämlich von Lorbeer und Myrte.

Es ist nicht anders gemeint, wenn in dem alten Gemälde der eben geborenen Kinder der Dichter auf Lorbeer- und Myrtenzweigen liegend, gemalt ist. Die Dichter gleichen den Feldherren — sie lieben Apoll und die Venus, sie singen von Kampf und Liebe.

---

*) Vergl. mein Buch: Der grüne Papagei. Berlin 1888.

In den Wolken des Aristophanes spricht Strepsiades:

> Ich befahl wenigstens, ein Myrtenreis zu nehmen
> Und etwas mir von Aeschylos zu singen.

Der Scholiast macht dazu die Bemerkung, dass, wenn man von Aeschylos sang, man eine Myrte trug, von Homer, einen Lorbeer nahm.

Nicht grade weil es von Aeschylos zu singen galt, sollte die Myrte genommen werden.

Ich halte das für einen Irrthum. Umgekehrt muss es der Fall gewesen sein. Wenn man von Homer sang, gebrauchte man die Myrte. Es ist ja ein Krieg, der um Aphroditens willen entstand. Paris, der die myrtenumkränzte den anderen Göttinnen vorzog, war der Urheber des Kriegs. Helena war nur eine andere Venus, eine Schwanentochter. Es war der trojanische Krieg um der Myrte willen geführt. Dagegen laufen die Aeschylischen Tragödien, wie die andern Tragödien in Siegen Apollos aus — und sind daher von Lorbeer voll.

Als Herakles, ohne zu wissen, was in Admetos Haus geschah, dort allein in seinen Gemächern bewirthet wurde, trank er viel, der grosse Held; zum Trunk gehört auch das Lied — aber Herakles war ein Löwensieger, aber kein Solosänger — und sang schrecklich. Dabei aber brachte er der Venus der Fröhlichkeit Opfer und bekränzte mit Myrtenzweigen seine Stirn. Euripides lässt ihn das selbst aussprechen v. 831: „Und jubelte, das Haupt mit Kränzen schmückend,“ und er beklagte sich später darüber, v. 1011, dass, obschon er in einem Klagehaus war:

> „Und ich bekränzte mich und goss den Himmlischen
> Froh Trankopfer aus.“

Plutarch hat freilich Recht, wenn er die Myrte Aphroditens ein Zeichen des Friedens und eine Feindin des Krieges nennt.

In der griechischen Vorstellung war sie es in der That. Aphrodite hat in Athen nichts mit Athene zu thun. Wenn erzählt wird, dass in Attika eine Jungfrau gewesen, schöner als alle Mädchen, stärker als alle Jünglinge, welche sie darum aus Neid hinterlistig tödteten, die der Göttin Athene lieb gewesen sei — und darum von ihr in eine Myrte verwandelt sei, so bedeutet das nicht, dass die Myrte sonst dem Dienste der Athene angehörte, sondern das Mädchen hiess Myrsine, und wurde darum in eine Myrte verwandelt. — Desgleichen wies das sprichwörtlich gewordene Wort: „im Myrtenzweig das Schwerdt" auf die Verschwörung des Harmodius und Aristogiton gegen die Tyrannen hin; die Verschwörer hatten unter der festlichen Myrte, die als Symbol des Friedens und der Freude galt, die Schwerter verborgen. Das Lied ist bekannt, das einem Callistratus zugeschrieben wird:

„Tragen will ich das Schwerdt in Myrten
Wie Harmodius und Aristogiton,
Da sie den Tyrannen trafen zum Tod
Und der Athener Volk wieder zur Freiheit kam."*)

Wenn es bei Clemens von Alexandrien heisst „dass Juno ergötzt werde durch Lilien und Artemis durch Myrte" und Venus sonst nicht genannt wird, so hat Paschalius ohne Zweifel Recht, dass hier ein Irrthum vorliegt, der zu verbessern ist. Artemis war gerade der Myrte entgegen und Niemandem war gewiss besser bekannt, als Clemens, dass die Myrte vor allem Aphroditen heilig war. Es war ja Artemis selbst, welche in Dictynna abgebildet ist, die keusche Jungfrau, die vom Könige verfolgt, sich durch einen Sturz ins Wasser rettete. Man weiht

*) Vgl. den Artikel Harmodius in der Encyclop. von Ersch und Gruber und Zell Ferienschriften I. p. 80. Vgl. auch meine Schrift: „Ueber den neuen Aristoteles," Berlin 1891.

ihr einen Kranz von Fichten, doch darf sie keine Myrthe berühren, wie Kallimachus dichtet, weil ein Zweig der Myrte sich in ihr langes Gewand verwickelt hatte.*)

Auch die Hera Imbrasia, von welcher Nicander singt, dass sie keine Myrte mochte, ist Artemis, die Kallimachus gleichfalls Imbrasia nannte (V. 208). Denn an den Heräen, dem grossen Feste der Hera in Samos empfing der siegreiche Jüngling im Wettkampfe einen Schild mit dem Myrtenkranz. Auch war Hera vielfach in demselben Geiste verstanden wie die Venus Genitrix. Dagegen durfte keine Frau, welche sich in Rom zum Feste der Bona dea schmückte. eine Myrte haben, weil dies Fest eine Zeit bedeutete, in welcher keine Liebe zwischen Mann und Weib statthaben sollte.

Die Myrte verkündet überall aphroditische Gedanken — ob sie auch dem höheren Ideal dienen oder in die Tiefe der Lust sich verlieren.

Wenn Plinius die Sage mittheilt, dass auf dem Grabe des Elpenor eine Myrte herausgewachsen sei, so kann die Kenntniss von seinem Schicksal, wie er einer der Gefährten des Odysseus bei der Circe berauscht vom Dache gestürzt und dadurch umgekommen sei, die Verbindung mit der Myrte nicht erklären — aber sein Namen kann es. In Elpenor sah man einen Zusammenhang mit Albus; er war gewissermassen ein Diener und Ritter der Venus, von deren Schwanenweisse er benannt war. Aeneas fand, wie Virgil dichtet, das Grab des Polydorus, des verrätherisch erschlagenen an einem Hügel; wenn er dort Myrtengebüsch schildert, so ist dies mehr Folge ästhetischer Beschreibung.

---

*) cf. Spanheim zu Kallimachus Hymnus an Artemis 2. p. 315 zu v. 198.

In Elis fand ein Wettkampf um die Schönheit statt; der Sieger weihte die Waffen, welche er als Lohn empfing, der Athene; wenn er einen Myrtenkranz trug, darum eben, weil er ihn wegen des Kampfes um die Schönheit erhalten hat. Der Preis der Schönheit gehört immer zur Aphrodite.*)

Die Erzählung von Pausanias von der Gründung der lacedämonischen Stadt Boeai, ist vielfach missverstanden. (Lacon, Ueb. III. 22. Schluss.)

Sie war aus Mauern verschiedener Städte vom Herakliden Boeas gebildet worden. Eine der Städte hiess Aphrodisias; Aeneas war damit in Verbindung; dort fand der Gründer eine Myrte, um welche er die Stadt gründete. Aber nicht die Myrte nannte er Artemis sondern Boeas erklärte Artemis als heilbringend, weil sie ihnen geweissagt hatte, wo sie die Stadt bauen sollten.

Berühmt ist die Geschichte von dem Naukratitenkranz. Ein Bürger von Naukratis, Herostratus hatte auf seiner Seereise in Paphos in Cypern ein Bild der Aphrodite gekauft, das uralt und eine Spanne hoch war. In der Nähe von Aegypten brach ein Sturm los. Man nahm seine Zuflucht zum Gebete vor dem kleinen Venusbild. Da liess die Göttin plötzlich aus dem ganzen Schiffe Myrten emporwachsen; das Schiff füllte sich mit Wohlgeruch; der Sturm und die Seekrankheit hörten auf; man kam glücklich ans Land. Dort mit dem Bilde der Venus und Myrtenzweigen opferte Herostratus, lud alle Freunde zum Gastmahl; alle empfingen einen Myrtenkranz; man nannte ihn Naukratitenkranz. Merkwürdig ist die Nachricht von einem Feste Hellotia**) (wahrscheinlich aus Chellotia),

*) Cf. Athenäus p. 609 und p. 610.

**) Athenäus p. 678, ἐλλωτίδα καλεῖσθαι φησὶ τὸν ἐκ μυρρίνης πλεκόμενον στέφανον. Cf. Hesychius sub voce.

das in Kreta zu Ehren der Europa, der von Zeus entführten Jungfrau gefeiert wird. Es war eine phönicische Sage; Europa galt als Tochter des Phönix; Zeus entführte sie als Stier durch die Fluth. Der Stier bedeutet hier, wie sonst das Ross, das Schiff; die Angabe, dass der Name Hellotia soviel wie πάρθενος*) Jungfrau bei den Phöniciern bedeute, ist interessant, denn כלה Challa heisst noch hebräisch — wahrscheinlich vom bekränzt sein, die jungfräuliche Braut. Am Feste der Hellotia wurde mit den Gebeinen der Europa ein ungeheurer Myrtenkranz getragen, der zwanzig Ellen lang war. Dass die Ableitung von Challa, der Jungfrau, die richtige ist, geht daraus hervor, dass auch Pallas Athene in Corinth Ellotia genannt wird. Der Myrtenkranz in Kreta bedeutete den Hochzeitskranz der Europa mit Zeus.

Es war natürlich, dass bei den Griechischen Hochzeiten zumal die Myrte nicht fehlte, als Symbol der Aphrodite; man warf beim Brautzuge Myrtenblätter in den Wagen. Braut und Bräutigam waren mit Myrten bekränzt und nicht blos sie, auch die Begleiter und die heimathlichen Häuser Beider. Die Myrte war eben das Zeichen der Ehe überall. Darum bekränzte auch Alceste vor ihrem vermeintlichen Abschied die Hausaltäre (Euripid. Alceste v. 116):

„Zu jedem Altar jetzo in Admetos Haus
Trat sie und kränzet ihn und flehete,
Die Blätter brechend vom Gezweig des Myrtenbaumes.“

Es ist tiefsinnig in der Dichtung des Euripides, wie er den Hergang des Mordes des Aegisthus durch Orestes schildert: Aegisthus ist ohne Ahnung, dass die Rache nahe ist; während

---

*) Etymologicum Magnum p. 332, 41 (Stephany thesaurus III. 781) „ὅτι οἱ Φοίνικες τὴν παρθένον ἑλλοτίαν καλοῦσιν“. Von dieser Note haben die Forscher in Phönicischer Sprache noch keine Notiz genommen.

Orestes schon unerkannt dem Könige naht, um sich an ihm, dem Gatten seiner Mutter, mit der er Agamemnon einst getödtet, zu rächen — geht Aegisthus gemüthlich „im wasserreichen Garten rings umher, sich Kränze flechtend von der Myrte zartem Zweige.*) Er schmückt sich mit des Ehefriedens Kranz — indess der Rächer dieses Friedens naht. In Böotien freilich, wo nicht lauter Dichter wie Pindar auf die Welt kamen, die Myrten und Lorbeer lieben, gab's einen andern Gebrauch. Man kränzte das Haupt der Braut mit Spargel und Plutarch erklärt das folgender Weise: „Der Spargel bringt mit den spitzesten Stacheln die schmackhafteste Frucht hervor und so wird auch die Braut demjenigen, der im Anfang das verdriessliche und launenhafte Betragen derselben geduldig übersieht, in der Folge einen süssen und liebreichen Umgang verschaffen."**)

Nicht in allen Monaten war Brauch bei den Römern Hochzeit zu halten, meist aber im April, welcher Monat, aber nicht blos um der Launen der Venus willen, ihr gewidmet war. Der Dichter Ovid in seinem poetischen Kalender macht ihr im Beginn des April sein Compliment und spricht:

„Jetzt komm ich zum festlichsten dir, zum Vierten der Monde,
Dichter, o! Venus und Mond, weisst du, gehören dir an,
Mit der Cytherischen Myrte mir sanft anrührend die Schläfen
Sagte die Göttin: wohlan! ende begonnenes Werk.

Am ersten April badeten, wie er schreibt, die Frauen „unter der grünenden Myrte." Die römischen Bräute trugen den Kranz auf einer hohen Frisur (turrita corona); die dazu

*) Euripides in der Electra, v. 771.

**) Ueber die Pflicht der Ehegatten, im Anf.: Wenn der Kaiser Augustus sagte, es müsste Alles schnell fertig werden, so fügte er hinzu „schneller als Spargel gar wird."

verwandten Zweige soll die Braut selbst gewählt haben (de floribus verbenis herbisque selectis). Man meint, es sei griechische Sitte in der Myrtenbekränzung nach Rom gekommen — aber dass man die Hausthüren mit Myrten schmückte und selbst dabei bekränzt erschien, deutet auf alte Sitte. Tibull dichtet:

„Rein Gewandet folge ich nach und trage das Körbchen,
Welches die Myrte umschlingt, wie sie mein Haupt mir umwand.“

Auch der Bräutigam trug einen Kranz. Der Kirchenvater Tertullian sagt: „Auch der Bräutigam muss bei der Hochzeit einen Kranz aufsetzen, und darum eben heirathen wir keine Heiden, damit sie uns nicht zum Götzendienst hinziehen, womit bei ihnen die Hochzeiten ihren Anfang nehmen.“

Man irrt sich, wenn man meint, dass Tertullian allein und aus blossem montanistischen Eifer den Schmuck der Kränze, auch den der Myrten gehasst habe. Die Gegnerschaft war in der ersten Zeit eine natürliche. Griechen und Römer trugen Kränze in allem ihrem heidnischen Cultus; die Myrte war der Venus geweiht — unter deren Schutz und Namen die ungeheure Unzucht stand, die unter den Völkern grade während der Ausbreitung des Christenthums überall herrschte. Wie Tertullian von seiner Zeit sagt: Denn was anders ist auf dem Kopfe einer Frau der Kranz, als eine Buhlerei mit der Gestalt, als ein Schandfleck höchster Zuchtlosigkeit, als die äusserste Verleugnung der Sittsamkeit, als ein Anfachen der Verführungskunst,“ so hat er damals nicht übertrieben. Aphrodite war nicht mehr die Schaumgeborene, sondern die Sumpferzeugte.

Der feine Clemens von Alexandrien*) drückt sich nicht

---

*) Paedagog. lib. II. p. 134. „εἰς τὴν τῶν δαιμονίων ἀχάριστον ὑπηρεσίαν κατάχρήσαντο.“

anders aus. Er sagt: „Wenn auch die Blumen zumeist der Menschen wegen geschaffen sind, so haben sie doch die Thoren . . . in dem unlieben Dienst der Dämonen missbraucht. Man muss sich daher ihrer enthalten um des Gewissens willen . . . Indem sie auch die Todten schmücken, zeigen sie eigentlich an, dass auch ihre Idole todt sind. Die bacchantisch sich geberden, treiben ihre Orgien nicht ohne Kranz; wenn sie sich aber bekränzt haben, dann rasen sie übermässig bis ans Ende. Mit Dämonen kann man keine Gemeinschaft haben."

In den Vorwürfen, welche den ersten Christen gemacht wurden, wie wir bei Minucius lesen, heisst es, wie folgt: „Ihr kränzt nicht mit Blumen das Haupt, ihr ehrt nicht den Leib mit Düften — ihr verweigert Kränze den Gräbern." Dasselbe berichtet der Märtyrer Justin, dass man es an den Christen aussetze. Octavius antwortete: „Es ist wahr, wir bekränzen nicht das Haupt. Wir bekränzen auch nicht die Todten."

Es überlebte aber die Myrthe die Venus. Ihr immergrüner Duft blieb, während die Tempel der phrygischen Göttin zerbrachen. Die Kränze konnten keine Widmung mehr ausdrücken an Göttern, die nicht mehr waren. Die Myrte, die ihren Dienst zu verlieren schien um der Venus willen, blühte in der Christenheit wieder um der Prophezeiung der Propheten und um der Königin Esther willen.

Es konnte an der Myrte nichts mehr dämonisches haften, wenn die Propheten sie in die heilige Symbolik stellten. Jesaias weissagte die göttliche Hülfe in der Zukunft und spricht (41. 19): „Ich setze in die Wüste Zeder, Cypresse, Myrte und Oelbaum."

Sehr eigenthümlich ist die Weissagung des Propheten Zacharia von dem Mann (1. 8), der auf rothem Rosse hielt unter den Myrten. Symbolische Deutungen der Juden theilt

schon Hieronymus mit. Sie hielten den rothen Reiter für Michael, die Myrten erklärten sie für die Propheten und Heiligen. Der Kirchenvater selbst erklärt den Reiter als Christus und die Myrten für Engel (angelicae potestates).

Es ist gegen den Geist des Propheten an eine Auslegung zu denken, durch welche die Myrten Persönlichkeiten vorstellen sollen — aber der Myrtenhain stellt durch seinen Duft und die Immergrüne den Geist desjenigen dar, der in ihnen weilte, seine Liebe und Ewigkeit.

Noch merkwürdiger ist, was in Nehemia von der Feier des Laubhüttenfestes erzählt wird, dass sie (cap. 8. 15) hereinbringen sollen: „Laub vom Oelbaum, Laub vom Oleaster, Laub von Myrten (Hadas), Laub von Palmbäumen und Laub vom Baume Abot, um Hütten zu machen.“ Es bezieht sich das auf 3. Mos. 23. 40, wo in Betreff des Laubhüttenfestes steht: „dass man nehmen soll eine Frucht vom Baume Hadar, Palmzweige vom Baume Abot und Bachweiden.“ Es steht also im Nehemia Hadas (הדס), während im Leviticus Hadar (הדר) steht — und in der That haben die Targumin auch an der Stelle des Leviticus für Hadar, Hadas also die Myrte gesetzt, daher die Juden bis auf die neueste Zeit an dem Palmenzweig Lulab Myrten und Bachweiden fügen. Es geschieht das nicht ohne tieferes Symbol.*) Die Palme ist das Symbol der Auf-

*) Auf die ganze schöne Bedeutung des Laubhüttenfestes kann hier nicht eingegangen werden. Mit dem Lulab und seinen Bestandtheilen haben sich die Liturgen viel beschäftigt — aber ihre Gedanken sind doch meist nur dialektische Kunst. Man muss, sagten Einige, 68 Weiden haben, weil das Wort חיים Leben im Zahlenwerth 68 bedeutet, und auch das Wort לולב hat 68 im Zahlenwerth. Einige meinen, man müsse 70 nehmen, weil die Zahl der Opfer 70 am Laubhüttenfeste gewesen. Aber Andere meinten 69, weil הדס die Myrte 69 im Zahlenwerth hat (cf. Tania ed. Cremona 1565, p. 112. b. Minhagim Dyhrenfurt 1692, p. 42 etc.).

erstehung — die Myrte des immergrünenden Geistes. Sie wächst gern am Wasser, wie die Bachweide, diese wird zum Umwinden des Lulab gebraucht, wie der Lygos die Umwindung im Dienste der Hera in Samos bildete.

Namentlich diente aber zur Weihe die Myrte auch darum, dass der Name der Esther auch Hadassa, Myrte, bedeutete.*) Man fand in Esther das Vorbild der Errettung für die Verfolgten auch in der Kirche. Die Myrte wird so geschätzt in der kirchlichen Darlegung, dass man die Stellen im Propheten Jesaias von Cypresse und Myrte auf den Apostel Paulus auslegte — als der zu einem Geweihten des Lebens für die Heiden wurde.**)

Allerdings gab es auch bei den Juden einen Gegensatz gegen das Kranztragen, zumal in der Makkabäer Zeit. In ihren alten Kalendern wird als Festtag der 27. Jjar ausgezeichnet, als an welchem die „Bekränzten“ ausgetrieben wurden,***) aber es waren dabei namentlich die Anhänger des Dionysos gewesen, welche Epheukränze trugen, denn Antiochus Epiphanes gab sich als der offenbarte Dionysos aus.

Dem Kranze ist aber auch im neuen Testament ein schöner symbolischer Gedanke zu Theil geworden. Der Apostel gebraucht das Bild von der Bekränzung der Sieger im Wettlauf. (1. Cor. 9. 5). „Jene, sagt er, empfangen einen vergänglichen Kranz (στέφανον), wir aber einen unvergänglichen.“ „Nachdem er bewähret ist, sagt Jacobus (1. 12), wird er den Kranz des Lebens empfangen.“ „Sei getreu bis in den Tod, so werde ich Dir

*) Vgl. meinen englischen Commentar zu Esther. Edinburgh, 1888. Introduction p. XXIX.

**) Vgl. Hieronymus zu Jesaias 55 ed. Migne 4. 587 (654) „Quando autem in toto orbi Evangelium praedicavit et dicere poterat „Christi bonus odor sumus“ (II. Cor. 11. 15) recte cyparissus appellatur et myrtus.“

***) Vgl. mein Sendschreiben über die Lutherbibel II.

den Kranz des Lebens geben.“ Der Kranz wurde das Symbol der Ueberwindung. Der erste Märtyrer hiess Stephanos, Kranz.

Als das Christenthum nun den Sieg davongetragen hatte, wollte man das Symbol der Myrte, welche das Brautpaar bisher bekränzte, nicht fahren lassen. Man wollte dem Volke, welches in Christo lebte, den schönen Brauch nicht nehmen. Die christlichen Lehrer wollten das Volksleben nicht veröden lassen. Sie wollten gern in Wein verwandeln, was Wasser gewesen war. So gab man der Myrtenbekränzung das schöne neue Symbol des Sieges. Chrysostomus sagt: „Deshalb werden Kränze den Häuptern aufgesetzt, damit sie Zeichen des Sieges sind, weil sie sich nicht haben von der Lust überwinden lassen.“ So ist dies im ganzen Römischen Reich aufgefasst worden. Ein späterer Grieche (Critopulus) sagt: „Die Austheilung der Kränze ist gleichsam ein Lohn des Sieges, welchen die Kirche (ihnen, den Verlobten) darreicht deswegen, weil sie die verborgenen Vereinigungen verschmäht, nämlich die Buhlerei .... und für besser gehalten haben, dass Einer mit Einer nach dem Willen Gottes verbunden werde.“

Er schildert den Akt der Ehe. Der Presbyter überreicht ihnen die Ringe .... Dann nachdem sie sich einander die Hände gegeben, werden ihnen Kränze aus immergrünen Pflanzen aufgesetzt.

Der Akt der Bekränzung war so bedeutungsvoll, dass man die Ehe selbst Stephanoma d. h. Bekränzung nannte; bekränzt werden hiess „heirathen“. Es werden eben nur Einehen bekränzt, auch meist nur die erste Ehe. Das Bekränzen zeigte also in der damaligen Zeit an, dass, wie Chrysostomus und Andere lehrten, die wilde Ehe und Buhlerei mit vielem Segen dabei überwunden werde. Die nähere Weise der Bekränzung giebt die griechische Liturgie an: Der Priester,

indem er die Kränze empfängt, kränzt zuerst den Bräutigam und spricht: Es wird gekränzt der Diener des Herrn, N.N. mit der Dienerin des Herrn im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Dann kränzt er die Braut und spricht dieselben Worte. Dann segnet er wiederum und spricht drei Mal: Herr unser Gott mit Ruhm und Ehre kröne sie.

Dass dies mit immergrünenden Pflanzen, zumal auch mit der Myrte geschah — bezeugt Sidonius Apollinaris, wenn er in seinem Hochzeitsgedicht von der Dionaea Myrtus spricht, mit der das Brautpaar bekränzt wird. Aus diesem Grunde hat die Myrte auch das Symbol des Jungfräulichen angenommen. Die Ehe sollte eben ein Bund von Reinem und Reiner sein. Die Myrte schmückt nur jungfräuliche Seelen. Bekränzt wird nur die reine Ehe. Doch war die Myrte durchaus nicht überall für die Kränze Brauch geworden und sie war fremd in Europa zumal in älterer Zeit. An ihre Stelle trat vielfältig der Rosmarin,*) ebenfalls immerblühend und mit der Bachweide zuweilen erklärt, die neben der Myrte beim Laubhüttenfest erwähnt wird. Gerade das Laubhüttenfest wurde im christlichen Leben zumal auf Weihnachten übertragen. Schon im Alterthum, bei Horaz kommt Rosmarin mit Myrte zusammen in Gebrauch. Man bestreute zumal in England den Boden der Kirche mit Rosmarin, was dort völlig an die Stelle der Myrte getreten ist; denn es wird auch statt ihrer bei Hochzeiten gebraucht. In deutschem Volksbrauch heisst es, in der Christnacht würden alle Wasser Wein und alle Bäume Rosmarein. Paul Gerhardt dichtet, dass das Christkind gelegen habe auf Kränzen von Violen, Rosen, Nelken, Rosmarin. Bei Don Quixote wird sogar das Schwein mit Rosmarin und Myrten

*) Vgl. für jetzt mein „Weihnachten. Ursprünge, Bräuche, Aberglauben“, p. 136.

zugedeckt.*) Bei den Slovenen trägt die Braut beim Einzug in die Kirche einen ungeheuren Kranz von Rosmarin, verschiedene mit bunten Papierstreifen durchflochtene Blumen und mit vielen Bändern verziert.

Von England sprachen wir schon. Da ward vor der Braut einhergetragen the bride cup, die Brautschale, darin lag ein vergoldeter Rosmarinzweig, der mit farbigen Seidenbändern behangen war. Ueberall war Rosmarin. Jünglinge und Jungfrauen trugen ihn in den Händen. Sie überreichten dem Bräutigam einen bebänderten Rosmarinzweig; Rosmarin schmückte die Pferde und Wagen; er wurde auf das „gute Stück Rindfleisch" gelegt; auf das Brautbett gestreut; man vergoldete ihn und tauchte ihn in wohlriechende Wasser. Duft war von altersher das Zeichen der Liebe.

Im katholischen Volke von Tyrol trägt die Braut im Haar einen Kranz von Rosmarin, in der Hand den Rosenkranz und am Gürtel das Thränentuch, denn „die Brautthränen müssen gekrischen werden," denn die Braut muss weinen —; was sie nicht jetzt thut, muss sie nachher in der Ehe weinen.

Im Böhmischen Erzgebirge hat zwar das Brautpaar Rosmarinkränze auf dem Haupt, aber während des Trauungsaktes nimmt die Kranzeljungfer dieselben ab.**)

---

*) Vgl. die Uebersetzung des „Don Quixote" von Soltau 4, p. 3.

**) Bei den Hochzeiten in Bettungen bei Gmünd geht, wie Birlinger berichtet (Volksthümliches aus Schwaben, 2. 345), die Braut ganz schwarz gekleidet. Beide Brautleute haben „Rosmarinstengel" auf der Brust und die Braut einen glitzernden Kranz auf dem Kopf.

In Waldeck bedeutet das schwarze Kleid Unglück und werden zwei Kränze gemacht. Mit dem Kleineren machen die Brautjungfern Versuche, durch Werfen zu erfahren, wer eine Braut wird. Curtze: Volksüberlieferungen in Waldeck, p. 375.

Die Braut trägt bei den heutigen Griechen auch wohl einen Kranz von Orangeblüthen und künstlichen, was nicht ohne alte Symbolik ist.

Die schöne Frucht, welche am Laubhüttenfest vorgeschrieben war, Etrog, wurde von Hieronymus für diesen Citrus aurantium, was in England und sonst Orange hiess, gehalten. Man hatte deshalb auch im Süden den Paradiesesbaum für einen Orangebaum gehalten. Vielfach wurden darum auch Orangezweige um Weihnachten um die Kirche herausgesteckt.

Auf Mykone im Archipelagus empfängt der Pope das Brautpaar an der Kirche und setzt den Brautleuten einen Kranz von Weinranke auf, der mit Spitze und Bändern geziert ist.

In der französischen Schweiz ist die Braut weiss gekleidet, hat einen weissen Schleier und trägt einen weissen Rosenkranz.

In Moskau hat die Braut ein Rautenkränzchen auf dem Scheitel, während das Haar ganz mit grünseidenen Bändern umwunden ist; Flitterkronen und künstliche Blumen treten oft genug an die Stelle des Rosmarinkranzes oder der Myrte, die dasselbe bedeuten. So tragen in Hessen auch die Brautjungfern einen aus Silberflittern und künstlichen Blumen gemachten Kranz. In Schwaben trägt die Braut einen glitzernden Kranz auf dem Haupt, einen Rosenkranz in der Hand.

Auch in Wendland in Hannover trägt die Braut den Kranz

---

In der Bergstrasse und dem Odenwald trägt die Braut Zweige von Rosmarin und Lorbeer an der Brust. cf. J. W. Wolf, Zur deutschen Mytholgie, p. 211, n. 98.

In Mecklenburg sollen in den Brautkranz Kornähren, besonders aber Lein, gebunden werden, damit eine glückliche Ehe kommt. Bartsch: Sagen, Märchen und Gebräuche aus Mecklenburg 2, p. 60, n. 201 a.

Das Hochzeitbuch von Ida v. Düringsfeld und Otto v. Reinsberg (Leipzig 1871) ist ein sehr schätzbares Sammelbuch, aber auch nur dieses. Leider fehlt ihm jede Quellenangabe.

von künstlichen Blumen. In Schlesien trägt die Braut eine Flitterkrone. Ehedem, heisst es, bestanden bei den Serben die Kränze aus Blumen oder jungen Zweigen, jetzt sind sie von Silber. Es wird wohl noch solche geben, bei denen die Blumen doch billiger als die Silberkränze sind.

Freilich auch in der Normandie heisst der Brautkranz „bouquet argente“, das ist Silberstrauss. Es wird wohl vielfach wie in Böhmen sein, wo die Braut auf dem Scheitel eine kleine „Krömfe“, nämlich einen Kranz von Silberdraht mit verschiedenartigen Steinchen und um den Stein das „Glockenbändel“, ein schwarzes Sammtband, an welchem vergoldete Blätter hängen und klingeln.

Freilich in Holland trug die Braut im 17. Jahrhundert am Hinterkopf einen kleinen Kranz von weissen Blumen oder eine Krone von echten Perlen. Selbst im reichen Holland wird das aber nicht Jedermann gegönnt gewesen sein.

Der schönste Brauch blieb immer die Myrte, welche der Rosmarin nur ersetzte, wie es in Thüringen, in Polen, bei uns in der Mark regelmässiger Brauch ist.*)

Jedenfalls kam die Bekränzung des Brautpaares mit Myrten nicht aus dem Volke heraus. Die Myrte war doch immer fremd. Nur die christliche Kirche hat sie wie Ring und Schleier geheiligt und überall eingeführt.

Namentlich hat die Erweckung der klassischen Alterthums-

---

*) Friedrich S. Kraus bemerkt: (Sitte und Brauch der Südslaven. Wien 1885, p. 203), dass bei den Südslaven der Myrtenkranz getragen wird und die Gefallenen diese Ehre entbehren mussten.

Alpenburg (Deutsche Alpensagen, p. 6) erzählt die Sage, dass Maria sich aus Feldthymian bei ihrer Vermählung einen Kranz gemacht, der daher von grosser Kraft sei.

Bei den Lesbiern erzählte Philetas: bei Athenäus wurde der Myrtenzweig hypothymias genannt (p. 678).

kunde dazu beigetragen. Als die alten Götter durch die Philologie wieder in die Poesie Eingang fanden, kam auch die Myrte als Venus-Schmuck, um so mehr zum Bewusstsein der Gebildeten. Von da reden die Dichter von ihr. Von da an singt Weckerlin:

„Weil Venus sich mit ihrem Sohne ergötzet,
Wird ihr ein Myrtenkranz mit Perlen aufgesetzet."

singt Opitz:

„Da kam das Venuskind, bracht einen Kranz von Myrten
Von meiner Lorbeerkron und stiess mich zu den Hirten
In einen grünen Wald."*)

Vornehmlich erschienen sie im 17. und 18. Jahrhundert in den Hochzeitsgedichten, die oft seltsam genug waren. Ein kaiserlicher Poet, Kindermann, singt:

„Komm, schöne Braut, komm, komm, der Bräutigam kommt auch,
Nimm Deinen schönen Schmuck, lass Alles stehn und liegen,
Cupido will voran mit seinen Waffen fliegen
Und Venus trägt Dir vor den grünen Myrtenstrauch."**)

Er war derselbe, der, nachdem er die Jungfrau Melychin besungen:

„Geht, Bräutchen, geht und schliesst den lieben Tanz,
Cupido sitzt und wartet auf den Kranz."

Was merkwürdig genug ist, in einem Gespräch, das Erasmus Francisci darstellt in seiner Lustigen Schaubühne (3. 1113. 1684), lässt eine junge Dame sich erbittert gegen das Kränzetragen aussprechen: „Blumen gehören in die Hand,

*) Die beiden Beispiele sind aus Heyne im Grimmschen Wörterbuch VI, 2846 entlehnt.

**) Vgl. Kurandor (Kindermann), Kaiserl. Poeten: Das Buch der Redlichen, Cüstrin 1664, p. 550, cf. p. 571.

nicht auf das Haupt. Ich bin keine Venus, dass man mich mit Rosen oder Myrten kränze."

Den Zusammenhang der Myrte mit Aphrodite zeigen auch seltsame Bräuche und mancher Aberglaube.

Sie ward als besonderes Heilmittel für die Frauen angesehn. Darum bekränzte man sich bei den Asklepien mit Myrten, wie Pindar seinem Kleander nachrühmt. Man glaubte, sie stärke die Neugeborenen.

Myrtenzweige, die man in der Hand trägt, bereiten eine Stärkung den Fussgängern — und Ringe aus Myrten sind für geheime Theile des Menschen gut. Wer von Myrten träume, sagt Artemidor, hat Glück in der Liebe. Auch in neuerer Zeit meint man, dass, wer drei Blätter aus einem Myrtenkranz isst, das Fieber verliert — trotzdem soll eine Braut nicht selber Myrten pflanzen und bauen, sonst wird sie nicht getraut — aber der Myrtenstock gedeiht und grünt, von dem man Zweige zu einem Brautkranz nimmt. *)

Der Gegensatz des Myrtenkranzes war ein Nesselkranz, er stach eben ohne Rosen. Beim Pomeranzenschiessen in Schlesien empfing der Sieger die Pomeranze mit einem Glase Wein, um welches ein Myrtenkranz, der Verlierer einen Quarkkäse im Nesselkranz.

Als der Gegensatz des Myrtenkranzes galt auch der Strohkranz. Die keine Myrte werth waren, bekamen einen Kranz von Stroh oder Binsen.

Man verhöhnte üble Leute so. — Als Albrecht von Brandenburg auf die Stadt Nürnberg böse war, nannte er sie nicht Metze, aber er sandte ihr einen Strohkranz.

Doch trugen auch Mädchen einen solchen, die keinen

*) Vgl. Wuttke, Aberglaube, n. 529. 553. 667.

Mann haben wollten. Wir haben ein Lied, worin der Liebende um ein grünes Kränzlein bittet, aber sie will blos den strohenen haben.

Nun Tugend, die rein und frei bleiben will, ist doch nicht von Stroh. Aber Tugend, die sich den Myrtenkranz der Liebe umwindet — verdient den Frühlingsduft, den sie ausströmt, immergrün zu erhalten.

Die Symbolik des Myrtenkranzes hat im heutigen Gebrauch noch dieselbe Schönheit. Die Myrte ist immer noch das schöne Zeichen duftiger Liebe. Sie drückt noch heute die süsse Verbindung liebender Herzen aus. Sie ist noch immer darum das Symbol sittlicher Ehe.

Der Myrtenzweig auf der Brust des Bräutigams macht denselben Anspruch an Reinheit, wie der Myrtenkranz auf dem Haupte der Braut.

Sie ist immer eine Weihung an den Gott, welcher die Liebe ist, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott. Sie drückt die schöne Fessel aus, in die wir uns unter den Willen Gottes und in die Gefolgschaft Christi begeben.

Wir können den Myrtenkranz auf jedes Haupt legen, das heimgegangen ist — denn es schlingt sich ein Band vom zeitlichen Leben bis in die Ewigkeit. Denn die Sterblichkeit verklärt sich in die Unsterblichkeit.

Die Myrte bleibt das Symbol der Vermählung. Duftig und immergrün zwischen Herz und Herz, zwischen Mensch mit dem Herrn der ewigen Liebe.

O, dass es ewig grünen bliebe,  
Das Myrtenreis der heil'gen Liebe.

# Die Rose und ihr Symbol.

## I.

Ein reicher Mann hatte drei Töchter. Als er auf eine grosse Reise ging, fragte er, was er ihnen mitbringen sollte. Die Aelteren wählten sich Putz und Geschmeide, die Jüngste bat allein um eine R o s e. Es war Winter, da der Vater zurückkehrte — nirgends eine Rose zu finden. Sieh' da, am Wege ein dunkles Gebäude. Seine Thore waren offen. Ein weiter Garten erstreckte sich dahinter, darin blüheten Rosen die Fülle. Niemand liess sich sehen. Da brach der Kaufmann ein frisches Röslein ab, um es der Tochter heimzubringen. Doch kaum war dies geschehn, fiel ihn ein Ungethüm, wie ein Bär gestaltet, an. Der Vater bat um sein Leben. Um seiner Tochter willen habe er die Rose genommen. Das gute Kind habe nichts anderes gewollt. Der Bär versprach ihm, unter der Bedingung das Leben zu lassen, dass er nach bestimmter Zeit ihm d i e Tochter zur Gemahlin senden wolle, die die Rose verlangt hätte. Der Vater in Todesangst versprach. Doch betrübt kam er heim. Die Tochter war hocherfreut über die wundervolle Rose, die nimmer welkte. Jahre vergingen, immer blieb sie frisch. Da rollten eines Tages dunkelprächtige Wagen vor das Haus. Die Tochter ward abgeholt. Thränen begleiteten sie, als ging es in den Tod. Sie kam in das dunkle Schloss. Pracht überall und

köstliche Pflege. Bei Tisch und sonst setzte sich der Bär mit freundlicher Miene zu ihr. Sie bot ihm zu essen, er nahm nichts. Allmählig war seine Gesellschaft ihr gewohnt und lieb. Sie gingen mit einander durch Garten und Flur. Wenn er fehlte, vermisste ihr Herz den ungestalten aber treuen Gefährten. Eines Tages kam er nicht. Sie wartete lange, er kam nicht. Endlich ängstlicher Seele suchte sie den Freund und fand ihn wie todt am Rande des Wassers, das den Garten durchfloss. Da ergriff das gute Mädchen ein heftiger Schmerz, mit zärtlichen Rufen beugte sie sich über ihn nieder; Thränen flossen aus den Augen, dass sie den Todten benetzten. Kaum aber berührten die Thränen dessen Leib — da geschah ein Schlag; kein Bär war mehr zu sehn — ein herrlicher Jüngling stand vor ihren Augen. Die Dunkelheit wich heller Pracht. Leben und Freude überall. Der Zauber war gebrochen, die Liebe hatte ihn gelöst. Ihr Symbol ist die Rose. Statt alles Geschmeides hatte das Mädchen nur sie verlangt. Darum ward sie berufen, den Zauber zu lösen. Die Liebe suchte, fand auch das Herz in eines Bären Ungestalt. So bestand sie die Prüfung. So ward ihr die Rose zu herrlichem Lohn. Denn wie jene, die sie empfing, verwelkt die Liebe nimmer. Ihre Sehnsucht endet nicht und von ihrer Wahrheit fallen nicht die Blätter, wenn der Frühling flieht.

Auf die Rose haben die Völker übertragen, was ihr Herz von Macht und Süsse der Liebe wusste. Ueberall ist der Liebenden holdstimmige Vertraute die Poesie. Und sie verbarg der Liebe überall reizende Erfahrungen unter den Bildern der Rose. Poesie und Kunst leben nur von der halbverhüllten Symbolik, darin sie schaffen. Solcherlei Sprache ziemt der sinnigen Treue, die sie bewahren. Ohne sie schwiege Liebe ganz. „Spricht die Seele, spricht auch die Seele nicht

mehr.“ Die Fülle griechischer Poesie und Kunst hat daher ein Doppelleben dem Volke hervorgerufen. Neben dem immer neu springenden Quell wirklicher Empfindung ist eine Welt von Bildern in Wort und Marmor vorhanden, die gleichsam zu selbstständigem Leben gekommen sind und als' Bilder empfangen, was nur der Seele gehört. An der Rose, deren Genuss und Reiz sie aus dem Orient empfingen, malten die Künstler in Hellas und Rom so treu die Freude, den Odem, die Süsse, die Kraft der Liebe ab, dass endlich die Rose nicht mehr im Bild, sondern als lebende Blume Würde und Zauber zugeschrieben erhielt, von denen unser Herz weiss, dass sie Niemandem anders, als der Liebe selbst gehören.

Von der Huldigung der alten Welt, die sie der kyprischen Jungfrau zollte, ist die üppige Rosencultur das redende Zeugniss. Italiens Rosen sind allerdings verblüht. Paestums Flur zeigt keine Rosen mehr. Aber einst offenbarten die Schiffsladungen mit Rosen, die jährlich nach Rom kamen, mehr als Opfer den der schönen Göttin dienstbaren Geist. Das Getreidefeld wich der Rosenplantage, wie der römische Mars seiner Siegerin Venus unterlegen ist. Mit Rosen sprach der Römer und Grieche von aller Liebe, die sein Herz erfüllt. Wenn Kinder ihren Eltern, Mündel ihren Patronen Liebe beweisen wollten, liessen sie zu ihrer Ehre Rosenstöcke anpflanzen. Am Geburtstage von Verstorbenen pflanzte man Myrten und Rosen. Mahlzeit, Fest und Opfer ist nur durch die Liebe gewürzt und lieblich. Davon ist Rosenschmuck und Rosenkranz Symbol. Rosenkränze schmückten überall, wo Freude und Liebe herrschen sollte, das Haupt, das eigne beim Fest, das der Braut zum Schmuck, der Götterbilder zum Beweis der liebevollen Verehrung. Von der Liebe Odem muss Mahl und Lager durchweht sein. Der Duft von Rosenblättern war davon

Symbol. Rosenblätter bedeckten die Tische. Tyrannen und Sybariten schliefen auf Rosenblättern. Wie Uebermaass von Liebe tödtet, stellte Heliogabal deutlich dar, als er auf seine Gäste solche Massen von Rosen herunterschüttete, dass manche von ihnen, die sich nicht durcharbeiten konnten, erstickt sind. —

Aber der echten Liebe Kraft ist gross und süss. Sie läutert und macht rein. Zieht sie auf einem Antlitz ein, wird es edel und fein. Nur ein Bild ist die liebliche Erzählung von Aspasien, deren reizendes Gesicht ein Mal entstellte. Rosen heilten es und machten sie wieder schön. Denn der Liebe Kunst ist es, die Rosen als Recept verschrieb. Edle und glückliche Liebe macht gesund. Beklemmungen, nervöse Anfälle, Kopfleiden weichen einem Herzen voll entzückter Liebe. Daher schrieben heilende Kraft die Alten Rosenkränzen zu. — Gemeiner Rausch ist edler Liebe widrig. Welch edel Mädchen wird einen Trunkenen lieben! Daher der Glaube, dass ein Rosenkranz um's Haupt den Rausch vertreibe. Schwelger nahmen dieses Mittel wahr, um mehr zu trinken. — Aus Rohheit und aus Thatenlosigkeit macht Liebe erwachen. Lebendig wird der Seele Flug. Das griechische Epigram spricht mit tiefer Erkenntniss:

„Unglückseliges Leben, das ohne Liebe gelebt wird!
Wort und That, es gelingt ohne die Liebe mir nichts.
Träge bin ich und schleiche dahin; bei Zenophilen's Anblick
Flieg ich glücklich und leicht, wie der geflügelte Blitz.
Also rathe ich allen, der süssen Liebe zu folgen,
Nicht zu entfliehn. Sie giebt Fittig und Flügel dem Geist."

So wird denn die satyrische Erzählung Lucians in ihrer Idee deutlich. Lucius, ein junger unerfahrener Mensch, ist durch böse Künste in einen Esel verwandelt. Wie unbeschreiblich die Leiden, die er aussteht. Endlich erreicht er das

einzige Mittel, dadurch er heil wird. Er isst Rosen und wird wieder ein Mensch. Man wird erst wieder ein Mensch, wenn man liebt. Offenbar ist der lucianische Scherz wie manches Andre in seinen Schriften dem Orient entlehnt. Das indische Papagayenbuch wenigstens klärt eine ähnliche Verwickelung auf. Der erhabne Glaubensfürst Bajazid Bustâmi predigt in der Moschee. Da drängt sich aus dem Volk ein Zuhörer heran und spricht zu dem Prediger: „Dess Worte gleich den Plejaden die Menschheit führen zu der Wahrheit Pfaden," er habe seinen Esel verloren und könne ihn nicht wieder finden. Bajazid fährt in seiner Predigt fort und ruft: Ihr Gläubigen, wer von Euch kennt noch die Liebe nicht! Alles schwieg, nur ein Greis erhob sich mit Bedacht und sprach: Ich habe nie von Liebe etwas gewusst, unterweise mich darin! Da wandte sich Bajazid zu dem Bittenden und sprach: Du suchst einen Esel, Freund. Sieh' hier hast Du ihn. — So macht die Liebe lebendig, aber kann man von der Liebe leben! Von Schiavoni in Venedig giebt es ein schönes Bild: ein reizend junges Weib sitzt an der Tafel und isst Rosen. Das Bild war aus dem Leben und hatte eine traurige Geschichte. Dem Vorfahren Schiavoni's ging es übel. Er hatte zuviel Genie, um Geld zu haben. Giacinta's Liebe tröstet ihn allein. Endlich scheint ihm eine Hoffnung. Ein Kloster bestellt ein grosses Gemälde. Mühselig vollendet er es. Er eilt hin — es war gerade ein Fest. Blumen brachten die Gläubigen von allen Seiten, schon freut er sich auf den erwarteten Lohn. Da sprachen die Besteller zu ihm: Meister, Geld haben wir heute nicht, aber Blumen nehmt so viel Ihr wollt. Verzweifelt nimmt er zwei Rosensträusse und eilt nach Hause, wo Giacinta mit hungernden Kindern auf ihn wartet. Das bringe ich Euch, ruft er in Thränen aus — statt Geldes Rosen, die wollen wir

heute essen. Es war das letzte Mahl Giacinta's. Bald erlag sie ihren Leiden und der Maler malte sie aus der Erinnerung, wie sie Rosen isst. Den Hunger stillen Rosen schlecht. Freilich die Römer haben ihre Lieblingssymbolik auch schmackhaft gemacht. Was die Liebe geistig und ideal thut, Geschmack und Lust zu gewähren, das stellten sie sinnlich durch zarte Rosenspeisen dar. Man bereitete ein Rosencompot als Magencur. Es waren, wie Plinius angiebt, Quitten in Honig eingemacht und mit abgekochten Rosenblättern umgerührt. Auch die Rosenblätter selbst wurden eingemacht. Von einem Rosenpudding enthält das klassische Kochbuch des Apicius ein Recept. Man bereitete Rosenwein, namentlich im Monat Mai, wo die Blüthe am reinsten ist. Alter Wein auf Rosenblätter gegossen mit abgeschäumtem Honig gemischt, bringt ihn hervor. Auch die Liebe ist wie alter Wein. Die Jüngsten erwärmt er mit süssem Rausch am meisten.

Die Rose als Liebesbild ward aus der Römischen Welt, wie viele andere Gartenblüthen, wie der Wein selbst in die deutsche Natur lieblich eingesetzt. Reizende Mädchen werden in der deutschen Sage durch boshafte Zwerge in Rosen verwandelt. Die vierte Schwester sucht sie auf. Sie kommt zu den Zwergen und sieht die Rosen blühen. Die andern waren verwandelt worden, weil sie an der Rose Duft zuerst gerochen. Die Jüngste denkt nicht an Geruch noch Genuss. Voll Liebe beugt sie sich zu ihnen, als wären sie lebendig und giebt auf ihre rosigen Blätter mit rosigen Lippen einen Kuss. Da wurden sie lebendig. Denn Rosen machen und Rosen werden durch Liebe lebend und frei. — Wenn im Lichte Rosen brennen, glaubte man daher im Volke, bedeutet es Glück. Solches Glück haben die Ehen immer, wenn die Liebe bleibt. Daher der Volksglaube. dass wenn Rosenblätter

im Bach sich nicht trennen, die Ehen wirklich im Segen geschlossen werden. An einem Peterstage war in Belgien ein schöner Brauch. Eine Rosenkrone schwebt hoch über der Strasse. Darunter wird getanzt. Zeigt sich ein liebend Paar, fällt sie herab, sie zu bekränzen. Im Museum zu Darmstadt wird ein Elfenbeinschnitzwerk aufbewahrt. Es stellt einen Zug von Jünglingen und Jungfrauen zu Frau Venus dar. Unter einem blühenden Rosenstrauch führen die Damen ihre Ritter ein. —

## II.

Den Namen der Rose hat ganz Europa geliehn. Aber dieser Name selbst ist von der Farbe der Blume gewählt. Der Schimmer ihrer Blätter gab ihr Merkmal, Würde und Symbol; durch das zarte Roth, aus dem sie duftet, wurde sie der Liebe Bild. Denn im Erröthen, das die Wangen überfliegt, schimmert die Liebe wieder. Im Erröthen schweigt und spricht die Liebe. Von dem zarten Geheimniss, welches in der Liebe das Herz erfüllt, glänzt das Antlitz abendröthlich wieder, wenn Wort oder Gedanke seine Saiten berührt. Die Rose ist das Bild der Liebe geworden, darum auch des Geheimnisses. Denn Schweigen ist die Tiefe, das Geheimniss die selbsterzeugende Kraft, stilles Einverständniss die Seligkeit der Liebe. Es ist durch ein Citat nicht nachweisbar, dass das Sprüchwort *sub rosa* schon dem Alterthum angehört. Es ist sinnig, dass ein Geheimniss seinen Ursprung verbirgt. Was in der Liebe ruht, hat immer den Anfang verborgen, Aber darum ist doch kein Zweifel, dass die Rose, wo sie die Liebe darstellte, auch das Geheimniss abbildete. Was die Liebe weiss, verräth sie nicht. Alle Beredsamkeit offenbart sie nur dem Vertrauten. „Was in der Rose blüht, wissen die Lieblinge nur." In Rom ist Rose und Rosenkranz das selbst-

ständige Symbol alles Genusses worden, den Liebe erzeugt, daher Schmuck aller Freude und Geselligkeit. Schmückte die Rose dort das Haupt zur symbolischen Freude, so mochte sie auch über Speisetischen prangen, um die Vertraulichkeit, aller Liebe Genossin, abzuzeichnen. Das deutsche Leben hat dies treu mit dem Symbol der Liebe übernommen. „Was wir kosen, bleib' unter den Rosen“, sagt das deutsche Sprüchwort. Als Sinnbild des Vertrauens und der Vertraulichkeit ist eine fünfblättrige Rose in altdeutschen Kirchen über dem Beichtstuhl angebracht. — Jedenfalls ein sinnig Bild gewährt die sagenhafte Beschreibung des Ursprungs von Thorn, wo der Gründer ein Götzenbild der Venus, Barthenia genannt, aufrichtete. Die Jungfrau trug einen Myrthenkranz von rothen Rosen durchwebt: in ihrem lächelnden Mund war eine geschlossene Rose. Damit war das Glück der Liebe lieblich gezeichnet. Denn rosig glüht die Wange, wenn sich die Liebe schweigend aber lächelnd ihres Glückes bewusst wird. Das Lächeln wird selbst zur Rose, die nichts als ihr Glück verräth. Es ist ein orientalisch Bild, nach welchem der reizenden Jungfrau im neugriechischen Lied Rosen aus lächelndem Munde fallen. Ein glücklicher Mann hatte nach indischem Märchen die Kraft, durch fröhliches Lachen Rosen zu streuen; sein Kerker ward also einst ein Rosenbeet. — Aber nur die glückliche Liebe strahlt im rosigen Schein. Dichtungen geben dies wieder. Die Sterbende erbleicht und wird weiss. Es ist ein köstliches Märchen aus Böhmen, das diese Beobachtung darstellt. Eine Jungfrau ist tief von dem verwundet, den sie liebt. Sie ist am Gram gestorben, aber Ruhe kann sie nicht finden. Im Grabe sitzt sie und liest in dem grossen Buch der Erinnerung; aber auch der Sünder hat keine Ruh. Als Todtengespenst geht er umher. Da wird ein

wackres Mägdlein durch Spott gezwungen, an sein Grab zu gehen, sein Gerippe zu holen. Er erscheint ihr und beschwört sie, zu dem Grabe der einst Geliebten zu gehen und für ihn um Verzeihung zu flehen; nur dann würde er Gnade bei Gott erlangen. Sie geht und fleht. Die Frau trägt dunkle Rosen um's Haar — alle Beschwörung umsonst; sie schüttelt das Haupt. Das Mägdlein geht mit trauriger Nachricht hinweg, aber die Bitten des Armen treiben sie noch einmal hin. Noch inniger fängt sie zu bitten an — bei den Wunden des Heilands beschwört sie mit Thränen. Schon fangen die Rosen auf dem Haupte an hell zu werden. Mit weissen Rosen füllt sich der Kranz. Aber die Dame schüttelt unerbittlich das Haupt. Die Magd geht ermüdet hinweg. Da noch einmal treibt sie der Verwünschte zurück. Wiederum fleht sie — die weissen Rosen glänzen um's Haupt — aber die Frau liest weiter; da ruft sie die Magd im Namen des unschuldigen Kindes an, das sie geboren, und die Frau blickt auf, die Liebe versöhnt, das Buch sinkt zu; frische Rosen duften, indess bei erlöschender Lampe mit verzeihendem Wort zurück in das Grab die lange Unerbittliche sinkt. Glücklich eilt das Mädchen zurück.

Weisse Rosen blühen im Tod — rothe im Leben der Liebe. Darum sind nur die rothen Rosen von der Liebe ein Bild. Ihre Farbe hat die Liebe erzeugt. Nach griechischer Sage tropfte auf die ehemals weisse Rose das Blut der verlangenden Göttin, als sie am Dornenstrauch den zarten Fuss sich verletzte. Nach anderer Dichtung hat die weisse Rose das Blut des geliebten Adonis gefärbt. Vom Blut ist sie auch nach muhamedanischer Legende gefärbt, von dem des Muhamed. Denn Blut ist vom Blühen benannt. Ein Wort giebt mittelhochdeutsch das Blut und die Blüthe wieder *(bluot)*. Die Wange, die vor Liebe erröthend blüht und glüht, empfängt

die Farbe vom Blute. Dessen Abbild ist daher der Schimmer der Rosenblätter. Darum nicht blos von der Liebe, die blüht, sondern auch vom Blut, das fliesst, ist die Rose Symbol. Nicht blos die Liebe, die geniesst, auch jene, die kämpft, zeigt die Rose an; nicht blos ein Schmuck des Siegers im Genuss, auch im blutigen Streit. Daher auch die Rose der Lohn des Triumphes — namentlich in deutscher Darstellung, denn das alte kraftvolle Volk stand durch seine Freude am Kampf und Sieg dem Rosenbild vom Blute näher, als dem weichen Genuss, wo Rosenkranz und Rosenblatt die üppige Freude und Ruhe umschlang.

## III.

Zwar scheint auch das Alterthum die Rose als Siegeslohn gekannt zu haben. Neben Myrten und Veilchen werden sie dem Helden hingeworfen. Auch Plutarch erwähnt, dass Rosen, Nelken und Aepfel als Siegeslohn verehrt werden. Aber es sind dies Zeichen allgemeiner Freude, wie sie durch Kranzschmuck beim Einzuge von Feldherren und Herrschern offenbart ward. Die Rosen sind hier nicht das einzige Zeichen und haben nicht sowohl auf den Kampf, als den Genuss Bezug. Anderseitig kennt das unvermischte altdeutsche Leben den Genuss der Rose nicht. Die Helden und Asen der Urzeit vermögen sich mit ihrem Reize nicht zu schmücken. Der römische Rosencultus mit seinen zarten Symbolen charakterisirt das Leben, gegen welches die wildnervigen Germanen den grossen Heldenzug von Nord herab begannen. Erst die Sieger Galliens und Italiens mischten ihre rauhe Sitte mit der Erfahrung des Lebensgenusses, der hier nie ganz verschwunden war. Nicht von der Blüthe klassischer Kultur, von Virgil und Horaz empfingen die Germanen etwaige Eindrücke. Das de-

pravirte römische Leben in Gallien und Italien, am Rhein, dem Rhone und dem Po enthielt Genuss und Bildung genug, um den verbundenen Eroberern eine Fülle von gemischtem Eindruck in ihre Phantasie wie in den wirklichen Lebensanspruch einzuführen. In den Jahrhunderten von der Eroberung durch Franken und Gothen bis zu den Karolingern hat sich der Stoff gesetzt, aus welchem die Heldensage, wie das Gleichniss der *Gesta Romanorum* zu grossem Theil entstanden sind. Bildliche und künstlerische Vorstellungen ingen in deutschen Geist über. Die Rose war zu sehr als Bild und Brauch in dem alten Leben heimisch, um nicht auch wirklich und bildlich in das neue eingeführt zu werden. Nur von der Rose kann man die Namen der Rosimunda, der Gepidentochter und Gemahlin des Longobardenkönigs ableiten. Eine Sage der *Gesta Romanorum* kennt zwei Töchter, von denen die schöne Rosimunda hiess. In einer anderen Sage versucht man, eine Rosamunda mit einem Rosenkranz zu fangen, weil, wie es heisst, „Mädchen dieselben gern haben“.

Wenn aber die Heldensage die Rose auch in ihre Symbole aufnahm, so hat sie dabei ihren deutschen Charakter sinnig bewahrt. Den Genuss, den die Rose abbildet, soweit sie dem römischen Kulturleben angehörte, hat sie mit germanischem Geiste gemischt. Altdeutschem Geiste ist Kampf und Arbeit Genuss. Was dem cultivirten und raffinirten Römer in Rosenlagern und Rosenschmäusen Symbol war, das erschien dem alten Heldenthum in ritterlichem Wettkampfe. Von dem Blute, das aus Wunden purpurn rann, war ihm die Rose siegreich Abbild. Ein Genuss nicht ohne Liebe war im Empfang der Rose ausgedrückt, aber erworben durch Kampf mit Schwert und Lanze. Die Kämpfe in den Rosengärten, welche die Heldensage schildert, haben davon ihren Ausgang genommen.

In den Eroberungen der deutschen Völker thut sich doch ein dauernder Gegensatz zwischen Gothen und Franken kund, der von der blutigen Schlacht bei Aquileja bis zum Widerstreit der Gothen unter Alarich und Chlodwig, und weiter geht. Von diesem historischen Zwiespalt und Wettkampf zweier gewaltiger Völker sind die blutigen Kämpfe in der Sage zwischen zwei Heldengruppen, von denen der eine durch Gunther, der andere durch Dietrich von Bern geführt wird, poetische Widerspiegelungen, die nach verschiedenen Motiven und dichterischen Erfindungen wandeln, immer aber auf dieselben Gegensätze zurückzuführen sind. Das Gedicht vom grossen Rosengarten ist in seiner Redaction jung, in seinen Elementen alt. Kriemhild von Worms hegt einen Garten mit grossem Fleiss am Rhein. Das war der Rosengarten. Nichts mochte schöner sein, denn Freude war im Garten und Wonne gar genug; hei! was der Garten Rosen und lichte Blumen trug. Kein Held durfte in die Rosen ohne grimmiges Schwerterspiel. Kriemhild hat zwölf Ritter, die den Garten hegen. Keine Mauer schliesst ihn ein. Die Sieger können hinein. In ihrem Stolze veranstaltet sie ein gross Turnier. Die berühmtesten Ritter, Dietrich von Bern an der Spitze, erschienen zum Kampf. „Welch' zwölfe die Andern besieget in den Rosen han, denen gibt man Blumen zum Kranze, jedem Mann; wer seinen Gegner obgesieget, der soll der theuerste sein, den küsset eine Jungfrau und setzt ihm auf ein Kränzelein.“ Es war ein blutiger Kampf. Die Fremden siegten. Zuletzt empfing auch ein Dietrich ein Halsen und Küssen neben dem Rosenkranze. So war die Rose, die vertheilt ward, für das blutige Spiel der symbolische Kampflohn, den der Kuss begleitete. Hildebrand will bei seinem Siege nicht den Kuss, aber die Rosen. „Es sprach der Alte, es soll nicht sein, den will ich daheim

empfangen bei der lieben Fraue mein." Aber nicht der Gegensatz zwischen den barbarischen Franken und Gothen erklärt die Kämpfe im Rosengarten. Vielmehr ist der Gegensatz mit anderen Gedanken, welche das geschichtliche Leben hervorgerufen, sinnvoll gemischt. Auf Seiten der Franken oder der westlichen Gruppe ist Reichthum, Kunst und List. Der Rosengarten mit seiner Pracht ist selbst ein Bild westlicher Cultur. Aber es besteht dies Alles nicht vor der ritterlichen Gewalt des Berners und seiner Genossen. Phantastischer und unklarer ist die Sage vom Zwerg Laurin. Er besitzt unermesslichen Reichthum, viele List und Kunst; auch er hat einen Rosengarten. Auch in den brechen die Bernen ein. Laurin beginnt mit ihnen Kampf, weil sie seine Rosen zertreten. Aber wie Krimhilde keinen Rosengarten mehr halten kann, so muss Laurin jetzt betteln gehen. Dietrich und seine Gesellen haben Alles erobert. Auch hier ist List und Macht von ihrer Kraft besiegt. Durch solchen Gegensatz ist der Rosengarten das rechte Bild des Kampfplatzes und blutigen Turniers geworden. „In die Rosen kommen, in die Rosen sich heben oder springen" ist daher im „grossen Rosengarten", soviel als zum Kampfe eilen. In „Salomo und Morolf" ruft Salomo aus: „Weichet aus den Rosen auf der Statt", was so viel als vom Kampfplatz weichen bedeutet. Ein solcher Rosenkampfplatz war Europa während des Unterganges der römischen Welt. So stürmten die Germanen in die Römischen Rosen. Von diesem Wettkampfe, der sich dann an dem kleineren Gegensatze der Fränkischen Gallier und Gothischen Ostvölker localisirte, sind diese Kämpfe im Rosengarten ein Nachklang. Der Rosengarten blieb noch ein Turnierplatz, als schon die Minnesänger mit ihren Liedern den Wettkampf geistig wiedergaben. Die zwölf Dichter versammeln sich zum Streite im „flammenden

Rosengarten“. Ein Bild mit dieser Darstellung wurde zu Nürnberg an dem zur Singschule der Meistersänger bestimmten Tage ausgehängt. Die Schwerdtnamen der Helden in der alten Sage haben immer ihre nicht leicht zu lösende Deutung. Soll das Schwerdt Rose, welches Dietrich, Otnit und Wolfdietrich zugeschrieben wird, nicht von dem Kampf, worin es Rosen erwirbt, benannt sein! In diesem Zusammenhang dürfte die Symbolik klar werden, wenn auf einem Bilde in der Susannenkirche in Rom der heilige Petrus Karl dem Grossen eine mit Rosen besäete Fahne überreicht. Es ist der Lohn des Sieges, den er ihm für den Kampf mit den Longobarden überreicht. Joachim Camerarius erzählt, dass Scipio den Soldaten der achten Legion, die zuerst das feindliche Lager erstürmt hatten, die Freiheit gab, das Bild einer Rose in dem Schilde zu führen. Das Alterthum kennt diese Nachricht nicht; sie verdankt ihren Ursprung mittelalterlichen Erzählungen, wie sie die *Gesta Romanorum* enthalten. Die Rose war auch hier der Lohn des Kampfes. Es fehlt die Rose darum auch nicht auf den Wappen ritterlicher Geschlechter. Im Schilde der von Aufsess ist eine rothe Rose. Wie eine schöne Wappensage diesen Namen dahin deutet, dass der Urahn des Geschlechtes dem Herrn beim Einzug in Jerusalem die Hand als Bügel hinhielt, „dass er aufsässe besser“; so hat die Rose sicherlich Beziehung zu dem Kampf um deutsche Liebe und Treue, in dem es ritterlich gestrebt hat. Aus dem Gedanken, dass die Rose in den Volksgedanken des Mittelalters Symbol von ritterlich durch Liebe und Kampf errungenem Lohne sei, erklärt sich auch allein der in seinem Ursprung vielfach irrthümlich genommene Brauch des Papstes, am Rosensonntag *Lätare* treuen Söhnen der Kirche eine goldene Rose zu überreichen oder zu übersenden. Sie war in des Papstes Hand

für seine und der Kirche Freunde, was sonst in der Dame Hand für ihren Ritter. Durch Weihe und christliche Festgedanken wird sie über weltlichen Brauch erhoben — aber dem Siege und dem Kampfe galt sie doch; in einem Formular der Uebergabe heisst es: „Nehmet hin von meiner Hand ... die Rose, wodurch die Freude beiderlei Jerusalems angedeutet wird, der triumphirenden und streitenden Kirche, durch welche allen Christgläubigen geoffenbaret wird die allerschönste Rose, so da ist Freude und Krone aller Heiligen.“ Und nicht blos Königen ward solche Rose übersandt. Der Erfurter Dr. Zachariae empfing wegen seines Eifers gegen Johann Huss auf dem Concil zu Costnitz die goldene Rose, die er auf seinem Barret zu tragen die Freiheit hatte. Mit solcher Rose ward dann auch sein Bild und Grabstein in der Augustinerkirche versehen.

Aber nicht hier allein hat das Christenthum den Völkern den Schmuck der Rosen entliehen. Vielmehr zeigt es hier wie überall, dass es das ganze Volksleben umschlang, seine Gedanken erhob und aus der Fülle eigener Liebe heiligte. Die kanonischen Schriften des alten und neuen Bundes gedenken der Rose nicht. Wo das Hohelied spricht (2. 2.) wie Luther übersetzt den alten Versionen folgend: „Ich bin die Rose unter Dornen“ ist genauer Lilie wiederzugeben. Doch übersetzen für Susanna ältere Deutungen allgemeiner „Blume“. Das chaldäische und talmudische Idiom hat das griechische ῥόδον in seinen Gebrauch übernommen (ורד). Es findet sich das Wort nicht in der griechischen Uebersetzung des alten Bundes, wohl aber in den Apocryphen. Die Mischna erwähnt Rosengärten in Jerusalem (Maaseroth 2. 5.) Sie berichtet, dass mit Rosenöl sich Vornehme ihre Wunden salbten (Sabbat 14. 4.) Des Brauches von Rosenkränzen weisser und rother Rosen wird gedacht. Mit solchen wird die Jugend verglichen. —

Wenn aber namentlich auf jene Stelle des Hohenliedes der Vergleich der Maria mit der Rose sich gründete, so hat sich doch die Aufnahme der Rose in die christliche Symbolik nicht darauf beschränkt. Vielmehr ist fast keine Beziehung, für welche man in alter und neuer Zeit das Bild der Rose gewann, die nicht in christliche Kunst und Poesie überging. Man darf nicht vergessen, dass unter den Flügeln des Christenthums Staat und Volksleben im Mittelalter überhaupt sich erhob, dass eine Trennung von Volks- und christlichen Gedanken fast nicht mehr möglich war und dass es der christlichen Erziehung Plan war, sich der volksthümlichen Ideen zu bemächtigen, um sie mit christlichen Farben zu bekleiden. Die Rose fand erst in der christlichen Idee das rechte Symbol der Liebe wieder. Das ganze Geheimniss der Liebe trug sie erst hier, wo die Sehnsucht nach dem himmlischen Bräutigam lebte und schuf. Christus war der Gegenstand der tiefsten Minne, wie Gottfried von Strassburg singt:

Dich minnet aller Sterne Schein,<br>
Der Mond und auch die Sonne<br>
Dich, alle Elemente Dein!<br>
Ach, was könnte minniglicher sein!<br>
Kein Lieb so rein<br>
Wie Du, o Minnewonne.<br>
Ach Herzen Bruch, ach Herzen Noth,<br>
Ach Treue bis zum Kreuzestod,<br>
Ach! Rose roth,<br>
Ach! Rose wandelsfreie.

Auch die muhamedanische Weisheit hat sich die Rose als Symbol mystischer Liebe ersehen. Der indische Derwisch preist in seinem wunderlichen Tanze das Röslein, das in seines Herzens Garten gepflückt und ihm genügt. Von dieser Liebe singt ein sinnig Lied im Märchen:

„O Mensch merk' auf den Willen dess',
Der Dir die Liebe sendet,
Der zur Erkenntniss seiner selbst,
Dich durch die Liebe wendet.“

Aber wie kann sich muhamedanische Selbstbespiegelung mit der Sehnsucht christlicher Herzen vergleichen, die ihren Heiland sucht. Rosa von Lima ist das schönste Beispiel der Legende von diesem nach Christo hin gewendeten Liebesdrange. Die Rosen, die sie pflegte und pflückte, warf sie ihrem Gotte zu; in Kreuzesform gestaltet offenbarten sie in den Lüften, dass Gott ihre Liebe empfing. Wo die h. Rosalia in ihrer Höhle Wunder that und litt — schmückt ein Kranz von rothen Rosen ihr Bild. — Wenn Liebe heiss im Herzen brennt und glücklich ist, so heilt sie auch des Leibes Schmerz. Heisser als Liebe der Seele zu Christo ist keine Minne. Darum weichen ihr in der Legende Leiden der Seele. Wenn Rosen auf das Haupt von Besessenen gelegt werden, entflieht der Dämon. Ein stummer Hirtenknabe, der neben einem heiligen Bilde Rosen pflückte, bekam die Sprache wieder. Gegen Blutungen hat man in Preussen den Aberglauben, dass eine Beschwörung hilft, die so lautet: *Abck, Wabck, Fabek*; in Christi Garten stehen drei rothe Rosen, eine für das Gute, die andere für das Blut, die dritte für den Engel Gabriel“ etc. — Das Gebet ist der heiligste Ausdruck der Liebe, die wahre Rose, die aus dem Munde blüht. Als der fromme Josbert starb, blühten nach den fünf Psalmen, die er zu beten pflegte, fünf Rosen aus seinem Munde. Wenn der heilige Angelus predigte, fielen ihm, wie jenem Rosenlacher, Rosen aus dem Mund. Aber Liebe ist das ganze Leben eines Gläubigen, Liebeswerke all sein Thun. Wenn man auf byzantinischem Bilde das evangelische Gleichniss darstellen will, dass ein

guter Baum keine schlechten Früchte trägt, so sind Menschen gezeichnet, aus deren Mund Engel, Licht und Rosen gehn. In Rosen wandelt sich darum die Wohlthat der heiligen Elisabeth, als sie der strenge Gatte mit dem Korbe auf dem Liebeswege überrascht. Rosen fand der harte Ehemann, als er die Frau dafür, dass sie einen Aussätzigen pflegte, bestrafen wollte. Das Bett war wie ein Rosenbeet, der Kranke nicht zu finden. Aber die Jungfrau Maria war die heiligste Rose, von ihr gilt das uralte Kirchenlied:

Eine Rose ist entsprungen<br>
Von Jesse war die Art.

Einem Mönche, den die Madonna liebte, wuchsen fünf Rosen aus dem Munde mit den fünf Buchstaben Maria. Um ihretwillen wurden die Ave's, die zu ihr gebetet wurden, zu einem Rosenkranz. Nicht blos dem Namen nach, sondern in der Legende zuweilen zu wirklichen Rosen. Ein Engel, erzählte man, hätte die aus den Gebeten eines von Räubern erschlagenen Jünglings aufblühenden Rosen in einen Kranz gewunden. Eine ähnliche Legende erzählt Luther dem heiligen Bernard nach, dass eine schöne Jungfrau einem unter Räubern gefallenen Karthäuser für seine Gebete ein Röslein nach dem andern aus dem Munde zog. — Die weissen und die rothen Rosen scheidet die Legende auch. Der gestorbenen Liebe, die nicht mehr glüht und lebt, sind weisse Rosen lieb. Ihrem irdischen Bräutigam sendete die heilige Dorothea aus dem Paradiese weisse Rosen. So stellen es altdeutsche Bilder dar. In vielen Städten ging die Sage, dass man im Chorstuhle desjenigen Mönches eine weisse Rose fände, der sterben sollte. Die rothe Rose ist die lebendige Liebe; sie deutet auf das Herzblut, das auch für Liebe fliesst. Die Beziehung der Rose auf Blut und

Wunden macht die christliche Legende erst recht deutlich und anschaulich, von Abels Blut lässt sie eine Sage gefärbt sein. Sinnig ist die andere Erzählung, dass die Rose roth geworden, seitdem der Eva zum ersten Mal vor Scham sich die Wangen rötheten. Dass Christi Wunden Rosenblut vergiessen, ist ein durch die gesammte christliche Poesie gehendes Bild. Dem evangelischen Kirchenliede ist es nicht fremd geworden. In einem Liede von Johann Heermann heisst es: „auf diess sein **rosinfarbenes** Blut will ich meine Hoffnung bauen, das er für mich vergossen hat" etc. In einem Liede der Brüdergemeinde wird Christus angeredet: Du edle Ros', Dein Lieb ist gross; Herr, durch die **rosinfarbnen** Wunden hast Du Sünd', Teufel und Tod überwunden: am schönsten stellt dies Paul Gerhardt dar, wenn er singt:

Sei wohl gegrüsset, guter Hirt
Und ihr, o heilgen Hände.
Voll Rosen, die man preisen wird
Bis an des Himmels Ende.
Die Rosen, die
Ich mein' allhie,
Sind deine Mal und Plagen.
Die dir am End'
In deine Händ'
Am Kreuze sind geschlagen.

---

# Anmerkungen.

Die romantische Geschichte der Aspasia erzählt Aelian in den Vermischten Geschichten 12. 1.

Unbekannte Notizen über die Rose aus dem Alterthum zu finden dürfte sehr schwer sein, nachdem soviel darüber von Auslegern und Alterthumsforschern gesammelt worden ist. Das meiste hat schon Carolus Paschalius in seinem Werk über die Kränze bei den Alten (*Coronae Lugd. Bat.* 1671 u. and. Ausg.) zusammengestellt. In der fleissigen Sammlung von Wüstemann (in den Unterhaltungen aus der alten Welt, Gotha 1854) ist nur in den Citaten vieles den Rosen zugeschrieben, wo sie nicht ausdrücklich genannt sind. Allein über den tiefer liegenden sittlichen Grund der Rosencultur ist wenig Beobachtung vorhanden. Die Symbolen- und Blumensprache war den Alten mehr als ein Spiel. Ihre tiefsten Lebensgedanken waren darunter verborgen. Aber auch solche Sprache versteint sich bis zur Unkenntlichkeit, wie dies mit der gesprochenen Rede im Verhältniss zu den Quellen geschah, aus denen sie schöpfte. Die Ableitung der Rose von ihrer Farbe wird darum nicht durch das formale Bedenken gehindert, das Benfey (Griech. Grammatik 1, 524) äussert. Von der Liebe hat sie Symbol und Namen. Sinnig äussert sich Fulgentius (*Mytholog. lib.* II. *Venus* in der Coumelin'schen Sammlung der *Mythol. lat.* p. 181) „*rosae enim rubent et pungunt, ut etiam libido. Rubet verecundiae opprobrio, pungit etiam peccati aculeo*“.

Die Sage von der Preussischen Barthenia vgl. Tettau Volkssagen Preussens. Berlin 1837. p. 219.

Ueber das Bild von Rosen für Blut und Kampf findet sich bei Pröhle ein artig Volkslied (Weltl. und geistl. Volkslieder und Volksschauspiele p. 56). „Da fielen drei Rosen auf meinen kühlen Schooss, die Rosen waren von Blut so roth.“ Vgl. Menzel Odin p. 265.

Die Stelle aus der „Gottesminne“ von Gottfried von Strassburg ist nach der schönen Uebersetzung von Watterich, Leipz. 1858.

Den Kampf der zwölf Meister in Rosengarten behandelt dichterisch das Volkslied bei Görres Volks- u. Meisterl. 222 u. Erlach die Volkslieder der Deutschen 1. 281.

Die Anschauung, die Rose und Lilie im hohen Liede von guten Werken zu nehmen, wie die Rosen später Liebeswerke symbolisiren, findet sich sogar in der chaldäischen Paraphrase des hohen Liedes und späteren rabbinischen Commentaren.

Wo die Luther'sche Uebersetzung der Apocalypse 17. 3. 4. rosinfarben und Rosinfarbe hat, ist im Griechischen κόκκινος gelesen. Die *Vulgata* hat wörtlich *coccineus*.

Ueber ein Rosenfest am 23. Mai bei den alten Römern cf. die kalendrische Nachricht bei Piper über den Ursprung der christl. Kalender im Vergleichenden Kalender von 1855 p. 13. Ein Rosenfest in Campanien am 13. Mai cf. Piper a. a. O. p. 15, der dabei auf Mommsen Epigraph. Analekten n. 8 in den Berichten der königl. Gesellsch. der Wissensch. zu Leipzig Phil. Hist. Cl. Bd. II 1850 p. 68 verweist.

Ein Rosenfest in Frankreich cf. de Nore: *Coutumes, mythes et traditions de Province, de France.* Paris-Lyon 1846 p. 351—353; cf. p. 371.

Die ausgezeichnete Rosensalbe von Phaselis cf. Ritter Erdkunde 19. 757.

Eine „Schlange unter Rosen", sagt Oken, sei ein Sprichwort (Naturgesch. 6. 521) und citirt Virgil Eclog. 3. 92.

Rhodus hiess früher Ophiusa.

Ueber das Rosenbett des Aelius Verus cf. Spartianus Ael. Ver. cap. 5.

*„Gallienus veris tempore cubicula de rosis fecit."* Trebell. Pollion. Gallien. 16, c. Vopisc. Aurelian 5.

cf. Aelian var. 1. 8, 24.

cf. Apulejus Metamorph. lib. XI.

cf. Laus asini.

Verwandlung in einen Esel. Evangel. Infantiae cap. 20.

Vgl. Prätorius: Neue Weltbeschreybung von allerley wunderlichen Menschen. Magdeb. 1666, II. 454, wo eine ähnliche Eselverwandlung aus Sebaldus im Brev. Histor. p. 433 berichtet wird.

Ein Esel auf Rosen das Wahrzeichen von Halle, ist an der Marktkirche zu sehen.

Ein Esel rettet Ambracia. Pausan. 10. 18.

Esel-Lehre des Weinstocks. Pausan. 2. 38.

Ein Feind des Distelfinks. Aelian hist. anim. 5. 48.

Esel cf. Tenzel's Beiträge zur Reformations-Geschichte.

Auf wen eine Rose im brennenden Lichte weist, der bekommt einen Brief. Schleicher, Volkstümliches aus Sonneburg p. 184.

Ueber ein Rosenfest für die tugendhafteste Jungfer cf. Pröhle, Kirchliche Sitten p. 61.

Eine anmuthige Rosenverwandlung im Mährchen: Bis der Musiker die Rose will — bei Behrnauer, Vierzig Veziere, 197.

Rosen fallen aus dem Mund; vgl. die buddhistische Sage von Utpalagandha bei Spence Hardy, Manual of Buddhism 286. — Benfey, Pantschatantra I. 380.

cf. Oberleitner, Schwed. Volkssagen p. 148.

Serbische Volksmärchen p. 210.

cf. Sicilian. Märchen I. 228.

cf. Grimm, Myth. 1055.

Wenn man von einem Rosenstock Rosen einem Todten ins Grab giebt, so verdorrt der Rosenstock. Wolf, D. Mythol. 1. 215.

Eine Rosensage vgl. noch bei Menzel, Odin, p. 312.

Rosenpflege in Nürnberg. Ein Strauss „eine Schnecke". cf. Wagenseil Norimb. p. 110.

Wie viel Rosenkränze, sagt Simonides, trug Milon davon cf. Dunker 4. 551.

Wenn man zum ersten Mal zur Ader lässt, soll man das Blut unter einen Rosenstock schütten, dann bekommt man rothe Backen. Panzer 1. 257.

Aus jüd. Dichtern cf. Zunz, Die synagogale Poesie des Mittelalters p. 25.

Eine wundervolle Rose. Birlinger, Volkstümliches aus Schwaben p. 258.

Ein Vogel, dem die Ind. Göttin aus Dankbarkeit eine Rose auf den Kopf setzt. Mayer, Myth. Lex. 1. 185.

Interessante Notizen in Schedius' De diis Germanis.

Rosenkranz in Oel getaucht. Aelian 14. 39.

cf. einige Stellen in Grimm's lat. mhd. Gedichten in der Ecbasis etc. u. in Sady, Rosengarten.

Ein Rosenlied bei Hammer, Rosenöl 2. 219.

Mit dem Kampf im Rosengarten vgl. die Sage der 12 Helden bei Firdusi aus alten Iranischen Sagen cf. Firdusi p. 517; übersetzt von Seback.

Im Wappen der Familie von Alvensleben befinden sich drei Rosen.

Offenbar eine Rose ist auch im Wappen der Helden auf der sogenannten Irmensäule bei Botho's Chronicon picturatum bei Leibnitz. 3. 284.

Vgl. Grimm, Kindermährchen N. 68 (I. p. 370).

Die Stelle von *aureus asinus* vgl. bei Wüstemann, Unterhalt. aus der alten Welt p. 51. Die Sage vom Schild Carl's des Grossen ist aus Wappensagen entnommen.

Wichtige Stelle, auf die nicht geachtet, bei Gelenius über Cöln bei Spener, Insignium Theoria, Pars quarta (tom. 1) p. 267.

Wappen mit Rosen in Italien. Gesch. in Wagenseil, Der Venetian. Leu.

Wappen in deutschen Gesch. s. Grässe etc.

Vgl. Rehtmeier, Kirchenhistorie von Braunschweig I. 263.

Wichtig ist die Abhandlung De rosa mediana a Pontifice consecrata, in Raynaudi opera tom. 10.

cf. Reginaldi Poli epistola ad Philippum, die ebenfalls bei Raynaudi lib. p. 531. 1. 82 enthalten ist.

cf. Vuller's Aea. pers. 2. 1554.

Rose cf. Behrnauer, 40 Veziere p. 197.

Ein Blutsegen. Jesus Christus der Herr sprach:

Es stehen drei Rosen auf meinem Grab,
Die brech' sich der, so verblutet, ab.

cf. W. Grimm, Goldene Schmiede XXXVI. f. XLII.

Maria heisst Rosengarten, Ave patris rosarium, cf. Mone 2. p. 21.

Anderswo „Rose" (2. 25):

*„Ave in stirpe spinosa florens flor, nobilis rosa."*

Eine Gesch. aus Thoncart. bei Wolf, N. S. p. 381.

Bei Tertullian de corona militis cap. 14 heisst es:

*„uti tu nunc laurea et myrto et olea illustri aliqua fronde et quod magis usui est centenariis quoque rosis de horto Midae tectis et utrisque liliis et omnibus victis coroneris etiam geniis forsitan et auro ut et illam Christi coronam aemuleris quae postea ei obvenit."*

Rosenfarbnes Blut Christi Gest. Rom. ed. Gr. 2. 146.

Aus Mahomed's Schweiss sind die Rosen entstanden; cf. diese und noch andere Notizen bei Schudt, Jüd. Merkwürd. tom. II. Vorbericht p. 3, c. 3.

Ueber die Rose auf dem Sitz des Domherren, der sterben soll, cf. Erasm. Francesci Höll. Proteus p. 1059.

cf. den Hymnus de cruce bei Mone, Lateinische Hymnen 1. p. 165:

*„Manus sanctae vos avete
Novis rosis adimpletae"* etc.

In der Salutatio ad latus domini. Mone 1. 166:

*„Salve mitis apertura
de qua venit vena pura
porta patens et profunda
super rosam rubicunda
medela salutifera."*

cf. den Hymnus de spinea corona. Mone 1. 180.

*„Cyrographum mortis cruore diluit rosifluo“*

Mone 1. 187.

*„rubor rosae specie“* Mone 1. 192. *cruor roseus* 1. 217.

Eine Jungfrau ward gesund, als sie von den Rosen vom Grabe S. Sebaldi träumte. Wagenseil, Norimb. p. 58.

Gottesgebet genannt Rose — Schäfer, Handbuch der Malerei p. 425.

Ueber den Roman von der Rose cf. Beyer, Mem. hist. criticae librorum rar. p. 96. 97.

Ueber das Ave Maria als Rose cf. Mone 2. 272.

---

## Etwas von der Nachtigall.

**Eine Pfingsterinnerung.**

---

Die Nachtigall (singt Hafis) hat in dem Mund
Ein Rosenblatt gehalten
Und über dieses Rosenblatt
Der Reden viel gehalten.

Nicht alle Reden sollen hier mitgetheilt werden; die Sprüche über ein Rosenblatt würden Folianten füllen. Eine Erinnerung soll sich sanft und wehmüthig an einen Frühling richten. dessen Röslein längst verwelkt ist. Es konnte kein silbernes Krönchen tragen. aber dafür klingt der Nachtigall Lied nie schöner wie aus den Büschen am Grabe. In der Maiennacht, geht auch die Sage, wird das Paradies sich wieder öffnen — dann klingt das Nachtigall-Lied wie aus einer fremden Welt.

Wie Rosen welken, sterben auch Nachtigallen. Auf einem Denkstein in Rom, der einer Gestorbenen geweihet war, stand das Wort:

„Vale et vola per Elysium",

„Lebe wohl und fliege durchs Elysium", aber wir werden auch Abschied nehmen und sie wird singen in jeder Frühlingsnacht wie im Elysium.

Das alte Rom hat mehr als eine andere Stadt zumal zur Kaiserzeit die Rosen gepflanzt und geliebt. So liebte man

dort auch die Nachtigallen. „Sie waren“, sagt Plinius, „so theuer wie die Sclaven geworden, ja theuerer als ehemals die Waffenträger *(armigeri)* waren.“ „Ich weiss“, sagt er, „dass eine Nachtigall für 6000 Sestertien (fast 1000 Mark) gekauft worden ist, um sie der Agrippina, der Gemahlin des Kaisers Claudius zu schenken; allerdings war sie weiss, was ungewöhnlich ist.“ — Nun, die Römer haben im Uebermuth die Rosen entweiht. Elagabal, der junge tolle Kaiser, schüttete auf seine Gäste solche Massen Rosen hinab, dass manche von ihnen erstickt sind. Derselbe Kaiser setzte auch seinen Gästen Pfauen- und Nachtigallenzungen vor, weil, wer davon ass, vor der Epilepsie sicher zu sein schien. Man verwechselte dabei Nachtigallen mit Wachteln, von welchen die Ansicht wirklich verbreitet war, dass ihre Nahrung auf die Epilepsie einen Einfluss habe. Aber die Söhne des Arrius, wie Horaz berichtet, speisten auch ohne diesen Grund theuer gekaufte Nachtigallen. An ihrem Fleisch ist allerdings nicht viel zu haben. Und doch jagte sie, wie es im Gleichniss heisst, ein Jäger, um ihr Fleisch zu speisen. Ach lass mich los, ruft sie aus, ich will Dir drei wichtige Lehren geben. Er thut es. Da spricht sie: Er solle Verlorenes nicht beklagen, Unerreichbares nicht verlangen, Unmögliches nicht meinen. Dazu fügt sie Spott, weil er sie losgelassen habe, obschon sie einen faustgrossen Edelstein in sich trug. Das beklagt er — denn er denkt nur an den Edelstein, nicht an die Poesie, die in ihrem Herzen ruht. — Freilich, sagt man auch, wer von ihrem Fleisch ässe, gewinnt Schlaflosigkeit -- denn sie schläft nicht viel (*the wakeful nightingale* bei Milton) — aber nicht zum Schwelgen, sondern zum Denken und Dichten. Sie hat daher von ihrem Lied in der Nacht den Namen; Nachtigall ist die „Sängerin in der Nacht“ (althochd. *gala, galm, galan, gellen)*;

das lateinische *luscinia* bedeutete „Sängerin des Hains" von *lucus*. Das französische *Rossignol* hält Diez für eins mit *luscinia*, aber es ist nicht unwahrscheinlich, dass man auch in *ruscinia* an die Landsängerin (von *rus* Land) gedacht haben mag. Die alte Erfurter Handschrift der angelsächsischen Glossen hat: „*achalantis vel luscina vel roscina nectegelu*", aber *achalantis* ist nicht die Nachtigall, sondern wie *acanthis* der Stieglitz. Man darf auch im Psalm 104. 12., wo von den „Vöglein des Himmels" geredet wird, die zwischen den Zweigen ihre Stimme hören lassen, an die Nachtigallen denken, — denn noch heute singen die Nachtigallen in den Baumgruppen des h. Landes mit entzückender Kunst; von Schubert fand bei Zahleh die Rosengebüsche in herrlichster Blüthe; in den Granatbäumen schlugen Nachtigallen um die Wette.

Mit derselben Begeisterung, wie in der Homerischen Zeit hörten die Griechen ihrer *aëdon* und *philomela* zu.

Plinius nennt sie gewiss mit Recht eine Künstlerin, aber sie ist mehr als dies. Sie singt ohne Honorar, sie ist unabhängig vom Beifall; sie schmettert in der Nacht, wie der Prophet, ob man sie höre oder nicht. Sie hat dem Staat noch wenig Sorgen und Kosten gemacht, sie singt vom Blatt ohne Anstoss und bricht dem Frühling keine Contracte. Hinter den Coulissen ihres Haines treibt sie keine Intriguen; ihre Sitte hat sich in den langen Jahrhunderten nicht verschlechtert, ihre Toilette ist einfach und schmucklos wie immer; sie lässt sich zum Singen nicht zwingen und kann, wenn sie nicht trillert, wie ein Denker schweigen; sie ziert sich nicht und weil sie aus innerem Drange singt, bleibt sie bescheiden. Sie ist frei von Noten und frei von Eitelkeit. Plinius malt gleichsam ihre Kunst, wenn er sagt: „Bald zieht sie mit voller Luft *(spiritu)* den Ton lange hin, bald (so folge ich einem

kunstreichen Uebersetzer) macht sie dazwischen anhaltende Läufe *(il fredonne)*, singt die geschmeidigsten Fugen, macht leise Schleifen, unvermuthet dämpft sie den Ton, phantasirt zuweilen leise *(gazoville)*; bald ist die Stimme stark *(il contrefait le fausset)*, ernst, hell, schmetternd und weitgedehnt; wenn es ihr gut scheint, trillernd — bald in die Höhe — bald in der Mitte, bald tief; kurz zu sagen: in der kleinen Kehle ist Alles, was sonst menschliche Kunst in den ausgesuchtesten Wendungen von Flöten hervorgebracht hat" (lib. 10. 29). Von jeher haben auch die Völker das Lied der Nachtigall nachzuahmen gesucht. Aristophanes als Meister voran, wenn er die Nachtigall wie im Duett mit dem Wiedehopf, die Vögel zur Generalversammlung rufen lässt. Er singt: Epopoi, l'oppopo — und sie singt: Tio, Tio, Tio, Tioto, ito, ito, deuro, deuro, eine Stelle in den „Vögeln" des Dichters, die unübertrefflich ist.

Der Engländer James Borrington hat den Versuch gemacht, ihren Gesang in folgende phonetische Zeichen zu bringen: Tiuu tiuu tiuu tiuu tiuu tiuu — Spe riu zzqua — quorror pipi — tio tio tio tio tio tix — qutio qutio qutio — zquo zquo zquo zquo — zi zi zi zi zi zi — quorrer tu zqua pipipiqui — dlo dlo dlo dlo dlo dlo . . . — quio trrrrrrr itz — lü lü lü ly ly ly li li li — quio didl li li . . . — gia gia gia gia . . . ti — tüf tüf tüf tyf tyf tyf tif tif tif — gi gi gi jo jo jo . . . qui — la ly li le lü didl jo gia — quior zio zio zio pi.

In der Haute-Bretagne singt sie:

Tire, tire, tire,
Tiens bon,

oder

Tue, tue, tue, tue, tue.

Sonderbar ist die Geschichte, die da erzählt wird. Die Nachtigall hätte einen Hund gehabt, den sie sehr liebte. Sie

hätte ihn an ein Holz gebunden *(sicot* oder *chicot)*, während sie spaziren ging. Aber der Hund nahm das Holz mit, da fing die Nachtigall zu rufen an:

Kaie va! Kaie va
Fuit, Fuit, sicot, sicot.
(Sebillot Trad. II. 108.)

Dagegen hörte man ihre Stimme in Deutschland anders; man zählte 24 Strophen und glaubt sie articulirt ausdrücken zu können, wie in einzelnen Zeilen (Krünitz 100. p. 145.) zerlegt:

Tiuu, tiuu, tiuu, tiuu
Spe tiu zqua
Tio, tio, tio, tio, tio, tina
Qutio, qutio, qutio, qutio.
Lü lü lü lü — — ly ly.
Quio didl li lü lyli.
Soll, goll, goll, goll, gia hadadri etc.

Oken berichtet (7. 1. p. 39.), was ganz natürlich, dass die polnischen Nachtigallen David Jacob - die ungarischen mehrmals hintereinander David sangen.

Ein Ritter im Mittelalter des Troubadours lässt sich von ihr zum Kampfe treiben und hört sie singen: *ochi, ochi* (schlag todt), *fier, fier* (hau zu), *non l'ot* (sahet ihn nicht), *hui, hui* (heute). (cf. Uhland: Rath der Nachtigall (Germania 3. 129. etc.)

Eine kleine Nachahmung findet sich in einem Liede der Picardie (Carmoy 341.):

Voilà le mois d'Avril,
Rantanplan Tireli,
Voilà le mois d'Avril
Il faut marier notre fille.

Auch das Baskische klingt so:

Tilili ela talala
Kantu guzien ama da
Nik ogi eta Mingarra
Zuk idi baten adarra
Ta la la la la.

(gl. Vinson: Folklore du Pays Baske. Paris 1883, p. 210.)

In Tieck's Rothkäppchen (Ges. Schriften 2. 358.) singt die Nachtigall:

Tirili von allen
Vögeln hoch und tief Gesänge schallen,
Sie lallen in tausend Zungen
Wird von allen gesungen;
Doch ist es keinem als mir gelungen,
Honetten, netten Leuten zu gefallen, allen, schallen.

Bei den Columbusindianern hiess der Häuptling der Menschen Vaguoniona; der hat einen Freund, welcher beim Aufgang der Sonne in eine Nachtigall verwandelt wird. Seit der Zeit singt das Vöglein, in dem sie ihren Freund sucht: Vaguoniona. (cf. Müller, amerikan. Urreligionen p. 180.)

Die Nachtigall ist überall in den Sagen, namentlich der mittleren Zeit, das Symbol des echten Dichters. Sie drückt sein Lieben und Leiden, sein Können und Hoffen aus. Sie ist schon in der Sage von Tereus das Gegenbild dieses rohen Genussmenschen. Sie ist der Idealismus, der unter Gefrässigkeit nach Sinnlichkeit und Genuss leiden muss. Göthe hat in seiner Nachbildung der Vögel des Aristophanes nicht Recht gehabt, im Tereus den Schuhu abzubilden. Er ist der Wiedehopf, der das Krönchen auf dem Haupte und die Füsse im Sumpfe hat. Näher lag, dass Droysen in der Uebersetzung den Epops mit Kukuk wiedergab, weil der unreine, eintönige Kukuk den scharfen Contrast zur feinen, reinen und melodiösen

Nachtigall bildet. Der deutsche Humor hat den Kukuk einen Wettstreit mit der Nachtigall beginnen lassen. Als Kampfrichter bietet sich der Esel an — und dieser, obschon nicht zehne seiner Meinung sind, weil er der Esel und sie die Nachtigall — entscheidet für den Kukuk. — Es ist ein traurig Ding, dass einmal die Nachtigall mit einem reichen Gimpel vermählt wird. Erst lässt sie sich eine Zeit lang füttern, dann aber kann sie es nicht mehr aushalten und entflieht. — Vor Salomo's Thron erscheint die Nachtigall und verklagt den Sperber, der sie nicht in Ruhe lasse; Salomo, als erster Kunstmäcen, giebt ihr ein Diplom, nach welchem sie aller groben Arbeit enthoben sei und nur allein die Kunst des Singens üben soll. Das eben billigen die Kritiker des Socialismus nicht. Was sollen diese Sänger in Rosengebüschen! Müssiggänger sind es; sie machten Intriguen gegen sie und Rabe und Gans kamen als falsche Zeugen — denn die Nachtigall sang — und der Rabe krächzt und die Gans schnattert. Aber Salomo war ein König des Geistes. Er liess jene schnattern und hörte gern den Gesang der Nachtigall von menschlichem Leben und Leiden. Er entschied den Prozess für sie gegen ihre Feinde. (Hammer Rosenöl 1., 218., 19.).

Sie hat auch sonst ihre Leiden. Ein Mann konnte nicht ertragen, dass auf dem Feigenbaum gegenüber eine Nachtigall sang, der bis in die tiefe Nacht die Frau mit süsser Wonne lauschte. Mit einem Pfeil nahm er ihr das Leben. Es war also kein übler Wunsch in dem Gedicht an sie gerichtet, welches Martius mittheilt (Wanderungen durch einen Theil von Thüringen und Franken pag. 17), worin es heisst:

Schliess Deine Tage spät
Fern sei von Dir und Deinesgleichen
Gefängniss, Geier, frühe Leichen,
Klerisei und Cölibat.

Aber allerdings fehlte es nicht an Nachäffungen von Nachtigallen. Die Römer schon, wie Plinius erzählt, kannten Menschen, welche in ein aus Rohr gemachtes Querpfeifchen, worin sich Wasser befand, durch ein Rohr bliesen und durch Vorhalten der Zunge den Gesang der Nachtigall täuschend nachmachten. Apollonius von Tyana, wie Philostratus erzählt (Leben ap. 6. 36) traf solchen sonderbaren Künstler und sprach: Du scheinst mir die Vögel zu verderben; einmal weil Du ihnen nicht ihre eigenthümliche Sprache lässest, die so anmuthig ist, dass nicht einmal die musikalischen Instrumente sie nachahmen können.“ Ich habe selbst 1860 in Waltershausen einen solchen gehört, der die Nachtigall nachahmte — aber solche Künste gleichen den getrockneten Blumen. Alle Kunst an ihnen ergreift nicht das Herz. — Schlimmer sind die unechten Nachtigallen, die statt zu veredeln, zum Gegensatz des Ideals verführen. Bei manchen alten Schriftstellern, wie bei Lykophron, werden die Sirenen, die verführerischen Sängerinnen, Nachtigallen genannt. Wie diese wirkten einst Nachtigallen, die ihre Kunst missbrauchten, im Mittelalter. Die Königin im Gedicht von Salomo und Morolf verliess Rath und Weisheit, als eine Nachtigall ihr Lied begann. Der heilige Bernhard kommt in ein Kloster, es zu reformiren, da drang ihm der Gesang der Nachtigallen in die Ohren. Er erkannte in ihnen den Grund der verfallenen Zucht. Zürnend erhob er die Hand und bannte sie. Da flohen und flogen sie in ein Frauenstift.

Aber vor allen Dingen sind sie die Symbole echter Poesie.

Die Pamphylier im Alterthum nannten Pallas Athene eine Nachtigall. Als der alte Dichter den Tod des Palamedes schilderte und wie in ihm die Nachtigall verstummt — da dachten die Athener an den unschuldig gemordeten Sokrates

und weinten laut. Nicht blos Sappho ward mit ihr verglichen — auch den Euripides nennt ein Epigramm die „süss singende Nachtigall des Theaters". „Attisch" war ja ein Name des Vögleins *(Attis* oder *Atthis).* Gottfried von Strassburg nennt die Dichter seiner Zeit Nachtigallen:

> Es giebt der Welt viel hohen Muth
> Und thut so recht von Herzen wohl;
> Die Welt wär' Ueberdrusses voll
> Die Weile würd' uns Allen lang
> Ohne den lieben Vogelgesang.

Von Tasso heisst es bei Goethe: Gleich der Nachtigall

> Füllt er aus einem liebekranken Busen
> Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft.

Unter den Reformatoren werden namentlich Philipp Melanchthon mit ihr verglichen. (Im Synodus avium, vgl. Struwe act. lit. Fasc. 4 p. 15 etc.) In einem lateinischen Gedicht des Joh. Major, das gegen Flacius und seine Anhänger gerichtet wird, kommen nach dem Tode des Schwans (Luther's) alle Vögel zu ihr, um sie als Herrin zu grüssen. Der Herausgeber findet den Vergleich sehr passend, denn so vielseitig wie die Nachtigall sei er auch gewesen. Wie die Nachtigall ehrgeizig *(Philodoxos)* gewesen, so auch er; er hätte wollen nach Luther die einzige Autorität sein; so sanft und fern von aller Streit- und Schmähsucht — und so klein im Körper wie die Nachtigall, war er auch und doch so gross an Geist und Wissen. Er hatte selbst einmal an seinen Freund Stigel die Bitte gerichtet, ihm eine Grabschrift zu machen, die so lautete (in deutscher Uebersetzung):

> „Hier im Begräbniss ruhn die Gebeine des kleinen Philippus,
> Wie er war, weiss ich nicht — aber so war er gewiss."

Stigel ändert nur ein Wort, indem er statt *qualis* setzte *magnus*, so dass der zweite Vers etwa lautete:

„Weiss nicht wie gross er war — aber so war er gewiss.“

Im ironischen Gegentheil hatte man im Kriegsleben die neuen Geschütze mit mancherlei Namen belegt; Kanonen hiessen Affe, Drache, Fuchs, Falk, Brummkatze, Büffel —; so hiessen sie auch Nachtigallen (Germania 4., 156); eine andere Gattung hiess „Singerin“, von welcher ausdrücklich gesagt wird, dass sie nicht völlig für dasselbe Geschütz wie die Nachtigall gehalten werden darf. (Vergl. Lexer in Grimm Lex. VII., 190.) Von dem Namen des Geschützes entlehnte man ebenso die Namen von Schmähschriften, besonders machte sich geltend eine Schmähschrift, die in den Reformationswirren von der Partei Grumbach's 1567 in Gotha ausging und sich Nachtigall nannte. Lessing hat sie noch einmal abdrucken lassen (ed. Malzahn 9., p. 81). Sie schliesst:

Ich bin ein geringes Vogelein,<br>
Mein Gesang ist jung, meine Zeit ist klein.<br>
Nemt diese Melodey für gut;<br>
Der liebe Gott Euch all' behut.

Schöner jedenfalls war die „Trutznachtigall“, ein Liederbüchlein“ von Spee; ob es jedoch wahr sei, „dass es trutz allen Nachtigallen süss und lieblich singt“ möchte ich bezweifeln! — ebenso klingt es lieblicher, wenn Immermann die Glocken Nachtigallen nennt.

Aber freilich die Nachtigall verstand vielerlei und mancherlei Klugheit ward ihr zugetraut, wie der Literatur selbst; Dichter haben nicht selten die Aufgabe, die man ihr zuschrieb, Boten der Liebe zu sein. In einem kleinen französischen Lied aus dem Departement D'Ille et Vilaine (Lucien Decombe: Chansons populaires. Rennes 1884, p. 366) heisst es:

P'tit roussignol sauvaige
Messager des amours
Va-t-en dire à ma mie
Que je m'en irai la vâs
Le samedi au sa.

In der niederen Normandie fliegt das Vöglein als Botin einen weiten Weg; es heisst:

Notre oiseau sauvage
Prend son vol aimable et badin
D'un leger plumage.
Il vole à Berlin.

Der Herausgeber (Jean Fleury in der Littérature orale de la Basse Norm., Paris 1883, p. 292) will statt Berlin setzen Denain, aber das Volkslied ist niemals sehr geographisch. Carnoy (in der Picardie, Paris 1883, p. 339) theilt desgleichen ein solches Lied mit, das beginnt:

Rossignol du vert bocage
Toi qui sais si bien voler
Va-t'en porter une lettre
A ma charmante maitresse

und giebt noch andere treffliche Notizen über das Vorkommen der Nachtigall als Botin der Liebe an. (p. 340 not.)

Sie pflegt auch den Fragenden im Volkslied gut zu rathen. Einer fragt sie: Nachtigallchen, was willst du hier? Sie: Und was begehrst du hier? Er: Was ich begehre? Eine Frau begehr ich. Sie: So nimm nicht die Weisse, denn ihre Farbe verliert sich! Nimm nicht die Rothe, sie ist gar zu stolz: nimm die bräunliche, die so artig ist, so geliebt von Vater und Mutter, von Schwester und Bruder.

Aber wunderbarer Weise sagt man der Nachtigall nach, dass sie auch gelehrt sein könne, welcher Umstand auch noch

keinem Dichter etwas geschadet hat. Plinius schreibt: „Während ich dieses schreibe, besitzen die kaiserlichen Prinzen einen Staar und Nachtigallen, welche die griechische und lateinische Sprache lernen, täglich gründlicher studiren und immer etwas Neues und mehr Zusammenhängendes sprechen. Wenn sie lernen, sind sie ganz abgeschieden und hören auf die Stimme dessen, der ihnen die Worte vorsagt, und ihnen dabei mit Leckerbissen schmeichelt."

Ein Karthager Hanno soll auf besondere Weise für sich haben Reklame machen wollen. Er lehrte die Singvögel in der Gefangenschaft sprechen: „Hanno ist ein Gott" und schickte sie hinaus in alle Welt, das zu verkündigen, wie man dies mit Zeitungen thut; die Nachtigallen lernten es — aber kaum in der Freiheit, vergassen sie das Gelernte, und Hanno wurde kein Gott. (Aclian hist. var. 14, 30.) Eine seltsame Historie ist auch die: Ein Dr. Justus Gobler gab den deutschen Fürsten zur Warnung eine Broschüre heraus, die er betitelte: „Regensburgische Nachtigallen", in welcher er seine Ansichten als einen Bericht mittheilt, den er von drei Nachtigallen empfangen habe, „welche er 1546 zu Regensburg auf dem Reichstage im Gasthof zur güldenen Krone um Mitternacht von dem Kriege, den die protestirenden Stände wider Herzog Heinrichen von Braunschweig geführet und der Kaiser wider sie vor hätte, untereinander reden und prophezeien gehört." Diese Geschichte soll nun ernsthaft genommen sein und so schreiben eine Menge Autoren diese Geschichte wirklichen Nachtigallen zu. Ein im Gasthof liegender Kranker hätte gehört, wie die Nachtigallen mit einander sprachen und sich über Wirth und Wirthin äusserten, von denen die Frau nicht, der Mann aber wegen Beute allerdings in den Krieg ziehen wollten. Es scheint, dass Conrad Gessner der Erste gewesen sei, der die Erzählung

Gobler's buchstäblich genommen habe; ihm sind dann eine Menge anderer ehrenwerther Autoren gefolgt. Poetisch ist, was das Papageienbuch (Tutinamch 2. 77) aus dem Orient erzählt, dass eine Nachtigall die Sünde einer Frau belauscht und als sich trotzdem dieselbe bei ihrem Manne als durchaus ehrbar gerühmt habe, laut zu lachen begonnen habe. Das fiel auf und das Unrecht kam an den Tag.

Edler freilich war die Lehre einer guten Nachtigall an den König; sie empfahl ihm zu trachten nach Freuden ohne Kummer, nach Ueberfluss ohne Mangel, nach Licht ohne Finsterniss. (Gesta Rom. ed. Grässe 2, p. 236.) Was freilich nur im Himmel zu haben ist.

Sie hat, wie die Esthen glauben, die Stimme und die Lieder behalten, mit denen ihr alter Gott Wänemoinen alle Thiere zu sich rief. — So weise war sie auch, als sie vor Salomo erschien und ihm verkündete: Genügsamkeit sei das höchste Glück. (Well, bibl. Leg. 227.)

Vom Dichter Stesichorus wird erzählt, dass, als er ein Kind war, eine Nachtigall auf seinem Munde gesungen hat. — Aber eine eigenthümliche jüdische Sage ist, dass, als die Königin Esther geboren ward, eine Nachtigall in ihr Zimmer flog und sang. Sie sang von Liebe und Freiheit. (Vgl. Adami Deliciae 1. 598.)

In Lechrain bitten Sterbende die Mutter Gottes, ihnen die Nachtigall zu schicken, um das Sterbelied zu singen, eben wie im Titurel Sigune die Stimme des Vögleins sich wünscht. um ihren todten Bräutigam zu wecken. (Vgl. Menzel, Unsterblichkeitslehre 2, 322.)

Lehrreich ist das Gespräch in dem lateinischen Thiergedicht: Ecbasis, in welchem die Nachtigall dem Panther die

Leidensgeschichte Jesu erzählt. (Grimm u. Schmeller, Lat. Ged. des Mittelalters, p. 273.)

Am 23. April, heisst es, stellen sich die Nachtigallen zumeist bei uns ein. Es ist der St. Georgstag. Darauf geht es hin. St. Georg ist der Ritter, der den Drachen besiegt. Es ist der geistliche Frühling, der Winter und Tod niederwirft. Die erhabenste Nachtigall beginnt am Ostertag ihren Gesang — und noch an keinem Pfingsten hat sie ausgesungen.

Rosen welken und vergehen — aber das Lied dieser Philomele besteht in aller Zeit. Hafis spricht:

Den Werth der Rose hat nur die Nachtigall erkannt.

---

# Anmerkungen.

Vgl. die schönen Verse von James Beattle:

At the close of the day, when the hamlet is Still
And mortals the sweets of forgetfulness prove
When naught but the torrent is heard on the hill
And naught but the nightingale's song in the grove.

Die Inschrift lautet völlig: Lusciniae philomelae de aviario Domitorum selectae, versicolori, pulcherrimae, cantrici suavissimae, omnibus gratiis ad digitum pipilanti, in poculo murrhino caput abluenti, infeliciter de mersae. Heu! misella avicula, Hinc inde volitabas tota garrula, tota festiva. Latitas modo inter pulla leptynis loculamenta, implumis, frigidula, clausis ocellis. Luscinia Philomela deliciae suae, quam in sinu postillis alebat, in proprio cubiculo, alumna carissima cum lacrymis posita. Vale et vola per Elysium.

So spricht auch Hinze bei Tieck im gestiefelten Kater: „sie singt trefflich, die Sängerin der Haine, wie delikat muss sie erst schmecken; die Grossen der Erde sind doch darin recht glücklich, dass sie Nachtigallen und Lerchen essen können, so viel sie wollen."

Bei Aristophanes in den Vögeln sagt Peisthetäros:

O König, Zeus, welch eine Stimme des Vögleins,
Wie überthauts den ganzen Wald mit Honigseim.

Ueber die Sage von Tereus und Philomela vgl. meinen Schamir (Erfurt 1856) und meine Japanischen Sagen (p. 77).

Vgl. Gesta Romanorum 121. ed. Oesterley und von der Hagen Gesammtabenteuer 2 p. XI.

„Als das Concilium zu Basel gehalten ward, gingen einige Gelehrte in den Wald spazieren und redeten mit einander von den Streitigkeiten selbiger Zeit. Da hörten sie einen Vogel wie eine Nachtigall lieblich singen, sahen ihn endlich auch auf einem Baum sitzen. Einer unter ihnen, der mehr Herz als die Anderen hatte, sprach zu dem Vogel: Ich beschwöre dich im Namen Christi, dass

du uns sagst, wer du seist. Das Vögelein antwortete: Ich bin eine von den verdammten Seelen .... Dann flog es davon und schrie: Wie langwierig und unermesslich ist die Ewigkeit. (Vgl. aus Hondorf. Thassander, Ungereimte Meinungen 1, 268. Menzel, Literaturbl. 1. 115.

Bei Voss (de Idololatria p. 1211 werden Aldrovand (ornithologia, de Avibus cap. 11) Neander, Franz, als solche citirt. Auch bei Happel wird es an zwei verschiedenen Stellen wiederholt. Desgleichen von Schudt, Jüd. Merkwürdigkeiten im 4. Theil. Continnat, zum 6. Buche p. 82. Rollenhagen hat dies zuerst offenbart (in den wahrhaftigen Lügen cap. 13) und Thassander mit Recht angemerkt. (Schauplatz ungereimter Meinungen II. 825.)

Ueber *Philomela* und Wiedehopf bitte ich meine Abhandlung Schamir, Erfurt 1856 zu vergleichen.

Vielleicht erkennt schon in diesen wenigen Blättern der dichterische Meister Uhland einige Nachträge zu seinem „Rath der Nachtigall" in der Germania 3. Jahrgang p. 129 etc.

Ueber Luther als Nachtigall im *synodus avium* vgl. die 1860 in 2. Ausgabe erschienenen Bogen: Ueber Johannes Stigel. Ein Sendschreiben von P. Cassel. Berlin. M. Berendt. 1860.

Die Nachtigall wird in der Schrift nicht erwähnt. Aber dass sie Psalm 104. 12 verstanden wird: „Ueber ihnen sitzen die Vögel des Himmels und zwischen den Zweigen tönt ihr Lied", ist nicht ohne Grund zu vermuthen. Köstlich singt noch heute die Nachtigall zwischen den Büschen des heiligen Landes auf Berg und Flur. Wo Robinson das Hochland der Maroniten besuchte, beschreibt er: „wie zwischen dem frischesten Grün . , . majestätischer Baumgruppen in deren frischen Düften der Gesang der Vögel, zumal der Nachtigallen entzückt)." (Ritter, Erdkunde 17. 1. 665. 66.) Bei Beirut hebt er den Nachtigallengesang zwischen den blühenden und duftenden Gehölzen der Azederade hervor. v. Schubert fand bei Zaleh „die Rosengebüsche in herrlichster Blüthe, der Weinstock hatte schon überall seine grünen Blätter getrieben, in den mit ihren Blüthen prangenden Granatbäumen schlugen die Nachtigallen um die Wette." (Ritter, ib., p. 203.) Dieselbe Beobachtung gilt aus allen Gebieten von Palästina. — Alte jüdische Auslegungen scheinen davon nicht weit zu sein. Der mystische Akibe legte sie als „Engel" aus, die singen. Dass der Preis Gottes nach anderer Deutung von ihnen gesungen wird, erinnert an die Erklärung für *alauda* von *laudare*. Eine dritte Deutung erinnert an die zur Weltlichkeit lockende Gewalt, welche man der Nachtigall zuschrieb. cf. Jalkut Thilim, p. 123 c.

Noch etwas über den Namen, der im Romanischen *rossignol* so sehr von der Nachtigall abzuweichen scheint. Aber auch er gilt der Stille, der Heimlichkeit, dem Lande. Das alte Erfurter Ms. der

Angelsächsischen Glossen hat: *achalantis vel luscina vel roscina nectegelu*. Oehler hat nur *lus* ... aber *luscina* war noch deulich zu erkennen. In dieser Glosse scheint die Form neben einer Leidener Glosse (Haupt. 5. 197 b) eine der ältesten zu sein. Diez' Lexicon der Roman. Sprachen p. 297 hält es mit Recht für dasselbe wie *luscina* mit Umwandlung von r und l. Allein der Umstand, dass *ruscinia* gemeingebräuchlich geworden ist (*rossignol* etc.) in den Romanischen Sprachen, lässt vermuthen, dass man ihr eine besondere Etymologie zu Theil werden liess. Wie man *luscinia* von *lucus* die Hainsängerin abbildete (cfr. Voss de or. et progr. idol. 3. 1210. 11), so *ruscinia* von *rus* und *canere* Landsängerin. So kommet denn die Stille von Hain, ländlicher Flur und Nacht in Eins zusammen.

Aehnliche Lautbilder von der Mühle.

Bei der Wilkinasage ed. Hagen 1. 311.

Nachtigallenzungen, Grillenzungen essen cf. Grimm, Reinecke Fuchs CXXV.

Plinius erzählt von den Nachtigallen der Söhne des Kaisers, die reden konnten; Aelian von Hanno, der sie reden lehrte.

Vgl. die Erzählung bei Philostr. Leben des Apollon. 6. 36.

Vgl. die interessanten Notizen bei Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten 2. 81. (6. Buch 13. cap. p. 21.)

Poetisch ist dies in einem Liede von Ilgor von Sivers, Palmen und Birken (Leipzig 1853, p. 202) aufgefasst:

„Und als wir in der Laube
Die Küsse heimlich getauscht,
Da hat uns eine Nachtigall
Belauscht.

Doch als wir am Theetisch sassen,
Mit uns manch' fremder Gast,
Da blickte die Nachtigall gar klug
Vom Ast.

Kaum dass sie nur ihr Liedchen
Mit süsser Kehle begann,
So sahen wir erröthend still
Uns an.

Gleich waren wir verrathen,
Von Tanten und Vettern bewacht —
Das hast du böse Nachtigall
Gemacht!"

Horat. Sat. „Die Söhne des Arrius pflegen theuer gekaufte Nachtigallen zu speisen."

In Goethe's Tasso p. 89.

Elagabal speiste „linguas pavonum et lusciniarum quod qui ederet, ab epilepsia tutus videretur.“ Lampad. Heliog. 20 ed. Haack p. 836.

a) Viel unappetitlicher, aber dem Gedanken nach dieselbe ist die Fabel im Pantschatantra 1. 267. 68 von dem Vogel mit den goldenen Excrementen.

Offenbar liegt ein ähnlicher Gedanke der Erzählung Culian's zu Grunde von Hanno. Var. Hist. 14. 30.

(Er hatte eine Nachtigall gelehrt zu sagen: „Hanno ist Gott“.)

Angelus Silesius besang die Nachtigall. Weimar. Jahrbuch. 1. 269.

Nachtigall und Sperber mit Salomo's Entscheidung. cf. Hammer Rosenöl 1. 218. 19.

Aus Naumburg a. S. wird folgende, bisher noch nicht beobachtete Erscheinung aus der Gesellschaft der Nachtigallen berichtet: Mit einer fast militärischen Pünktlichkeit stellen sich hier die Nachtigallen am 23. April alljährlich ein. Jede bezieht ihren eigenen Busch. Das Männchen flötet bei Tag und Nacht, und zwar so lange, bis sich Elternsorgen einstellen, was meistentheils Mitte Juni der Fall ist. Dann schweigen alle Pfeifen. Die Eltern sind ausschliesslich mit pädagogischen Arbeiten beschäftigt und nur hin und wieder hört man ein zänkisches Gezwitscher der Alten, das indessen sehr bald in trauteste Schäfereien sich verwandelt. Ganz abweichend von dieser Regel erschienen diesmal schon am 16. April die kleinen Sänger vom Blatte und blieben mehrere Tage schaarenweise vereinigt, statt wie sonst sich zu separiren. Ganz nach Art der Schwalben sassen oft 20—30 Stück Nachtigallenmännchen auf einem Baume und entwickelten einen musikalischen Wettstreit von der wunderbarsten Wirkung. Als wenn die ganze Waldkapelle unter Leitung eines Dirigenten stände, hörte man bald Solo-, bald Chorvorträge. Dieser Sängerkrieg währte etwa 8 Tage. Häufig fand ein Wechsel der Plätze statt, als solle die Akustik der Umgebung geprüft werden. Kein Geräusch war im Stande, diesen Sängerkrieg zu unterbrechen, bei welchem, wie von Ornithologen versichert wurde, nicht ein einziges Weibchen zugegen war. Ganz ähnliche Gruppirungen sind auch im Unstrutgau beobachtet worden, und jedenfalls verdient dieses ganz ungewöhnliche Auftreten der gefiederten Virtuosen die Beachtung der Freunde und Kenner des Vogellebens. Uebrigens sind die Thierchen diesmal zahlreicher als je erschienen.

cf. Gesta Rom. 2, p. 236 etc., 242.

Eines Vögleins himmlischer Gesang in einer Mariensage cf. Genthe, Die Jungfrau Maria, p. 69.

Die Indischen Dichter feiern den *cocilus*, einen schwarzen Kukuk, der in Europa unbekannt ist, wegen seines Gesanges. cf. Schlegel, Ramagona Bovein, p. 3.

Gesta Roman. ed. Oesterley p. 682 n. 228 Nachtigall u. Kröte.

In demselben Sinne wird ein Lied mitgetheilt an Philomele von Martius, Wanderungen durch einen Theil von Thüringen und Franken, p. 17:

„Wie schmelzend ist, o Philomele,
Dein Lied für meine trunk'ne Seele,
Die dich entzückt belauscht.
Wohl mir! Bei deinem Zauberliede
Versöhnt sich wieder mein Gemüthe
Und wird vor Freud' berauscht.

Schliess' deine Tage spat,
Fern sei von dir und deinesgleichen
Gefängniss, Geier, frühe Leichen,
Klausur und Cölibat!"

„Gleich der Nachtigall
Füllt er aus einem liebekranken Busen
Mit seiner Klagen Wohllaut Hain und Luft."

Goethe: Tasso p. 89.

In das Zimmer der Esther, als sie geboren ward, sei eine Nachtigall gekommen und habe lieblich gesungen. Adenis Deliciae 1. 598.

cf. Oberleitner Schwed. Sagen p. 155. (Die Nachtigall ist die Freundin der guten Prinzessin, die von der Stiefmutter verfolgt wird.)

23. April singt sie Georgstag.

Die Stimme der Nachtigall drückt Sehnsucht aus.

Ein Freund entliess einen Freund nach amerikanischer Sage und dieser wurde von der Sonne in eine Nachtigall verwandelt.

Müller, Gesch. der Amerikan. Urreligionen p. 180.

In der Mainacht wird das Paradies wieder zurückkehren. Es tönt dann die Stimme der Nacht, wie aus fremder Welt. Menzel: Unsterblichkeitslehre 2. 322.

Sie heisst *Atthis* oder *Attis* bei Martial cf. Elon. Thes.

Sterbende bitten die Mutter Gottes, ihnen die Nachtigall zu schicken, um ihnen das Sterbelied zu singen. Menzel, Unsterbl. 2. 323.

Auf einem Marmor zu Rom soll die Grabinschrift auf eine Nachtigall stehen, die gestorben ist:

Vale et vola per Elysium.

In einem schwed. Märchen ist Schwester und Bruder von böser Stiefmutter verwandelt, sie in Nachtigall, er in Bären. Sie kann nicht erlöst werden, bis der Jäger, der von ihrem Gesang entzückt ist, sie fängt, schlachtet und ihr Herzblut trinkt.

Mohnike, altschwed. Ball. 156.

In einem dänischen Lied verfolgt die Jungfrau ein Jäger Orm. Sie verwandelt sich in eine Nachtigall. Aber er schneidet sich ein Stückchen Fleisch aus der Brust und hängt es, als wäre es eine rothe Beere, in eine Schlinge. Sie fliegt heran; wie sie es kostet, wird sie entzaubert und seine Gattin.

Grimm, Dänische Heldenl. 120.

Ein Mädchen wird von der bösen Stiefmutter in eine Nachtigall verwandelt. Mitten unter einer Anzahl Vögel wird sie von ihrem Geliebten durch eine Blume entzaubert. Grimm's Märchen n. 69.

---

# Die Symbolik des Ringes
zumal
# des Trauringes.

---

Drei Symbole sind es, welche den schönen Act bezeichnen, in welchem der Ehe heiliger Bund vor dem Altar der Kirche geschlossen wird.

Von Kranz, Schleier und Ring will jede Braut, die neben ihrem Bräutigam das Gelöbniss der Treue ablegt, geschmückt werden.

In den Ideen, die sie verschliessen, ruht der Reiz, die Weihe und die Wahrheit jedes Menschenlebens.

Allerdings stammen die Symbole noch aus jener naiven poetischen Zeit, in welcher das Herz ohne Blasirtheit und ohne Reue des Dichters Wort lebendig empfand:

„Spricht die Seele, spricht auch die Seele nicht mehr.“

Was der Mensch in der Fülle der Empfindungen unaussprechlich fand, legte er nieder in das redende Symbol.

Freilich der Kranz ruht bald verwelkt in dem Kasten der häuslichen Reliquien. Der Schleier kann nicht mehr seinen weihevollen Brauch wiederholt sehen, während der Ring mahnend und schmückend am Finger der Verbundenen bleibt. Was vom Kranze ausduftet, bedeutet die Liebe; der wallende Schleier deutet auf die geheimnissvolle Weihe — aber der Ring bezeichnet den rechtlichen und sittlichen Besitz.

Der Kranz zeugt vom Empfinden; der Schleier lässt ahnend umwinden, aber der Ring will binden.

Vom Ring sollen die folgenden Blätter handeln — nicht etwa in vollständiger Darlegung seiner Stoffe, seines Gepräges und Gebrauchs — aber von der Symbolik des Ringes in alter und neuer Zeit, in Geschichte und Sage, sollen einige Darlegungen folgen, die beanspruchen, alte Ideen neu und wieder lebendig zu machen. Es nannten ja Griechen und Römer den Ring selbst ein Symbol. (Symbolum. Plin. 33 cap. 1 u. 10.) In der That ist er das Symbol jeglichen Bundes, sei er durch Gewalt oder Recht oder Liebe geschlossen.

Den Alten wurde alles zu poetischen Bildern, selbst das Hässliche und die Grausamkeit. Die Gewalt hat ihre schönen Symbole; ein poetisch Flimmern legte sich auf die Mathematik und Grammatik. Die Poesie — man darf es noch heute erfahren — vergoldet auch den Staub der Folianten. Nicht die Zahlen der Chronologie entbehren des Reizes der Bilder, mit welchen man den Gang der Sonne und den Himmel bemalte.

Der Ring ist das Bild des Kreises, daher stammt seine ganze Symbolik. Er hat kein Ende und keinen Anfang. Daher ist der Ring das Bild der Ewigkeit. Auf ägyptischen Denkmälern hat Kneph, welcher als die „eingeborene und unsterbliche“ Gottheit galt, also die Ewigkeit abbildet, eine Schlange über dem Haupte. Die Schlange, die in ihren Schwanz beisst, ist das Urbild des Ringes. Was an Symbolik sich am Ring entfaltet hat, ist ohnedies zumeist aus Aegypten.

Dort ist gewissermaassen die Idee der Wiederkehr zu Haus. Durch den Nil, der, weil er wiederkehrt, alles Leben gewährt, war alles ägyptische Denken auf solches Leben gerichtet. Von daher stammt das Bild der sich umkreisenden

Schlange, die für Ringe auch in die Kunst übergegangen ist. Daher hatten die Ringe, die aus dem alten Aegypten stammten, Schlangen als Bild. Die Scarabäen, nämlich die, welche die Ringe tragen (auch alte Etruskische) bedeuten dasselbe; der Ring ist das Bild der kreisenden Sonne. Auch eine Sphinx befindet sich auf alten ägyptischen Gemmen. Auch in ihrer Idee ist die Wiederkehr des Sonnensieges dargestellt. Der Ring ist das Bild des Kreises, dessen mathematische Schöpfung gewissermaassen Aegypten gehört.

Das Bild der Wiederkehr ist den Aegyptern der Phönix, der ohne Anfang und Ende sich neu belebt. Phönix bedeutet das Jahr, die Aera (Enech, Aeon, Ph. ist der Artikel); das Jahr ist das zeitliche Abbild des Kreises. Es umschliesst in dauernder Wiederkehr die Zeit. Es fesselt Tage und Monate. Keine Stunde kann herausfallen, keine Minute kann übersprungen werden, wie gern man es zuweilen verschieben möchte. Die Ungeduld muss sich fesseln lassen, die Sehnsucht kann nicht schneller gehen. Das Jahr beendigt und beschliesst. Vom Jahr *annus* kommt *annulus*, französisch *anneau* der Ring. Daher war der Ring das Symbol der Bändigung.

Es ist ein orientalisch Bild, wenn der Prophet (Jes. 37, 29d) von dem Ringe redete, den Gott dem Könige von Assyrien in die Nase legen will, um ihn zu bändigen. So that man es mit Büffeln und Tigern; noch in neuerer Zeit geschieht das. Kayssler hat es an Büffeln, die in Neapel gebraucht werden, bemerkt. Man hat gemeint, die Ringe, bis zu der Sage von Prometheus zurückzuführen, aber die Sage stammt nur aus seinem Heimathland, den östlichen Regionen, zu denen auch der Kaukasus gehört.

Der Bericht von ihm ist allerdings lehrreich genug.

Er stellt sich als Empörer und Wohlthäter zugleich dar. Er hat den Menschen gegen den Willen des Gottes Gaben gegeben, durch welche sie sich unabhängiger von dem Himmlischen meinten.

Er wird an den Felsen geschmiedet, und leidet dort Fluch und Hass gegen Zeus. Endlich aber giebt er nach und unterwirft sich. Zur Erinnerung an seine Bändigung trägt er einen eisernen Ring am Finger, in welchem ein Stück des Felsens eingesetzt ist. Letzteres soll an die ehemalige Strafe, dies an seine Unterwerfung unter die Gottheit mahnen.

Prometheus stellt in der griechischen Sage dieselben Ideen dar, welche als Schlange des Paradieses in der heiligen Schrift vorkommt. Letztere gilt allerdings mehr als Verführer; Prometheus rühmt sich der Wohlthaten gegen die Menschen.

Jedenfalls deutet der Ring, den Prometheus trägt, die Bändigung der Schlange an.

Solche Aufgaben hat er überall, wo er in der Geschichte der Verwandlungen von Mensch und Thier vorkommt.

Auf der Insel Aea, wie Homer berichtet, war die Königin Circe, das ist Kirke, welche die auf die Insel Verschlagenen in Thiere verwandelt, was auch die Gefährten des Odysseus erfuhren. Sie selbst heisst Ring, daher konnte sie verwandeln, das ist: bald den Menschen im Thiere, bald das Thier im Menschen binden.

In der germanischen Sage hat der Ring der Bändigung und Verwandlung keine geringe Erwähnung. Schwanring hiess der Ring, den die Schwanjungfrauen anlegten, um aus Schwänen wieder als Menschen zu erscheinen.

Die Kinder der Beatrix, einer Schwanenjungfrau, welche König Uriant von Lillefort heirathete, trugen Ringe; wenn

man sie wegnahm, flogen sie als Schwäne hinweg; die sie wieder erhalten, werden wieder Menschen.

In der alten Thidreksage (sonst Wilkina genannt) erscheint ein grosser Held Wildeber — der als Mensch einen Ring trug; nahm er ihn ab, wurde er zum Bären. — Die Geschlechter der Wölfinge waren etwa durch den Ring gefesselte Wölfe. Wenn sie am zehnten Tage als Menschen dasassen' trugen sie dicke Goldringe. Weil Hildebrand, der Held, ein Wölfing war, trug er im Wappen einen Wolf und einen Ring. Der Ring fesselt den Wolf; daher heisst es im Gedicht „Wolf-Dieterich“:

„Von den Wölfen und von dem Ringe werden die
Wölfinge genannt.“

In dem jüngern Hyndlulied ist eine Königstochter verwünscht, ein Hund zu werden. Nur alle neun Tage wird sie ein Mensch. Als ein Königssohn sie zur Braut wählt, ist sie gerade am Tage der Hochzeit ein Hund. Da legt man ihr einen goldenen Ring um die Schnauze und verbrannte das Hundskleid. Da wird sie frei von Bezauberung.

Aehnliches erzählt man sich bei den Inselschweden, dass man Leute, die Werwölfe waren, an weissen Ringen um den Hals erkannt. Anderseitig erscheint freilich auch die Vorstellung von der trüben Macht des Ringes, dass durch ihn der Mensch in das Thier verwandelt werde, was namentlich von Werwolf-Menschen erzählt wird: In einer französischen Sage wird erzählt, dass der entkleidete Mensch, berührt von einem Zauberring, sogleich ein Wolf wird. Eine Frau, nach einer hessischen Sage, warf einen Ring über sich und wurde ein Wolf. Wenn in der wunderlichen Sage von den Werwölfen von einem Gürtel die Rede ist, welchen die Menschen umlegen, um Wölfe zu werden, so treten diese an die Stelle von

Ringen. Im Allgemeinen halte ich es nur für eine Verwechselung in der Volkssage, wo der Ring, statt das Thier zum Menschen zu machen, das Umgekehrte hervorbringt. Wir haben in Berlin das Wappen eines Bären, welcher, wie allein richtig ist, einen Ring trägt. Der Ring stellt den Zwang über die thierische Natur dar. Es ist ein gezähmter, gewissermaassen gebildeter Bär, ein christlicher, wie man wohl zu sagen pflegte — der darin sich offenbart. Darin ist gewiss auch das Sprichwort begründet, in welchem man Jemandem, der sich mit erdichteten Namen und Würden ziert, „Ring und Larve" abzieht, um offenbar zu machen, wer man wirklich ist.

Es sind merkwürdige Gaben, die der scheidende Lohengrin seinen Kindern hinterlässt — als da ist Schwert, Horn und Ring.

Mit dem Ringe sollten seine Nachkommen, des lehrt der scheidende Schwanenritter, die Thierheit und die Wildheit im Volke bannen.

Es ist das keine geringe Aufgabe, die der Sohn Parcivals damit Fürsten und Herren im Lande übergab.

Es geht mit ihr, wie mit der Betrachtung der Sage in Lessing's Nathan in den Forschungen neuerer Gelehrten. Nicht sowohl der Streit um den echten Ring ist die Hauptsache, sondern das Motiv, aus welchem der Ring so wünschenswerth erschien. Auch die älteste Form, für welche man die italienische hält (wie sie Boccaccio aus den *Cento novelle* mittheilt), ist nicht die echte.

Die Kraft, die der Ring ausübt, macht seine Wahrheit aus, darin beweist sich die Erzählung in den „Thaten der Römer" (Gesta Romanorum Kap. 89) als die beste Form. Dort suchten die Brüder die Echtheit des Ringes zu erweisen — und siehe der echte verstand Kranke zu heilen.

Es sind ergreifende und merkwürdige Sagen, in denen geistige und sittliche Macht zu Heil und Unheil durch den Ring symbolisirt wird.

Wunderlich ist die Dichtung von Holger, dem Dänen. Er ist ein grosser Held und ihn liebt die Fee Morgane, die, um ihn in unverwelklicher Jugend zu erhalten, ihm einen Ring verleiht, der das Alter bindet; so lang er ihn trägt, ist er jung und stark. Wenn er ihn verliert, erscheint er greis und abgelebt. Mir scheint in Holger Danske (Ogier) der Ritterorden der Templer abgebildet zu sein. Ihre Frische und Kraft, so klagte man die Templer an, käme nicht aus ihrem Glauben her, sondern werde durch zauberische Einflüsse bewirkt. Die Fee Morgane ist eine Art Venus und Zaubergöttin der sinnlichen Welt. Sie entführt den Helden zuletzt nach ihren Gärten, in denen König Artus nach der Sage nach diesem Leben weilt. Wie dieser König, so sollte der Orden nach den Anklagen kirchlicher Leute und zumal Philipp des Schönen von Frankreich, der ein Feind des Ordens war, mehr der Welt gedient haben, als dem König. Es ist daher keine gleichgiltige Tradition des Romans, dass Morgane den Holger zur selben Stunde wiedersah und aus dieser Welt entführte, als ihn die Königin von Frankreich heirathen will.

Wie der Ring hier die Macht über das Alter besitzt, so besitzt er in einer seltsamen andern Erzählung Gewalt über die Erinnerung. Er kann vergessen machen. Von einem König Vespasianus wird erzählt, dass er eine Geliebte aus fremdem Welttheil hatte, die er dann veranlassen wollte, in ihre Heimath zurückzukehren. Sie wollte nicht. Da liess er zwei Ringe machen, die gleich aussahen, und Bilder darauf eingraben, mit denen der eine Vergessenheit bewirkte, der andere Erinnerung. Er gab den Ring der Vergessenheit dem

Weib, da konnte sie scheiden. Die Sage hat einen historischen Grund. Nicht Vespasianus ist dabei betheiligt, sondern sein Sohn Titus, welcher die Jüdin Berenice lange liebte, aber um der öffentlichen Meinung willen sich von ihr trennen muss. Schön ist, dass er dem Weib die Trennung erleichtert, als er sie durch den Ring vergessen lässt — und doch ist auch leidende Liebe noch schöner, wie vergessen können. Berenice hatte ihr Vaterland vergessen, als sie Titus liebte — nun zwang er sie durch den Ring — auch Rom zu vergessen und der Heimath zu gedenken. Er behält sich die Erinnerung und hat doch den Muth zu scheiden.

Von einer besonderen Kraft des Ringes erzählte Petrarca eine Sage, die ihm die Priester in Aachen vom Ursprung der Stadt erzählten. Kaiser Karl der Grosse hatte ein gemeines Weib so sehr geliebt, dass er alles darüber vergass. Man war darüber mehrmals unmuthig, aber Karl konnte nicht widerstehen — und auch noch, als das Weib starb, behandelte er den Leichnam, als ob er lebte. Da ahnte der Erzbischof Turpin eine dämonische Macht. Er untersuchte den Leichnam und fand im Munde einen Ring. Er nahm ihn von der Frau weg und Karl kümmerte sich nicht mehr um den todten Körper; — eben weil Turpin den Ring zu sich genommen, wandte sich die Liebe Karls zu ihm — und er folgte ihm überall nach.

Das sah der Erzbischof als etwas für den Kaiser nicht Passendes an. Er fürchtete den Einfluss des Ringes, wenn er in andere Hände fiel, und warf ihn in den See nahe bei der Stadt. Seit der Zeit gewann Karl die Stadt lieb und machte sie zur kaiserlichen Residenz. Lehrreich genug ist diese Sage, für das Mittelalter zumal. Nicht alle Turpins hätten eingesehen, dass ein Kaiser frei sein müsse von sklavischer Liebe zu Weibern und Priestern. — Tharsander, der die Sage mittheilt,

hat aber nicht Recht, dass man sie in anderen Nachrichten nicht fand. Auch in Enenkel's Weltbuch wird die Fabel, wenn auch etwas anders, erzählt. Das Weib war da die Kaiserin selbst gewesen. Die Anhänglichkeit des Kaisers an die Kaiserin hält hier der Bischof Aegidius für gefährlich.

Unter der Zunge fand sich ein Zauber wie ein Schiel (Scherben). — Mit einem dämonischen Zauberring wurde auch nach altdeutscher Sage die Salome, des Königs Salomo Gattin, angezogen und zur unrechten Liebe für den heidnischen König Pharao bewogen. Von ähnlicher Art war die Macht des Ringes, welchen die Gattin Irons von Brandenburg ihrem Schwager Apollonius gab. „Das goldene Fingerlein“, spricht sie, „gab mein Vater meiner Mutter zur Verlobung; in diesem Golde ist ein Stein, und der Stein hat die Kraft und Eigenschaft, dass, wenn ein Mann diesen Ring an den Finger eines Weibes steckt, sie ihn so sehr lieben muss, dass sie vor allen Dingen ihn haben will, sei es mit Willen ihrer Verwandten oder nicht! Apollonius nahm den Ring, er übte seine Kraft aus; das Fräulein, um das er sich bewarb, liebte ihn, aber der Ring hatte nicht die Kraft, die Braut am Leben zu erhalten und sie starb — und Isold selbst, trotz ihres Ringes, konnte nicht erreichen, dass ihr Gemahl die Jagd weniger lieb hatte, als sie selbst; auch sie starb zu grossem Unheil ihres Mannes. — Liebe ist ein Licht. Es gab aber auch Ringe, welche das Licht banden und Diejenigen, welche sie trugen, unsichtbar machten.

Von dem alten Lydischen König Gyges ging die Sage, die Platon und Cicero ausführlich erzählt, dass er in der Erde Tiefen gestiegen sei und dort am Finger eines todten Riesen einen goldenen Ring gefunden habe. An dem hatte er die Eigenschaft gefunden, dass man, wenn man den Ring an der Hand nach innen wendete, selbst unsichtbar wurde, während

er alles sehen konnte, dann aber, wenn er ihn umdrehte, Jedermann sichtbar erschien. Kraft dieses Ringes habe er alle Gegner getödtet und sei König geworden. Cicero bemerkt dabei, dass wenn ein Weiser einen solchen Ring hatte, er nichtsdestominder sich vor allem enthalten würde, was ihm auch sehend nicht zustände, zu thun. Die Sage schliesst sich an die Lehre vom Hades der Griechen an. Die Unterwelt ist finster; Hades wird als Aides, der nicht gesehen, der doch alles sieht, erklärt.

Darum erzählt auch die alte Dichtung von seiner Kappe, die doch nichts als ein dunkler Ring um sein Haupt war, welche jeden, der sie aufsetzte, unsichtbar macht, was selbst andere Götter, wie Athene und Hermes oder sonstige Helden wie Perseus und Herakles thaten. Daher erklärt sich auch der heidnische Brauch, der in Skandinavien stattfand, wo der, welcher einen Eid zu leisten, einen mit Opferblut gerötheten Ring, der dem Gott Uller geweiht und daher im Tempel aufbewahrt war, umfassen musste, während er schwur. Uller war aber der furchtbare Hades, der ungesehen den Meineid richtete. Ich glaube, dass in Uller, Allerus und Holler nichts anderes als die personifizirte Hölle zu erkennen sei, die überall im Sinne von Hades erscheint.

Solche unterirdische Genien waren auch die Zwerge, deren Haupt der alte Elberich war, der Vater Otnit's, der, wie es im Anfang des Heldenbuchs heisst, „nahm ein Fingerlein in seine Hand, da war ein Stein darin; wer den bei sich hatte, den mochte niemand sehen, solcher heisst ein Nebelkapp." Was von ihm erzählt wird, gleicht dem Bericht über Gyges ganz genau.

Es war auch eine Art Hölle, in welchem Iwain, der Held am Hofe des Königs Artus, eindrang, nachdem er den Ritter,

der am Eingang furchtbar droht, heldenmüthig niedergeworfen hatte. Dort würde er aber doch umgekommen sein, wenn ihm nicht die Dame Lunete den Ring gebracht hätte, der, als er ihn anlegte, ihn unsichtbar machte. Die Verfolger fanden zwar sein Pferd, ihn aber sahen sie nicht. Gegen die Unterwelt schützt ihn die Gabe Luneten's — wie Medea's Zauberkünste die Zauberei des Gartens des goldnen Vlysses überwanden. Die Liebe gebraucht die Macht des Ringes über die Finsterniss (indem er unsichtbar macht) gegen dieselbe selbst. Sie gewinnt durch den Hades gegen ihn. Die Mittel des Todes gebraucht sie zum Leben.

Es ist dieser Ring des Iwain, von welchem wohl erzählt wird, dass er sich unter den 13 Wunderdingen befand, welche die britannische Insel besass. Doch ist nicht bekannt, woher der fabelhafte Presbyter Johannes einen Ring des Unsichtbarwerdens nahm, um ihn dem Kaiser Friedrich Barbarossa zu senden. Allerdings hat man sein Kaiserreich nicht wieder gesehen bis auf die neueste Zeit. Es gab einen Aberglauben, dass solche Ringe silberne sein und einen Stein haben müssen, der sich in einem Rabenschlunde finde, und darauf schreiben soll man die Worte: *Beelzebub, Jucana, Cafta* etc.

Mit einem Ring kann ein Knabe bis an die Hölle unbeschadet vordringen, den ihm die heilige Jungfrau gab. Seine Eltern haben ihn verkauft an den Satan, zu dem er nun geht, von ihm die Schuldschrift seines Vaters zu erzwingen. Dies wird aus der oberen Bretagne berichtet, aber auch in Lothringen ist ein Knabe, der ähnliches Schicksal hatte und Benedikus heisst, der von einem Engel mit einem Ring beschenkt worden, durch welchen er Hölle und Satan überwand.

Noch mehr wunderbare Berichte von der Kraft des Ringes sind in Sagen vorhanden. Er kann das Feuer auslöschen.

Als die h. Kunigunde in Bamberg auf einem Martyrkreuz sass, brach ein Brand aus; sie warf ihren Ring gegen die Glocke, die von selbst läutete, der Brand ward gelöscht.

Er beschwichtigt auch die Stürme, welche in dem See am Dreisesselberg entstehen. Steine in den See geworfen, bringen sie hervor, ein goldener Ring beschwichtigt sie. In einer italienischen Sage ist ein Riese und Tyrann, der viele Gefangene in einen Kerker steckt. Da er die Guitarre spielt, holt er sich einen hervor, der die ihm beim Spielen zerbrochene Guitarre wieder ausbessern kann — aber er steckt ihm einen Ring an. Der Gefangene denkt sich frei, aber der Ring zwingt ihn immer wieder zurück — er läuft und läuft und steht wieder am Eingang, bis er auf den Rath eines Mädchens sich den Ringfinger abschneidet.

Der schönen Maria in der sizilianischen Erzählung wird von ihrer Stiefmutter ein Ring geschickt. Als sie ihn anlegte, fiel sie todt hin. Als man ihn beim Begräbniss abzog, wurde sie lebendig. Der Ring hatte das Leben gebunden. Eine ähnliche Geschichte wird aus Hirschau in der Oberpfalz berichtet. Nur heisst das Mägdlein dort Ruta. Es gelingt ihr hier nicht, die schöne Unschuldige zu tödten; sie wird wieder lebendig. — In seinem „verliebten Roland" schildert Ariost einen Ring:

„Der solche Kraft vom Meister hatt' empfangen,
Dass jeden Zaubers Wirkung und Gesicht
Vor dieses Ring's Erscheinung wird zu nicht."

„Diesen Ring stahl bei Albracca der gewandte Brunetto, ein Spitzbube ohne gleichen, vom Finger der Angelica, wie er auch Horn und Schwert dem Roland mit schneller Hand entlockt hatte — Ariost hat die Erzählung von solchem Ringe gewiss aus mittelalterlichen Artussagen entlehnt. Es hat

allerdings eine gewisse Komik, dass der kleine Dieb dann Ring und Horn und Schwert wie Lohengrin besass, der sie seinen Söhnen hinterliess. Der satanische Dieb stiehlt die Gaben des himmlischen Helden. Es hat wohl dieselbe Bewandtniss mit dem Ringe, den eine Kröte, oder nach anderer Erzählung eine unterirdische Frau der Fürstin von Anhalt aus Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten gesandt hat; wenn er im fürstlichen Hause bleiben werde, so würde es dem Hause Anhalt wohlgehen und der Stamm nicht aussterben. Der Ring ist von Gold gewesen, oben breit mit drei Diamanten, „die alt, aber nicht allzuwohl polirt sind." Eine ähnliche Geschlechtslegende wird von einem Ring des Markgrafen von Bayreuth erzählt. Als Friedrich Wilhelm II. noch keine Thronerben hatte, soll zu einem Herrn v. B. in der Nacht ein alter Mann gekommen sein, der ihn aufforderte, in die Begräbnisskirche des Markgrafen zu gehen; er werde dort einen Sarg finden, wo ein Ahnherr des preussischen Königshauses ruhe, der trage am Goldfinger der linken Hand einen Ring mit Edelsteinen, „den ziehe ihm ab". Wenn Du es nicht thust, wenn der Ring nicht von seiner Hand kommt, so stirbt der preussische Stamm aus. Der Ring war offenbar ein Trauring. Er sollte die Hohenzollern nicht mit dem Tode, sondern mit dem Leben vermählen. Nach langem Zweifeln und Sorgen, der Mann musste dreimal wiederkommen, zog er ihn ab: die Diamanten am Ringe waren bis auf einen erblindet. Der aber blitzte hell. Als man ihn frei vom Finger des Todten hatte, kam die Nachricht, dass Friedrich Wilhelm ein Söhnchen hatte; es war der nachmalige König Friedrich Wilhelm III. Es ist das eine sonderbare Sage — aber von der Regierung dieses Königs an ward es immer heller — obschon manches leider im Tode erblindet ist.

Von einem solchen wunderbaren Schicksalsring wird auch in der Familie des Grafen Eulenburg erzählt. Um die Tochter des einstigen Freiherrn habe einst ein König der Unterirdischen angehalten und dafür einen Ring geboten, der, solange er in der Familie bleibe, das Glück innehalten werde; sein Verlust werde Unglück nach sich ziehen. Man ging darauf ein. Das Fräulein zog fort und wurde nicht wieder gesehen, der Ring wurde noch in der Familie bewahrt. Die Sage wird noch in anderer Form erzählt. Darnach sollte das Glück bleiben, aber nie mehr als sieben Eulenburger sollten in der Familie leben. Jeder Stammvater der Familie trägt ihn am Finger. Einer hatte ihn einmal beim Waschen abgelegt und vergessen, ihn wieder anzulegen. Kaum war er unten, brach im Schloss ein Feuer aus. Er eilte wieder hinauf, steckte ihn an, und das Feuer erlosch. Der Ring symbolisirte einen Treubund mit dem Glück, so lange man die Treue nicht vergass.

Eine ähnliche Familiengeschichte gilt Ringen in der Familie derer von Pansen (einem Besitzthum der von Puttkammer). Ein Fräulein empfing von einem Geist glühende Kohlen, die sich in drei Ringe verwandelten. An ihnen hängt das Glück und Gedeihen der Familie. Sie dürfen nicht verloren gehen. Einer ging verloren, da brach ein Feuer aus, das Schloss bekam einen Riss. Sie sind nun im Schlosse selbst eingemauert.

Wir fügen daran die schöne Sage aus Nassau vom Heinzelmännchen, welches zwischen Renneros und Waldmühlen die Leute neckte und strafte. Es liebte die jungen Leute, welche heirathen wollten, und schenkte ihnen ein Ringlein vom feinsten Gold. Das blieb solange glänzend, als sie einig mit einander waren. Waren sie uneinig, wurde er rostig und

war einer von ihnen untreu, so verlor sich der Ring. Das war nun eine sehr gute Sache, denn die Leute schämten sich auf Kirmessen und Tauffesten, wo sie sonst den Ring tragen, ohne ihn zu erscheinen.

Der Besitz von schicksalvollen Ringen in der Hand der Unterirdischen, den die Sagen hervorheben, zeigt ihren Zusammenhang mit der nordischen Sage, wie sie die Edda enthielt. Dort sind ja die Zwerge die Urheber solcher Ringe. Der Zwerg Brock verfertigt den kunstvollen Ring Draupnir. Der Zwerg Andari zwang Loki, den kleinen Goldring herauszugeben, der die Kraft hatte, das besessene Gold immer wieder zu mehren. Es war jener Ring, der mit dem anderen Gold den Fluch trug, dass ihr Besitzer so das Leben verlieren musste, wie der, welcher in der griechischen Sage das Halsband der Harmonia trug.

Ein Wohlthäter der Mönche von Siegburg am Rhein war Heinz Hütlein, der Zwerg, der sogar aus mancherlei Kräutern einen Ring verfertigt hatte, so beschaffen, dass der, der ihn trug, die geheimsten Gedanken aller anderen Menschen, zumal der Fremden, zu durchschauen vermochte.

Dass man an eine Macht der Ringe glaubt, welche in allen Nöthen hilft, beweist auch die Sage von dem entblössten Mann, der einen Zauberkundigen lange um Erlösung fleht. Dieser giebt ihm endlich einen Ring, mit dem er unbeschadet einen Büchsenschuss weit ins Meer gehen kann. Er thut es — und findet den mittelsten Topf, den er aufhebt, und wieder zurückeilt. Trotz aller Gefahren ist er erlöst. Der Ring hatte die Kraft, bis in die Tiefe des Wassers, wie in die Tiefe der Hölle zu führen.

Eine wunderliche Geistergeschichte wird von Happel mitgetheilt. Ein Weib war von ihrem Manne erschlagen worden.

Das Verbrechen kam nicht an den Tag, aber ihr Gespenst trieb sich im Haus umher, und erschien zuletzt einer Dame, die den Muth hatte, im selben Hause zu wohnen. Da warf diese ihren Ring in die Wade des Gespenstes; als man den Leichnam aufgrub, fand man den Ring im Leichnam. Man erkannte daraus die Uebelthat und die Aussage des Gespenstes an die Dame bestätigt. Aber nicht blos Mörder macht der Ring offenbar: Er hat auch geistliche Aufgaben, wie die Sage geht.

Man redete auch von sogenannten Dreifaltigkeitsringen und verstand darunter einen dreifachen Zirkel aus verschiedenen Stoffen so verfertigt, dass kein Reifen den andern berührt, sondern alle drei auf's wunderbarste in einander geschlungen sind. Im gelehrten Criticus (Leipzig 1704) ist er abgebildet. Es sollte das Bild der heiligen Dreieinigkeit sein. Man nannte so auch den Ring, welchen die Königinnen von Frankreich trugen, wenn sie gekrönt wurden. Als die Gemahlin Heinrich IV. von Frankreich, Maria Medici, den 13. Mai 1610 zu St. Denys gekrönt ward, überreichte ihr der Kardinal von Joyeuse den Ring und redete sie dabei an: „Nimm hin den Ring des Glaubens und das Zeichen der heiligen Dreifaltigkeit, durch dessen Kraft Du alle Ketzerei vermeiden wirst und alle barbarischen Völker zur Erkenntniss der Wahrheit wirst bringen können!“

Viel hat er nicht gewirkt. In demselben Jahr ward der König Heinrich von Ravaillac wie ein Ketzer ermordet. — Weiter zurück soll ein Ring das Geheimniss der Dreieinigkeit bewahrt haben. Ein gläubiger Christ stritt mit einem Arianer; als er ihn gar nicht überwinden konnte, sprach er zu ihm: „Wir wollen auf andere Weise die Wahrheit erfahren. Ich habe einen goldenen Ring, den will ich in die Glut werfen. Wenn er so glühend sein wird, wie die brennenden Kohlen,

dann mag der den rechten Glauben haben, der ihn dann anfassen kann. Der Arianer vermochte das nicht — aber der andere rief die heilige Dreieinigkeit an und riss ihn unverletzt aus der Gluth. Mehr eine naturgeschichtliche Sage giebt Ringen aus Elektron (Bernstein) die Kraft, Zahnweh und Krämpfe zu stillen. Wer sie trägt, wird weder vom Schlag, noch der fallenden Sucht getroffen. Den heftigsten Paroxismus (es frägt sich, ob auch den politischen) macht er aufhörend. Wenn er am Goldfinger getragen wird, so fängt er an zu schwitzen, sobald etwa eine verborgene Krankheit im Menschen entstehen will. Dass er auch bösen Geistern widersteht, ist daher natürlich.

Ich habe schon anderswo davon gehandelt, dass man in alter Zeit, zumal in Schwaben, den Todten Scheeren ins Grab mitgab. Man pflegte aus ihnen Ringe zu machen, die man Krampfringe nannte, weil man vorgab, dass die Träger gegen Krämpfe geschützt seien.

Ein eiserner Ring soll auch gegen Nabelbruch schützen, wenn er erst auf dem Bruch gelegen, und dann auf einen Ort gebracht wird, wo weder Sonne noch Mond scheint, und weder Zug noch Staub kommt. Ringe aus Sargnägeln, die man am Goldfinger trägt, sollen gegen epileptische Zufälle helfen.

Was noch für wichtiger gehalten wurde als gegen Gicht und sonstige Krankheiten zu helfen, wird solchen Fingerringen zugeschrieben, die man in der Charfreitagsmitternacht vom Kirchhofe geholt hat und die aus Sargnägeln geschmiedet sind; sie schützen vor Gespenstern. Man gebraucht auch Nägel, an denen sich einer erhängt hat, um heilkräftige Ringe zu schmieden. Erbsilberne Ringe werden für segensreich gehalten. Die Heilkraft des Ringes ist blos aus dem Geistlichen in das Aber-

gläubische verwandelt worden. Man erkennt den echten Ring aus den Dreien, sobald er (die Liebe) Kranke heilt. König Edward III. von England hatte einem Armen einen Ring gegeben; dieser wird ihm auf wunderbare Weise von Wanderern aus dem heiligen Lande wiedergebracht. Er sah darin ein Zeichen seines Todes und starb bald darauf. Der Ring wurde lange in der Westminsterabtei bewahrt und verehrt und man gebrauchte ihn als Heilmittel gegen Starrkrampf und Epilepsie, sobald er von solchen berührt wurde, die daran litten.

Daher ist auch der Brauch gekommen, dass die englischen Könige gewohnt waren, am Sonnabend vor Ostern mit vielen Zeremonien Ringe zu weihen, welche diejenigen, welche sie tragen, vor solchen Krankheiten bewahren.

Deshalb wird von solchen Ringen berichtet, die dem heiligen Bernhard angesteckt waren. Diese heilen von nun an Fieber und alle Gebrechen.

Mit dem Ring des heiligen Demetrius that man viele Wunder. Keine Krankheit, kein böser Geist konnte vor ihm bestehen (Acta sanct. zum 8. Oktober p. 65).

Aus alter römischer Zeit berichtet Plinius, dass gerade die Statuen der römischen Könige Numa und Servius Tullius Ringe an ihren Fingern hatten. Man hat sich dies früher oder später nicht zu erklären vermocht, aber der Beruf der beiden Fürsten erklärt es. Beide sind im Gegensatz zu den anderen Königen — Gesetzeskönige, Männer des Friedens und der Götterverehrung. Indem sie den Ring trugen, bezeichneten sie sich als die an den Willen des Gottes allein gebundenen Menschen, wie Prometheus. Dies war ihre einzige Gebundenheit, sonst waren sie frei. Diesem Gedanken entsprach es, wenn in ihrer Folge die römischen Bürger in der Republik gerade als freie Bürger Ringe trugen. Sie waren alle frei wie die

Könige, aber gebunden von der Gottheit allein. Niemand als sie, kein Sklave durfte den Ring tragen, der wie der des Prometheus, zuerst von Eisen und dann erst im steigenden Luxus von Senatoren und Rittern in Gold getragen ward; Plebejer trugen in den alten Zeiten der Republik immer nur den eisernen. Die Erlaubniss, einen goldenen Ring zu tragen, war nur dem Ritterstand verliehen. Der Verlust der Römer in der Schlacht bei Cannae war so gross, dass Hannibal scheffelweise die den gefallenen Rittern abgezogenen goldenen Ringe nach Carthago senden konnte.

Wie der Ring den Freien, also eine Gebundenheit an die Götter darstellt, so bedeutet der Ring, welchen die römischen Männer den Frauen sendeten, die Besitznahme derselben; sie nahmen sie in ihre Gebundenheit auf. Die Frauen kamen in dieselbe Stellung zum Mann, wie der freie Mann zu den Göttern.

Der Ring war von Eisen; an den linken Goldfinger steckte ihn die Braut; er hiess *annulus pronubus*. Der Kirchenvater Tertullian rühmt die alte Zeit, wo keine Frau Gold kannte, ausser für einen einzigen Finger, den der Bräutigam sich mit dem Trauring verpfändete.

Doch scheint das Verlöbniss nicht bindend gewesen zu sein.

Bei den Juden fand ein ähnlicher Brauch statt; der Bräutigam steckt der Braut den Ring an, mit dem er sie sich verlobt, durch welche Verlobung sie in seine Gewalt, statt der des Vaters, einging.

Bei den Christen hat der Brauch gewiss seit Beginn ihrer Gemeinden geherrscht — die aus den Heiden mochten ihn von den Römern, die aus den Juden von ihrer alten Gewohnheit angenommen haben. Er hat auch hier zumal die Verlobung angedeutet. Die alten Kirchenlehrer thun seiner Erwähnung.

In den christlichen Katakomben werden zahlreiche Ringe, meist aus Elfenbein gefunden. Merkwürdig darunter sind solche, die mit einem Schlüssel versehen sind. Ich glaube nicht, dass das blos aus Fürsorge für den Ring geschehen sei, um ihn nicht zu verlieren. Er gehörte zu dem Eheringe als das Symbol der Häuslichkeit, in welcher die Frau den Schlüssel führte, wie es bei Clemens von Alexandrien heisst: „Er giebt ihnen den Ring von Gold, aber nicht zum Schmuck, sondern damit er bezeichne, was zu Haus werth genug ist, bewacht zu werden, weil die Sorge für das Haus zu ihrem Beruf gehört.“ Ebenso findet man Ringe, an denen das Bild einer menschlichen Fusssohle befestigt ist. Es hat der Schuh dieselbe Bedeutung wie der Ring. Sein Symbol ist das der Besitznahme, wie Gott seinen Schuh streckte über Edom (Ps. 60, 10); der „Marienschuh“ in der Kirchenbaukunst bedeutet die Herrschaft Marias. Man pflegte dem Papst seinen Pantoffel zu küssen; und die moderne Redensart von dem Pantoffel, den die Frau führt, hat daher ihren Ursprung.

Schon die Römer hatten den Brauch, den Ring am linken Goldfinger zu tragen, welcher der „medicinische“ hiess, und von dem man glaubte, dass ein Nerv oder eine Ader aus dem Herzen ausgehe bis zum Goldfinger und dort aufhöre, und darum hatte es den Alten gefallen, ihn wie mit einer Krone zu umgeben. Diese Meinung schrieb man den Aegyptern zu, die deshalb diesen Finger an den Bildsäulen ihrer Götter mit Gerüchen bestrichen hatten.

Gellius gab noch Genaueres an. „Apion meldet aus ägyptischen Büchern, dass man bei der Aufschneidung und anatomischen Oeffnung der Leiber einen sehr feinen Nerv gefunden habe, der direkt von dem besagten Finger zum Herzen des Menschen gehe und gelange; deswegen habe man diesen

Finger besonderer Ehre werth gehalten, als welcher er genau mit der Herrschaft des Herzens (*principatu cordis*) verbunden sei. (16, 10.)

Auch dieser Brauch ist zu den christlichen Gemeinden übergegangen. Clemens von Alexandria meint freilich, dass man den vierten Finger der linken Hand gewählt habe, weil der Ring an diesem sicherer vor der Beschädigung sei und die Arbeit der rechten Hand weniger hinderte.

Isidor von Sevilla aber sagt: „Dass bei der Hochzeit der Ring vom Bräutigam der Verlobten gegeben, geschieht entweder als Zeichen gegenseitiger Liebe oder vielmehr deshalb, dass durch dieses Pfand ihre Herzen verbunden werden, wohin auch am vierten Finger der Ring angesteckt wird, weil, wie man sagt, eine gewisse Blutader von da zum Herzen geht." Der Bischof bezieht sich dabei auf Gellius, aus dem er die Nachricht entlehnt. Es weist das nur auf die Verlobung (die *Sponsalio)*, welche der eigentlichen Hochzeit (*nuptiae)* vorangeht. Der Papst Nicolaus, welcher im Jahre 860 eine genaue Beschreibung des römischen Ehegebrauchs giebt, berichtet, dass erst nachdem der Verlobte *(Sponsus)* die Braut durch den Finger der Treue, welchem er den Ring ansteckte, sich verlobt habe und nach den sonstigen Verhandlungen früher oder später die Hochzeit gefeiert werde.

Mit dem Eindringen des Christenthums in die europäischen Völker machte sich der Brauch überall geltend. Im Westgothischen und Longobardischen Recht wird er erwähnt. „Jeder Christ", heisst es im Edikte König Luitperand's, „verlobt sich mit dem Ring allein" *(solo annulo)*. Dichtung und Geschichte wiederholen dies; Brunhild, in der Nibelungen-Sage, empfängt von Sigurd den Ring Antvaranaut, der wie das Halsband der Harmonia, ein Fluch für die Besitzer ward.

Parcival fragt die Tante Sigune, woher sie einen Ring trage, und sie erzählt ihm weinend das Geschick ihres erschlagenen Bräutigams.

Auf einem Bilde am südlichen Treppenhaus in der Kirche von Rottweil sieht man einen Ritter der Braut den Ring anstecken. Aber es ist dabei eins auch von Grimm nicht bemerkt worden. Isidor von Sevilla, der gelehrte Bischof, hat die Vermuthung ausgesprochen, dass der Ring angesteckt wird zum Zeichen der Liebe.

In der That muss dies ferner so verstanden werden. An die Stelle des juristischen Gedanken trat der romantische; statt der Macht des Gesetzes trat die Macht der Liebe ein, welche doch die grössere ist. Wenn daher die Ueberreichung des Ringes stattfand, auch ohne eine förmliche Verlobung anzuzeigen, so war darin nur das Bekenntniss der Liebe ausgedrückt; und infolge eines solchen war es natürlich, dass statt eines einseitigen Ringansteckens bei der Verlobung ein gegenseitiges eintrat. Denn, so lange der Ring nur das Besitzergreifen bedeutete, steckte der Bräutigam allein den Ring an. War die Liebe der Grund des Symbols, so galt er so gut für die Braut wie für den Bräutigam. Vom alten Brauche gilt nun das Sprichwort: „Ist der Finger beringt, ist die Jungfer bedingt“. Für das andere, d. h. das christliche Verständniss, gilt die Beringung für beide.

Im Parcival heisst es:

„Er druckte an sich die Herzogin<br>
Und nan ir ouch ein Fingering“.

In einem anderen Gedicht heisst es:

Die Frau gab ihm „ein harte guot vingerlin, daz stiez sie an die hant im und er gab ir ein anders!“ Auf Bildern zum

Sachsenspiegel wird die Verbindung durch Ringe bezeichnet, „welche Braut und Bräutigam in die Höhe halten".

Im Heldengedicht Gudrun wird, wo Trauungen vorkommen, der beiderseitige Ringwechsel durchgängig geschildert: „jedwederz dem andern daz gold stiez an die hant".

Im Wigamur that der Held „nach Gewohnheit". Er gab den Jungfrauen gemaidt ein Gemahl Fingerlein „ir sult auct herre nemen daz mien sprach die maqet süsse".

Die romantische Symbolik, welche aus dem Ring statt eines Zeichens der Besitzergreifung — das Pfand der Liebe umgestaltet hatte — führte statt des einen Ringes, den sonst der Mann verlieh, den Ringwechsel ein, und nicht der Verlobungsakt war es darum, welcher in der Ringgabe gefeiert wird, sondern der Ringwechsel fand bei der Trauung statt, ob sie nun im Saal oder in der Kirche statt hatte. Dieser gegenseitige Ringwechsel entsprach allerdings dem Gebrauch, der das Paar verbinden sollte, sobald der Ring einmal die Macht der Liebe bedeutet — und auch den christlichen Gedanken, nach welchem Mann und Weib in Christo eins sind. Interessant sind die Rathschläge, welche Franzesko Barberino den Damen giebt: „sie sollen bei der Trauung schamhaft, furchtsam, mit niedergeschlagenen Augen erscheinen — beim Ringwechsel scheinbar wie gezwungen hinhalten, erst auf dreimal wiederholte Fragen ihr ‚Ja' leise flüstern, auch sonst bei der ganzen Zeremonie sich zieren und Komödie spielen." Das sind Vorschriften, die allerdings anders lauten, als die, welche der Apostel an die Epheser (Cap. 5) schreibt, worin er auch die Liebe als das Band vorstellt, durch welches die Männer ihre Frauen fesseln sollen. „Ihr Männer, liebt Eure Weiber; wer sein Weib liebt, liebt sich selbst." In der griechischen Kirche ist die Verlobung eine heilige Handlung,

die entweder unmittelbar oder auch längere Zeit der Trauung vorangeht.

Der Priester kommt zu den im Schiff der Kirche stehenden Brautleuten, bezeichnet sie dreimal mit dem Kreuzeszeichen, giebt ihnen angezündete Wachskerzen in die Hand und führt sie sodann in den Chor ein. Nach Gesang, Bekenntniss und Gebet folgt die Ansteckung der Ringe (Dactilion perithesis). In der Regel wird ein goldener und silberner Ring auf den Altar gelegt. Der Priester nimmt zuerst den goldenen Ring, macht damit ein Kreuz über das Haupt des Bräutigams und steckt ihn dann an dessen rechte Hand. Dann spricht er dreimal die Segensformel. Dasselbe geschieht in Ansehung der Braut mit dem silbernen. Der Brautführer, der in der Nähe der Braut steht, nimmt hierauf die Auswechselung der Ringe vor, wobei der Priester in einem Gebet das Symbol der Ringe erklärt. Diese bedeuten Sonne und Mond — und soll der Bräutigam, wie die Sonne dem Mond Licht geben — und Sonne und Mond soll bei Tag und Nacht jeder seine Herrschaft haben.

Aehnliche Bräuche fanden im ganzen Gebiet des griechischen Reiches statt. Bei den Grossrussen, so im Kasanschen Gouvernement, wird in der Kirche oder im Hause der Braut die Verlobung gehalten, bei welchem von beiden Seiten ein paar „geistliche Eltern“ als Zeugen und zwei „Schaffner“ als Gehilfen bei der Anordnung der Festlichkeit gewählt werden, in der ein Pope dem Bräutigam und der Braut zuerst zwei brennende Kerzen und dann unter Gebeten und Räucherungen die Ringe reicht. Nach dem Wechseln der Ringe wird das Brautpaar dreimal um das Pult herumgeführt.

Bei den Rumänen findet der Ringwechsel bei der Trauung statt. Nachher reicht das Brautpaar diese dem Popen und sie

machen im tanzenden Schritt dreimal die Runde um das Pult. Bei den Neugriechen ist die Zeremonie noch etwas wechselvoller. Der Pope nimmt den goldenen und silbernen Ring, schlägt mit ihnen ein Kreuz über ihren Häuptern und steckt sie abwechselnd an die Finger, bald der Braut, bald dem Bräutigam, oft an dreissigmal, bis er sie ihnen lässt.

Bei den Bosniern, die katholisch sind, legt im Hause des Geistlichen die Braut ein Tuch, der Bräutigam einen Ring und ein Goldstück hin. Der Pfarrer heisst nun dem Bräutigam das Tuch nehmen, die Braut nimmt den Ring und das Gold.

In der Primorja (im alten Gebiet von Ragusa) heisst der Verlobungstag *dau piste novanja*, Tag des Ringansteckens. Den Ring überbringt hier wie anderswo der Vater des Bräutigams. Die Anrede lautet etwa: „Als ich mit meinem Begleiter des Weges kam, erblickte ich eine schöne rothe Blume, welche ich gern in meinen Garten pflanzen möchte. Ich bitte Dich daher, wenn es möglich ist, so schenke sie mir.“ „Sehr gern, theurer Freund, da ich genug schöne Blumen habe“, giebt des Mädchens Vater zur Antwort, führt eine Tochter heraus und sagt: „Hier eine schöne Blume“.

Der Freiwerber entgegnet: „Sie ist sehr schön, aber nicht die, welche ich gesehen habe“ — und damit schenkt er ihr einen Apfel und dankt für sie. Eine zweite wird ebenso zurückgewiesen; erst der dritten, der wirklichen Braut, wird der Ring angesteckt.

An der Primorje von Makarska wird dem Mädchen als Zeichen der Verlobung ein Ring und ein Apfel verabreicht und das Annehmen desselben durch Schiessen und Jauchzen bezeichnet. Derjenige, welcher den Ring und Apfel überbringt, muss auch die Mutter beschenken und dient bei der Hochzeit als „Kom“ (etwa Pathe). In der Kirche kommt die Braut

zur Linken und giebt dem Kom den Ring — dieser giebt dem Brautpaar Kerzen in die Hand, den Ring dem Geistlichen, der ihn segnet und dem Bräutigam überreicht. Bei der Messe, die folgt, schliessen die Andern, beim Heilig, bei der *Consecration*, Opfer und Segen.

Wir fügen noch den schönen Brauch aus Genua hinzu. Dort dienen zum Zeichen der Verlobung ebenfalls Ring und Tuch. Der Ring ist dabei bedeutsam genug. In den Ligurischen Alpen singt man das folgende Lied. Der Liebste geht an die Thür der Braut und bittet um Einlass. Das Mädchen will scheinbar nicht öffnen:

V'ho maidovert a stóra
Nanca vi voi dervi.
Nie öffnet' ich zu dieser Stunde,
Ich thu's auch heute nicht.

Er: La porta di voi, bella
Mai pur la rivedro.
Drum Eure Thüre, o Schöne,
Werd' ich nicht wiedersehen.

Sie: Se voi mi banddonate
Mi morerò d' magon
Ma'm preme il mio onore
Tant com' il vostre amore
Abbio un po' compassion.
Wenn Ihr mich verlasset,
Dann sterbe ich vor Schmerz,
Doch gilt mir meine Ehr'
Soviel wie Eure Lieb'
Habet Erbarmen mit mir.

Er: Ve lass' la bona sera
Diman ritornerò
Ve porterò u' anello
Tutto dorato e bello
Con quel vi sposero.

Ich sage euch guten Abend,
Morgen kehr' ich zurück,
Dann einen goldenen Ring,
Der schön ist, ich mit mir bring,
Mit dem werde euch ich mir verloben.

Allerdings nimmt sich unter den bunten Hochzeitsgebräuchen der Völker Europas der Ringwechsel als ein stiller und unscheinbarer Akt aus — aber für bedeutungsvoller wird unter den Völkern kein anderer Brauch gehalten. Ueberall machen sich seine symbolische Gedanken im Herzen des Volkes geltend. Man war sich des Aktes, den der Ring heiligte, und seiner Existenz hinreichend bewusst, um nicht an ihn allerlei Sagen und Bräuche zu knüpfen. An ihn knüpften sich die Ideen der Heiligkeit, welche die Ehe schmücken soll. Er war eben das Symbol des Bundes, der zwei Menschen für ihr ganzes Leben auf einander anweist. Er war die Fessel, welche Liebende zum Glück verband — und auch die Untreuen mahnte, die ihr Gelübde verloren haben. Was alles Liebe vermag und leidet, drückten die Völker in den Ringsagen und Bräuchen mit Freuden- und Leidensthränen in den Augen aus. Er war das Symbol der süssesten Erinnerung — und des Gerichtes über die schnell Vergessenden. Wie soll man den Teufel los werden, so frägt man in einer französischen Sage. — Suche eine junge glückliche Frau, die ihr erstes Kind trägt. Lass den Ofen heizen und wirf ihn hinein. Er wird wieder herauskommen wollen. Teufel verbrennen nicht so leicht, dann lass die junge Frau ihm ihren Hochzeitsring entgegen halten. Dann muss er darinnen bleiben. Gegen Treue vermag er nichts.

Ein Kurfürst versprach seinem Weibe auf ihrem Sterbebett, sich nicht mehr zu vermählen; als er es dennoch that,

ist der goldene Trauring seiner ersten Frau, worin sich zwei in einander geschlossene Hände zeigten, plötzlich von einander gebrochen. Eine Frau lag im Starrkrampf wie todt und sollte begraben werden. Da wollte man ihr den Trauring vom Finger schneiden, da wachte sie auf.

Die bösen Geister wollen alles Gute für sich haben. Der Satan will die Gaben des Lichtes haben, die Hahnenfeder und den Hahn selbst; ebenso möchte er das Leben arm machen und will den Trauring rauben. Es gelang ihm nicht. Der märkische Ritter gab ihn nicht heraus.

Dass Frauen gern sich von dem Ringe binden lassen, zeigen Bräuche im Ost und West. In Lancashire in England sucht man zu erfahren, wann man heirathen wird; wenn man den Trauring in einen Milchtrank thut und schenkt davon den Gästen ein; in dessen Schale er sich dann befindet, wenn es ein lediges Mädchen ist — der wird zuerst heirathen.

Dergleichen ist in Serbien der Brauch, dass zu Neujahr die Mädchen sich versammeln, einen Kessel mit Wasser füllen, ihre Ringe hineinwerfen und ihn irgendwo verborgen hinstellen; am anderen Morgen umkreisen sie den Kessel und singen Lieder, ein Kind greift in den Kessel und wessen Ring gezogen wird, wird glücklich durch den Ring werden. Man nennt das *pevarje prstenu*, das Ringsingen.

Wenn im Ring das Glück gefunden wird, darf es nicht verloren werden, er darf während der Trauung nicht zur Erde fallen, man darf ihn sich nicht abstreifen lassen — höchstens thue man das selbst, sonst bedeutet es — und der Aberglauben ist überall vorhanden in England, in Frankreich wie in Mecklenburg — Tod, Untreue und Unglück.

Wie schrecklich ist es — wir werden unten noch Beispiele haben — wenn der Trauring in's Wasser fällt.

Es ist eines Prinzen schwere Aufgabe, bevor er glücklich werden soll, einen Trauring aus der Tiefe des Meeres heraufzuholen, der dahin gefallen war, wie eine Sage aus Waldek erzählt.

Ein Trauring oder Liebesring ist es gewiss, von dem es in dem schönen Chanson aus Frankreich heisst – in welchem unser Lied „Der Taucher“ einen Widerhall findet —: Ein Mägdlein hat den Ring verloren, ein Jüngling will ihn holen.

Ne pleirez pas la belle
J'irai vous le chercher
J'irai vous le chercher
Sur le bord de l'ile
J'eras vous le chercher
Sur le bord de l'eau
Près de Ruisseau.

Er springt ins Wasser und kommt um. und das Mädchen klagt:

Pour un bil anneau d'or
Mon amant s'est noyé
Mon amant s'est noyé
Sur le bord de l'ile
Mon amant s'est noyé
Sur le bord de l'eau
Près de Ruisseau.

Man schrieb den Trauringen wunderbare Heilmittel zu, weil in dem Frieden und der Liebe des Hauses der Quell alles Heiles ist. Der Trauring – geht ein Aberglauben im nördlichen Deutschland zumal -- heilt Gerstenkörner und Geschwüre (d. h. die Eifersucht) , wenn man sie mit ihm bestreicht. Vor Bezauberung des Kindes hilft er, wenn man einen Trauring in die Wiege legt. In der Oberpfalz steckt die Bäuerin beim Säen ihren Trauring an; in Ostpreussen

legen die Frauen beim Melken den Trauring in den Eimer. Wenn man erfahren will, wie alt man wird, bindet man einen Trauring an einen Zwirnsfaden und hält ihn in ein leeres Wasserglas. Er wird sich alsbald bewegen und so oft anklingen, als man noch Jahre zu leben hat. Dies glaubt man in Mecklenburg. Der Trauring bildet -- zumal in vielen Sagen — das schöne Zeichen der Erkennung. Gatten sind in die Ferne gegangen; auf Kreuzzügen glaubt man sie verschollen: die Gattin zu Haus denkt, sie sind nicht mehr am Leben. Da naht der Freund aus der Ferne; durch den Trauring wird er erkannt, nachdem er unerkannt wie Odysseus heimgekehrt ist.

In einer seltsamen Geschichte aus Wald offenbart sich der Prinz als der alte Verlobte durch den Ring, den er empfangen hat -- aber die, von der er ihn erhielt, ist schon verheirathet. Ein Held, der die Prinzessin gerettet und von ihr den Ring empfangen, wird von Anderen verrathen. Im letzten Augenblick, als die Geliebte schon einen Anderen heirathen soll, kommt er und zeigt durch den Ring, dass er der Echte sei. – So giebt sich Esbeen in der dänischen Sage zu erkennen, indem er in ihren Becher seinen von der Prinzessin empfangenen Ring hineinwirft, dass er der Berufene sei.

In einer ähnlichen Sage wird die Dame von einem starken edlen Menschen gerettet. Während er müde nach dem Kampf mit dem Ungethüm des Meeres einschläft, heftet ihm die Dame ein Ringlein ins Haar. Als sie weggeht, wird sie von einem Bösewicht gezwungen, zu sagen, er sei der Held gewesen — als es aber zur Hochzeit kommt, erklärt sie, dass sie nur dem die Hand geben werde, welcher ein Ringlein im Haar trüge. Jener erscheint und wird als der rechte Held erkannt.

Das freie Mädchen in einer anderen Sage gab ihren Ring

und ihr Wort — um ihrem Vater aus Noth zu helfen — einem Fremden, der sehr hässlich aussah. Aber er war nur verkleidet, um sie auf die Probe zu stellen. Dann kam er verjüngt wieder. Niemand erkannte ihn, und er musste sich erst durch den Ring ausweisen, dass er der Rechte sei. Das freie Mädchen wollte nur dem angehören, dem sie ihr Wort gegeben, und wurde nun belohnt durch einen jungen und schönen Mann, der Fülle von Gaben besass.

Warum man die Ringe aus Gold mache; damit sie beständig seien, lehrt ein Lied aus Graubündten:

> Aber, Theure, bei dem Ehversprechen,
> Sollte, deucht mich, doch ein Zeuge sein;
> Will von dieser Weid' ein Zweiglein brechen
> Und als Ring Dir thun an's Fingerlein;
> Zweiglein welkt und bricht
> Gar zu leicht; drum nicht
> Kann es uns ein guter Zeuge sein!

Dieser Vers entsprach ganz genau der Anschauung des Bischofs Richard von Salisbury, welcher verbreitet, dass Ringe aus irgend welchem Stoff den Frauen aus Scherz angesteckt werden, um sich grössere Freiheiten zu nehmen.

In der That aber wurde Denen, welche sich nach sündigem Vergehen nachher trauen liessen, ein Ring von Weiden angesteckt.

Sie wollten es nicht glauben, dass Barbarossa wirklich im Kyffhäuser sitze. Da stieg einmal Einer in das Burgloch hinab und sah ihn. Als Erkennungszeichen brachte er einen goldenen Ring mit, und der Kaiser liess sagen, dass man ihn dort unten in Ruhe lassen solle. Es geschieht dies nun, denn es scheint, man brauche ihn nicht mehr.

Dass der Ring ein bedeutungsvolles Zeichen der Er-

kenntniss ist, bezeugt schon die Geschichte der Tamar im alten Testament. Durch Ring und Stab, die ihr Juda zum Pfand gegeben, bezeugte sie später, dass er ihr die Liebe gelobt hatte. (1. Mos. 38. 18.)

Aehnlich ist die Geschichte vom König Bimbisara in der buddhistischen Sage. Er wohnt heimlich einem wunderbaren vom Baum erzeugten Mädchen bei und spricht zu ihr: Wenn Du eines Tages einen Sohn gewinnst, lass ihn in meine Hände kommen und gieb ihm zum Zeichen der Erkennung einen goldenen Siegelring. Als ihn das Kind später dem König vorzeigt, erkannte ihn derselbe und nahm ihn als Sohn an.

In einer Sage der Bretagne spricht die Prinzessin, indem sie dem Sohn einen Ring reicht: Bewahre den bis zu der Zeit, wo wir uns wieder sehen. Du musst ihn am Finger tragen und gieb ihn keinem Andern, sonst wirst Du mich nicht erkennen und mich so aus dem Gedächtniss verlieren, als hättest Du mich nicht gesehen.

Aber die Bewahrung des Ringes hat auch Elend erzeugt. Die Erinnerung bringt nicht blos Freuden, sondern auch alte Leiden neu zu Tage. Manche wollen vergessen, aber nicht vergeben. Daher bringt die Erinnerung neuen Streit. So in Salzburg, wo zwei Brüder um den goldenen Ring stritten und darum auseinander gingen. Siehe, da sang einmal ein Sänger hinreissend vom Frieden. Die Beiden hörten ihn und waren der Versöhnung nahe — da sah der Eine den Ring bei dem Andern, der alte Zorn begann von Neuem. Sie stritten, bis beide einander tödteten. Es hört sich an, wie ein Blatt aus der Kirchengeschichte.

Dass man mit seinem Trauring nicht spielerisch umgehen dürfe, lehrt eine wunderliche Sage. Mit Gelöbniss und Treue ist kein Scherz zu treiben. Man soll ihre Namen nicht unnütz

im Munde führen. Ein junger reicher Ritter in Rom hatte sich mit einem Weib vermählt und trug von ihr den Trauring *(annulus sponsalitus)*. Als er aber auf einem öffentlichen Platze Ball spielte, wurde ihm der Ring unbequem; er suchte ihn abzulegen, um ihn nicht zu verlieren — und er steckte den Ring der Bildsäule einer Venus, die am Platze stand, an (mit schönen Worten, als ob er sich ihr vermählte). Als er aber nach Ende des Spieles seinen Ring wiedernehmen wollte, fand er den Finger gekrümmt und er konnte ihn ihr nicht abnehmen. Im Augenblick verschwieg er den Umstand den Anderen, kehrte aber bei Nacht allein zur Bildsäule zurück, wo er aber den Ring nicht mehr fand. Heimkehrend verschwieg er seinen Verlust der Gattin, aber er konnte sich mit ihr nicht vereinigen, denn ein dicker Nebel lagerte sich zwischen ihm und der Gattin, die er nicht berühren noch umarmen konnte. Danach hörte er eine Stimme, die sprach: „Zu mir komme, Du hast Dich heute mir verlobt. Ich bin Venus, der Du den Ring angesteckt hast; ich werde ihn auch nicht wiedergeben.“ So geschah es jede Nacht. Endlich klagte es die Tochter den Eltern. Nach langer Berathung zog man einen Priester Palumbus ins Geheimniss, der, obschon ein Priester, ein magischen und teuflischen Künsten ergebener Mann war. Erst gegen vieles Geld entschloss er sich, zu helfen. Er sprach zu dem Jüngling: Du musst um Mitternacht am Wege, wo die Strassen kreuzen, Dich hinstellen und völlig schweigen. Dann wird ein sonderbarer Zug von Gestalten kommen, unter ihnen auf einem Wagen ein über Alle hervorragender Mann, dem gieb den Brief. Der Jüngling that es. Er sah ein Weib in lockeren Gewändern, ihr Haar lang herabwallend, das Haupt mit goldenem Diadem geschmückt. Zuletzt stand auf dem Wagen ein reich geschmückter Mann, der mit blitzenden Augen

auf den Jüngling sah, als er den Brief nahm und durch das Siegel gezwungen ihn dem Weib sandte, welche, wenn auch unwillig, den Ring herausgab. Der Mann aber rief aus, in die Höhe die Augen richtend: Allmächtiger Gott, wie lange wirst Du die Bosheit dieses Palumbus dulden? Dieser ward von dem Geschrei erschreckt und tödtete sich selbst, seine eigenen Glieder freiwillig verstümmelnd.

Diese Erzählung ist nach vielen Seiten interessant. Der Jüngling soll von der Venus gefangen werden, wie Tannhäuser im Venusberg ist. Der nächtliche Zug am Kreuzwege gleicht dem des wilden Jägers — der mit Herodias satanisch einherfährt — aber noch im herrlich geschmückten Kleid. Palumbus hat seinen Namen von *palumbes* die Taube, welche der Venus gewidmet war. Palumbus war darum ein böser Mann, weil er beide, Gott und Satan, verrieth. Als die Verrätherei offenbar ward, nahm er sich das Leben wie Judas. Der Satan, der in Königsgestalt einherfärt, muss gehorchen, weil der Brief von dem Palumbus mit den Zeichen geweiht war, denen er folgen muss, obschon ein Satan. Die Worte, worin er Gott anruft gegen den Verräther -- obschon es keine satanische Angelegenheit war, sind sehr merkwürdig. Es erinnert an die merkwürdige Teufelslehre, die sich auch im Leben der Maria von Antiochien kund thut (Act. Sanct. 29. Mai p. 406), wo ein Arthenius einen Bund mit Satan hatte und Christum abschwor. Da sprach auch der Satan, seine Stimme erhebend: O Christus Jesus, sieh, der einst dein war, Arthenius, hat dich durch diese Schrift verflucht; ich bin nicht der Urheber des Faktums, sondern er verlangte es durch viele Bitten und schrieb die Aussage seiner Abschwörung freiwillig nieder *(oporte)* und übergab sie mir, damit Du mir später die Sache Jenes nicht anrechnest.

Die Sage, welche in nordischen Erzählungen von der Halbgöttin Thorgerd erzählt wird, deren Bildsäule mit einer anderen Göttin Irpa neben Thor in einem norwegischen Tempel stand. ist offenbar von derselben Gattung. Thorgerd hat einen Ring um den Arm, den sie aber erst bekommen hat. Der Mann, der ihn wieder nehmen will, dem hat er gehört und er muss ihn wieder haben, weil er ihn schon einer Andern gewidmet hat. Darum bot er ihr viel Geld, kniete nieder, vergoss Thränen, bis sie den Ring losliess. Er war kein Räuber, denn er gab Geld; aus Leichtsinn hatte er ihn dem Bilde angehängt – aus Treue will er ihn wieder haben.

In der christlichen Ueberlieferung ist diese heidnische Erzählung in eine christliche umgewandelt worden. Der Jüngling hat an seiner Hand den Ring, den ihm eine Geliebte geschenkt hat. Beim Ballspiel steckt er, um ihn zu schonen, in einer nahen Kirche ihn der Hand eines Marienbildes an, kniet dabei nieder und spricht: Du bist doch die schönste von Allen, auch vor jener, die mir den Ring gab. Ich entsage jener und will dir immer voll Liebe dienen. Er steckt ihr dann auf den Finger, den sie grade hält, den Ring, worauf sie den Finger beugt und den Ring festhält. Er erzählt dies den Freunden, die das ernst nehmen und ihn zum Dienst der Maria veranlassen wollen. Ihm fällt das nicht ein, sondern er schreitet zur Ehe. Da erscheint ihm Maria in der Nacht und klagt ihn der Untreue an. Zuerst hält er es für eine Einbildung, aber sie erschien wieder, ihm arge Strafen dräuend. Da erschrickt er, lässt sein Weib im Stich und geht als Mönch in die Einöde.

Man muss sagen, dass die Umwandlung nicht sehr glücklich ist. Allerdings handelt es sich hier um eine Geliebte, nicht um eine Gattin, aber ein Gelübde war es doch, das er

gethan hat. Der Venus konnte es nicht darauf ankommen, auch einen Ehemann zu verführen — aber Maria musste die Heuchelei seiner Liebeserklärung verstehen und ihn seiner Braut nicht abspenstig machen wollen — aber nicht genug; er hatte sich verheirathet — war denn das Weib, das er nahm, schuld daran, dass Maria ihn mit Drohungen aus dem Hause trieb und viel unmenschliche Eifersucht und Leidenschaft zeigte? Sie hätte ihn zur Treue ermahnen, und wegen seiner Untreue gegen Braut und Weib tadeln sollen. Auch die hl. Fides war sehr streng. Die Frau eines gewissen Austrinus hatte ihren Trauring an die Heilige vermacht, ihr Mann heirathete noch einmal und schenkte den Ring seiner Frau, jenes Testamentes nicht achtend, der zweiten Gattin Avigerna. Da schwoll aber deren Finger mit ungeheurem Schmerz. Der Ring konnte nicht abgezogen werden, bis nach langer Busse die Heilige sich erbitten liess und der Ring plötzlich vom Finger fiel und sie gesund ward. (Act. Sanctorum, 6. Oktober p. 310.)

Die Mutter des hl. Robert, der das Cisternienser Kloster gegründet hat, soll geträumt haben, Maria erschien mit einem Ring, sich ihrem Sohn zu vermählen, deshalb hatte er sich ihr gewidmet und den Orden gegründet.

Man bewahrte in Rom sorgsam den legendenhaften Trauring der hl. Anna, der Mutter Maria's — aber in Peyrous einen Ring aus Amethyst, welcher der Trauring Maria's selbst gewesen sein soll. Von diesem hat ein frommer Mann, Joh. B. Launis, ein ganzes Buch geschrieben. Ein Juwelier Reine will ihn entdeckt haben in Papst Gregor des Fünften Zeit. Zwölf Jahre nach ihm starb sein Sohn und dieser stand aus dem Sarge wieder auf, den Vater auf Geheiss Maria's zu tadeln, dass er dem Ringe nicht mehr Ehre erwies. Da haben die Glocken von selbst geläutet, Wunder geschahen und zumal

den Frauen soll er bei schwerer Geburt hilfreich gewesen sein. Nun steckt er unbekannt in irgend einem Benediktinerkloster.

Schon der Apostel verglich die Liebe, welche die Männer zu den Frauen haben sollen, mit der Liebe, welche Christus hatte gegen die Gemeinde, für die er sich selbst hingegeben hat.

Auch bei den Juden war die Ehe ein Bild der Gesetzgebung. Gott hiess der Bräutigam – Israel war die Braut — Moses der Brautführer. In der christlichen Sitte gilt von der Hingabe an die Kirche das Bild der Verlobung und Ehe unter den Menschen.

Die Frauen, die sich Christus widmeten, sahen sich als seine Bräute an. Schon bei Ambrosius sagt die hl. Agnes: Er (der Herr) verlobte sich mir durch den Ring des Glaubens.

Offenbar ist die Legende von der heiligen Osanna wie die Beschreibung eines geistlichen Bildes. Das Kind auf den Armen Maria's steckt auf die Fürbitte der Mutter den Ring an den Finger der Heiligen; Catharina die Märtyrerin und Catharina von Siena waren die Zeugen. (Act. Sanct. zum 18. Juni p. 698.)

Die heilige Rosa will den Ring, den sie vom Gatten erhalten, zum Zeichen der Verlobung mit Christo erheben; als sie stirbt, kommt er in die Hände eines Quästors *(gundi salvus)*, der dadurch ungewöhnlich bewegt und entzückt war. (Act. Sanct. zum 26. August p. 928, 929.)

Die hl. Maria Magdalena von Pazzi fleht Jesus um den Verlobungsring an: O Jesus, deine Hände sind geschmückt und voll von Ringen *(plena annulis)*, um deine Verlobten anzunehmen. Sie stellt diese Bitte am Tage der Märtyrerin von Siena an und sie wird ihr erfüllt. (Act. Sanct. zum 25. Mai p. 695.)

Es ist daher der Ring das Symbol vieler Heiligen geworden, so der hl. Ursula, Godeberta (sie hält ein Buch und einen Ring), man giebt der Königin Johanna Valois von Frankreich das Attribut, dass das Jesuskind ihr einen Ring an die Hand steckte. Auch die hl. Pacifica hält ein Buch und einen Ring. Den Heiligen, Sebald und Romuald wird ein Ring zugeschrieben, desgleichen dem hl. Amandus und Amatus (wohl auch ihrer Namen wegen). Der hl. Oswald erscheint mit einem Raben, der einen Ring im Munde hält. Man erklärt es, als ob der Heilige einen Raben mit dem Ringe an seine Braut gesandt habe.

Sonst kommen mehrfach Sagen von Raben vor, die Ringe entwendet und dadurch Verdacht auf Menschen gerichtet haben. Bekannt ist dies aus einem Wort der Familiensage der Herren von Trotha in Merseburg.

Auf dem Hause der Pirnaischen Gasse Nr. 180 in Dresden sieht man noch einen goldenen Raben, der einen Ring trägt. Das Volk erzählt, dass um des Diebstahls willen ein Unschuldiger gerichtet sei.

Eine diebische Elster hat dagegen einen braven Mann glücklich gemacht, als er den Ring fand, den sie gestohlen und in ihrem Neste verborgen hatte. Der gute Küster suchte seine Perrücke und fand den mit Edelsteinen besetzten Ring. (Sippurim 1, 182.)

Viel trauriger ist die Geschichte des treuen Juden, der eine wichtige Botschaft des Edelmannes übernahm und zur Beglaubigung seinen Ring empfing. Um dessentwillen beschuldigte man ihn des Diebstahls und ehe die Wahrheit an den Tag kam, tödtete das fanatische Volk den Juden in seiner Stadt. So ging die Sage, die aus Thränen geboren ist.

Zu der Ordination des Bischofes gehörte auch die Ver-

leihung des Ringes, von der schon im vierten Jahrhundert eine Kirchenlehre sagt: „Der Bischof (Pontifex) trägt den Ring, damit er wisse, dass er der Gemahl seiner Kirche sei und dass er für sie nach dem Beispiel Christi sein Leben lasse, wenn es sein muss und dass er sie siegle, die Geheimnisse der Schrift, für die Ungläubigen, und bewahre die Geheimnisse der Kirche."

Papst Gregor IV. macht nun die merkwürdige Bemerkung (er wurde 827 Papst), „die Ringe dürfen nicht getragen werden an der linken Hand und darf man keine Rücksicht nehmen auf die heidnische Meinung von der Herzader, die in den ersten Finger der linken Hand laufen soll," sondern immer an der Rechten, an der mehr Würdigen, weil sie es ist, womit die heiligen Segnungen ausgetheilt werden. Darum muss man bei der Weihung sei es des Papstes, sei es der anderen Bischöfe, den Ring an der rechten Hand sehen."

Man kann nicht bestimmen, dass der Ring an die rechte Hand gekommen sei, ihrer grösseren Würdigkeit wegen; die Hände sind wohl gleich würdig, wenn auch der Dichter Sadi die Meinung der Päpste hat. In Persien steckte man den Siegelring an die linke Hand. Ein Grosser wurde gefragt, warum man das bei dem grossen Verdienst, welchen die rechte Hand hatte, thäte. Er antwortete: „Weisst du nicht, dass immer die verdienstvollen Leute zurückgesetzt werden?"

Die Griechen waren gegen den Ringschmuck der Lateinischen Bischöfe, als ob diese wie Frauen Ringe trügen; die Lateiner wollten aber durch den Ring an der rechten Hand das Symbol der fleischlichen Liebe davon entfernen und ebenso die Herrschaft, welche ursprünglich der Ring bedeutete, wieder hervorkehren. Sie nahmen Ring und Stab zum Zeichen der episkopalen und pontificalen Obrigkeiten. Es heisst daher im

Codex über die Pflicht der Bischöfe: „Während die Bischöfe geweiht werden, mögen ihnen die Stäbe gegeben werden, damit sie ihrem Urtheil das Volk unterwerfen und sowohl regieren und bessern als auch die Schwachheiten der Schwachen tragen. Es werden ihnen die Ringe gegeben, wegen des Zeichens der pontificalen Ehre oder als Siegel der Geheimnisse."

Es ist der Bischofsring — allerdings ein Trauring mit der Kirche — aber nicht solcher, wie der Ringwechsel darstellt, sondern vor allen als Siegelring der herrschenden Macht. So trägt auch der Papst den Fischerring. Es ist nur der Siegelring der ehelichen Macht über die Kirche. Sein Name leitet sich vom Bilde Petri, des Fischers, der darinnen ist.

Das Tragen des Ringes an der rechten Hand als Siegelring hatte allerdings sein Vorbild im alten Testamente. Wenn, ruft der Prophet Jeremia (22, 24) aus, Chanjahu, der Sohn Jehojakims, König von Juda, wie ein Siegelring in meiner Rechten Hand wäre, so würde ich ihn doch abreissen.

Der Siegelring war ja ohnedies das Zeichen der königlichen Macht. Die Edikte des Persischen Königs bekamen dadurch ein unwiderrufliches Ansehen. Das Schreiben, welches Haman aussandte, um die Juden tödten zu lassen, konnte nicht widerrufen werden, weil der König ihm dazu seinen Siegelring gegeben hatte, und musste es durch andere Mittel unschädlich gemacht werden. Von Alexander dem Grossen wird erzählt, dass er die Edikte, die er nach Europa sandte, mit dem alten Siegel versah, die Asiatischen aber mit dem Königssiegel des Darius.

Als er starb, übergab er seinen Siegelring dem Perdiccas, aber nicht zum Herrschen, sondern zum Verwalten. Ein

alter Ausleger theilt die Meinungen über das Bild mit, welches auf dem Siegel war. Einige sagten, das Königsbild überhaupt, einige das der Lyra, einige des Rosses, durch welches Darius König ward.

Ein Königsbild ist gewiss darauf gewesen. Der Aberglaube ist wie der Staub. Er legt sich auf alles. Die Sonnenstrahlen machen hell, der Staub lässt erblinden. So sind Glaube und Aberglaube. Der Missbrauch gleicht dem Rost --; was sonst Glanz und Schneide hatte, machte er stumpf und schartig. Der Aberglaube ist der Missbrauch des Glaubens. Der Siegelring schmückt die Kunst auch mit heiligem Bild — aber der Aberglaube hat seine eitlen Träume auch auf den Ring ausgedehnt.

Unter Daktyliomantie verstand man die abergläubische Weissagung, die man mit Bildern des Siegelringes trieb.

Im Leben des Apollonius von Tyana wird berichtet, dass der Indier Jarchas demselben sieben Ringe gegeben habe, die den Namen der sieben Planeten führten, und dieser habe sie nach dem Namen der Tage abwechselnd getragen.

Man glaubte auch in späterer Zeit, dass es darauf ankomme, was für Sternbilder des Thierkreises man im Ringe hatte; von Widder, Löwe und Schütze waren angegeben, der Ring mache den Träger bei den Menschen angenehm; durch Zwillinge, Waage, Wassermann werden treue Freunde, gesetzgehorsame und friedsame Leute entstehen; Krebs, Skorpion und Fisch weisen auf Leichtfertigkeit und Neigung zur Liebe hin. Saturn mehrt die Kraft, Jupiter Glück und Ehre, Mars giebt Unbesiegtheit, die Sonne Reichthum, Venus Erfolg, wie der Mond. Alle Sternbilder haben Bedeutung. Die Drachenfigur macht fröhlich und reich; das Bild eines Esels geschwätzig; ein Frosch im Chrysolith treibt die Feinde zum

Frieden, die Freunde zum Streit. Das Bild eines Kamels zwingt die Geister, offenbart ein italienischer Schriftsteller.

Wir haben noch Ringe des Carpokrates, des eitlen Sektirers übrig, der dämonische Künste verstanden haben will, in welchen die Sternbilder sich befinden und an der Seite ein Hermes mit dem Stab gesehen wird. Dem Hermes schrieb man nun die Gabe solcher Ringe zu, so dass Lucian spöttisch sagt: „Ich wollte, dass Hermes mir Ringe gebe von solcher Kraft, dass ich immer am Leib gesund wäre, unverwundbar und unsichtbar, wie der Ring des Gyges macht. Der Tyrann der Phocenser, Exekestus, wie der gelehrte Clemens von Alexandria berichtet, hatte zwei dämonische Ringe getragen, die wenn sie einen Ton von sich gaben, die rechte oder unrechte Zeit zu einer That angaben — aber, sagt der Erzähler, der Besitzer der Ringe wurde durch List getödtet, und kein Ring muss es ihm verkündet haben. — Solches Zutrauen auf einen Ring wird von einem König in einer westphälischen Sage berichtet, der von ihm glaubte, dass das Wohl des Landes von ihm abhinge, und lieber seine Tochter hungern liess. — Gervasius von Tilbury erzählt von einem Ring, in dem ein Geist eingesperrt war und der dadurch Kraft besass, Pferde zu hemmen. Johann XXII. beklagt in einer Bulle die Zunahme der Zaubereisünden und der Dämonen, die in Ringe eingeschlossen seien, durch welche man die Zukunft erfahre. Dem Johann Carion antwortet der Geist, wenn er die Hand, an welcher er den Ring trug, an das Ohr hielt. – Ein Kanzler Hieronymus soll einen solchen Ring gehabt haben, der, als er ihn ins Feuer warf, aus zauberischem Grunde vom Dämon ergriffen und ihn wahnsinnig machte. Es zeugte schon von wirrem Geist, einen Ring ins Feuer geworfen zu haben. —

Von einem Fürsten wird berichtet, dass er für vieles

Geld einen Ring gekauft, wovon ihm der Verkäufer gesagt hat, dass er durch ihn immer Glück im Würfel- und Kartenspiel haben würde; aber das Gegentheil trat ein. Er verlor stets und aus Zorn liess er den Ring zerbrechen.

König Eduard III. von England hat einem Armen einen Ring geschenkt. Er bekam ihn wieder und er sah darin ein Zeichen seines baldigen Todes. In der That starb er bald.

Es sieht dem Kaiser Tiberius ähnlich, wenn es von ihm heisst, er habe seinen Siegelring krampfhaft bis zum letzten Augenblick in den Händen gehalten.

In den Sagen der sieben Meister ist die erste Erzählung „des Löwen Spur" überschrieben. Ein König will ein Weib verführen — aber sie wies ihn ab. Im Weggehen lässt er seinen Siegelring liegen (so erzählen alle Versionen ausser dem Hebräischen), daran erkennt der Gatte, dass der König bei ihr war und hat einen ungerechten, bald aufgelösten Verdacht gegen das Weib.

Dass der Siegelring dieselbe Bedeutung in Indien hatte, bezeugt namentlich die Geschichte Kunala's, des Sohnes Azoka's. Er war nach Takchazila gesandt worden, dort die Regierung zu führen. Seine Stiefmutter, die ihm zürnt, weil er ihre Liebesanträge zurückgewiesen, erbittet sich von ihrem Gatten die Herrschaft auf eine Woche; dadurch hat sie seinen Siegelring in ihrer Gewalt. Damit versiegelte sie einen Erlass, durch welchen der Befehl nach Takchazila gesandt wurde, den Kunala zu blenden. Die Behörden sind erschrocken, aber die Macht des Siegelringes verlangt Gehorsam.

Das wahre königliche Siegel soll im Reiche des Azoka durch den Abdruck der eigenen Zähne des Königs hervorgebracht werden, so dass die Königin ihrem Gemahl während er schlief einen Abdruck seiner Zähne gestohlen hatte. —

Der türkische Sultan soll darum noch vorsichtiger sein und vier Herrschaftssiegel haben, von denen drei an die höchsten Beamten gegeben werden, einer aber ihm allein zusteht. —

Der Papst mit seinem Siegel hat aber noch ein höheres mystisches Vorbild.

Im Propheten Haggai (2. 24) heisst es von Serubabel: „Ich will dich, wie einen Siegelring halten (Chotam), denn ich habe dich erwählt, spricht der Herr Zebaoth.“ Serubabel ist ein Typus Christi.

Ein wunderliches Abbild findet sich in der talmudischen und arabischen Legende von Salomo. Dieser beherrschte den Asmodai, den bösen Geist, und die anderen Dämonen schienen durch seinen Siegelring, in welchem der Name Gottes eingegraben war, gebannt. Durch List bekam Asmodai diesen Ring, als ihn einmal der König im heimlichen Gemach abgelegt und liegen gelassen, in seine Hand — und Salomo musste in die Verbannung; der falsche König regierte, bis Salomo den Ring wieder erhielt. Es sind tiefsinnige Ideen darinnen, von dem nicht Salomonischen und nicht christlichen Geist, der zuweilen vom echten Kleid umhüllt mit der Kraft der Herrschaft des Siegelrings wie Asmodai verfährt. Das bleiche Verderben Lucifers siegelt dann mit dem Namen der heiligsten Autorität.

Auch in den Märchen von tausend und eine Nacht kommen Sagen vor, von bösen Geistern, die in Flaschen eingekerkert sind und drin durch Salomons Siegel gehalten werden.

In dem Märchen vom Maruf wird ein goldner Ring gefunden, auf dem mystische Namen und Talismane angegeben waren.

Als man darauf drückt, lässt sich eine Stimme hören: „Ich bin ein Geist und Sklave dieses Ringes und der mäch-

tigen Namen, die darauf eingegraben sind. Ich bin im Dienste des Besitzers dieses Ringes und vollziehe seine Befehle.“ Maruf wird durch seine Hilfe nach manchem Abenteuer ein König.

Von den Bildern, welche Christen in ihren Ringen tragen sollen, sagt Clemens von Alexandrien: Uns geziemt eine Taube (das Bild des heiligen Geistes), ein Fisch (das Bild Jesu Christi), ein Schiff im Sturm (die Kirche), eine Lyra, wie sie Polykrates gebrauchte (aber nicht im Sinne dessen, sondern als Symbol des Psalms), ein Anker, wie ihn Seleucus im Siegel hatte (aber nicht nach seiner Idee, sondern als Symbol der Hoffnung), und wenn Einer am Meere zu thun hat, so gedenke er des Apostels und seiner Genossen, die aus dem Meere gezogen wurden. — Er mahnt aber ab von Götzenbildern, auf die man nicht einmal achten soll, von einem Schwert oder Bogen (als solche, die dem Frieden nachjagen), von Bechern (als solche, die mässig oder nüchtern sind). Auch soll man keine üppigen Bilder von Freundinnen darunter haben.

In der That findet man unter den Ringen, welche aus dem Alterthum stammen, mehrfach abgebildet Fisch, Taube, Schiff, Anker, Leier (wenn auch selten) — aber auch das Monogramm Christi, die Buchstaben AO, den guten Hirten, das Lamm, die Palme, den Phönix (das ist der Pfau), Löwe (von Juda), Jesum Christum, das Opfer Abrahams (als Vorbild der Kreuzigung), die Geburt Christi, Auferweckung des Lazarus und die Bilder von Heiligen, namentlich von Petrus und Paulus, die auch auf Papstsiegeln zusammen erscheinen.

Papst Innocenz III., wie auch die Meinung von Durant ist, hatte untersagt, dass die Ringe der Bischöfe keine fazettirte oder geschnittene Steine haben sollen. Die Idee ist offenbar, dass an ihren Ringen nichts Subjektives und Ungleiches, sondern

nur das objektive Recht des Kirchenregiments ausgedrückt sein soll.

Viele Sagen hängen an Verlobungsringen, weit sind sie ausgedehnt, Poesien aller Völker hängen daran.

Der alte griechische Meergott Neptunus war eigentlich, wie man deutet, ein Nuptunus; in der That verhüllt er sich, wie die Braut vom Schleier verhüllt wird. Das Fest, an welchem die Sabinerinnen von den Römern geraubt wurden, hiess die Conjugalien oder vielmehr Consugalien, das Fest der Eheschliessung. Mit dem Meere wollten sich die Völker verbünden, um Frieden zu haben.

Das Meer ist in seiner Stille gewiss das herrliche Bild einer Gattin — so tief, so wallend, so gesprächig — und stürmen kann es auch. Und aus dem weissen Schaum des Meeres ist Aphrodite, die Göttin der Liebe, geboren.

Und der Einwohner des Meeres ist der Fisch. Und der Liebesgott führt bei den Indern den Fisch in der Fahne.

Der Fisch vermittelt daher die geschlossene oder die verworfene Ehe. Er ist der Träger des Verlobungsringes.

Auch in dem schönen indischen Epos Sakuntala. Mit einem König vermählt, wird sie von ihm, der heimgekehrt, vergessen. Es war dies die Strafe dafür, dass sie einen heiligen Pilger nicht mit der gebührenden Ehrfurcht empfangen — und solche Heilige sind sehr empfindlich; nach vielen Bitten spricht er:

„Dessen, was die Lippe sprach,
Kann mich nichts entbinden,
Doch erblickt der Gatte ihren Ring,
Wird der Zauber schwinden.“

Es war aber der Sakuntala ihr Ring in das Meer gefallen. Natürlich bleibt sie dem König entfremdet; da findet

ein Fischer den Ring in einem Karpfen. Als er ihn verkaufen will, wird er angehalten und zum König gebracht, der, als er ihn sieht, sich seiner Frau erinnert.

Es muss dabei hervorgehoben werden, dass der Ring eben verbindet, der Fluch des Pilgers aber darin besteht, dass sie ihn verliert und das Wiederfinden wird durch den Fisch vermittelt, der das Symbol der Liebe ist.

Minos, der König von Kreta, und Theseus von Athen streiten sich über ihre Herkunft von Neptun, dem Meergott, denn beides waren Seestaaten. Minos schmäht den Theseus. Es soll die Probe angestellt werden. Er solle seinen Siegelring ins Wasser werfen; käme er wieder durch Theseus herauf, so wolle er glauben, dass er ein Sohn Neptuns sei. Aber Theseus brachte ihn herauf. Das Meer hat die Verbindung angenommen. Amphitrite beschenkte ihn ausserdem mit einem Kranz (cf. Pausan. 1. 17).

Hier war kein Fisch der Vermittler.

Dies war aber bei Polykrates von Samos der Fall. Der glückliche König wird um seines Glückes wegen von Amasis, dem Aegypter, gewarnt. Dass Polykrates den Ring ins Meer wirft, bedeutet nicht, dass er einen Verlust erleiden will, sondern er stellt im erneuten Hochmuth einen Bund, indem er sich dem Meer als dauernder Freund verloben will, und das Meer weist ihn zurück. Es ist ein Missverständniss, dass Schiller den Amasis von Polykrates fliehen lässt, weil er eben vor dem Glück, das ihm sogar den Ring zurückbringt, Grauen empfindet; Amasis müsste vielmehr von ihm erschrocken weichen, dass das Meer die angetragene Ehe nicht mehr will. Und die Katastrophe kam.

Diesen Sinn hatte auch die ehemals berühmte Ceremonie, in welcher der Doge auf dem Bucentore hinausfuhr, um unter

dem Gebet der Geistlichkeit einen Ring in das Meer zu werfen, als Zeichen der Vermählung mit dem Meere. Ein Fisch brachte ihn nicht zurück — der Venetianer rechnete auch nicht darauf, denn der hineingeworfene Ring war von geringem Werth — aber ein Haifisch brachte ihn zurück (Napoleon). Venedig hörte auf, eine Republik und Meerbraut zu sein.

Dieser Brauch hing mit der Legende zusammen, dass ein Fisch den Ring des heiligen Marcus, nachdem er das Martyrium erlitten, heraufgeholt hatte.

Es geht auch die Sage von einem Fischer, welcher einst in finsterer Nacht aus Lebensgefahren drei Reisende gefahren und aus dem Meer gerettet hat. Es waren der heilige Nicolaus, Georgius und Marcus. Marcus gab ihm seinen Ring, als der Fischer diesen der Regierung zeigte, wurde er glänzend empfangen und erhielt einen jährlichen Gehalt.

Gewiss sind es also uralte Anklänge, die sich in der Verbindung von Ring und Fisch offenbaren. Bis in die indische Welt reichen sie zurück. Ein Fürst von Lothringen warf seinen Ring in die Mosel, er meinte damit für seine Sünden Versöhnung gefunden zu haben, wenn der Ring wieder gefunden würde. Es war ein demüthiger Mann. Er hielt die Vergebung so unwahrscheinlich, wie die Wiederauffindung des Ringes. Es ging ihm in seiner Demuth tiefer durch's Herz wie bei dem Richten des Papstes über Tannhäuser. Da wird ihm ein Fisch gebracht und er dankt Gott, legte sein Bisthum nieder und geht in die Einöde. Wir können eben nicht alle Ringe haben und nicht auf ihre Wiederkehr aus den Strömen warten. Wir warten auf besseres und sicheres. Es ist derselbe, den Bilder darstellen mit einem Fisch, der den Ring im Maul hält. Attilanus, Bischof von Zamora, ging, um seine Sünde zu büssen, auf die Pilgerfahrt. Bei einem Tempel des

h. Laurentius wirft er einen Ring in den Fluss, denkend, dass es ein Zeichen der Vergebung sein werde. wenn er den Ring wiedererhalte.

Er kommt nun auf seiner Wanderung in ein Fischerhaus; die wollen ihn bewirthen und geben ihm einen Fisch, den er zubereiten soll. Als er das that, findet er den Ring. In demselben Augenblick fangen alle Glocken auf einmal an zu läuten. Alles läuft zusammen; endlich finden sie einen armselig aussehenden Mann, und es kommt Alles in Frieden an den Tag.

Bilder stellen S. Leu, den Bischof von Sens dar, wie er seinen Ring wegwirft oder ihn wiederempfängt. Er war weggegangen aus seinem Bisthum und hatte seinen Bischofsring in den Wassergraben geworfen und gesagt, er werde nicht wiederkehren, bis man ihn wiedergebracht habe. Es geschah so; der Ring wurde in einem Fisch gefunden und er kehrte zurück.

Was hier in Freude sich wandelt, wird anderswo zum Gericht. Die Gnade ist ebenso wunderbar wie die Strafe. Es erfüllt sich das Unwahrscheinliche sowohl in der Liebe wie im Gericht.

Das lehrt der Hochmuth des Reichthums, der oft gar nicht glaubt, dass Gott sich nicht spotten lässt.

In den Niederlanden war einmal eine Stadt Stavoren. Sie war reich aber ruchlos. Was ihnen zustiess, gehört in eine Zeit, wo man von Amsterdam noch nicht sprach und Rotterdam noch klein, aber die Sünde war noch älter. Eine Jungfrau lebte darin; unermesslich reich und übermüthig, befahl sie, man solle ihr das Beste bringen, was auf Erden ist. Ihr Schiffsmeister brachte ihr herrlichen, goldgelben Weizen. Sie aber verachtete das und liess die Ladung ins Meer werfen. Da sagte ihr der brave Schiffsmeister, dass dies sündig sei

und Gott werde solches nicht ungestraft lassen, und sie werde selbst einmal Noth leiden. Da lachte sie gellend auf, warf einen Ring in das Meer und sprach: So wenig meine Augen diesen Ring wiedersehen werden, so wenig hoffe ich Armuth zu sehen.

Und es geschah doch. Den Ring brachte ein Schellfisch, den sie kaufte, wieder, und ihr Reichthum versank, sie starb in Verzweiflung, die Stadt ging unter.

In der Kolberger Haide an der Ostsee lag vor Zeiten ein Vorvillenhof, wo eine Frau von Verwiller lebte. Sie handelte ähnlich wie das reiche Mädchen in Stavoren. Hier brachte ein Dorsch den Ring zurück. Sie wurde arm und gedemüthigt.

Was von der Frau von Stavoren erzählt wird, berichten andere von Hartingen. An der Stelle, wo sie den Weizen ins Meer schütten liess, da wachse er noch fort bis heute. Es ist auch da ein Schellfisch.

Es giebt Sagen, in welchen der Schellfisch für Schelmfisch gedeutet wird. Es ist gleichsam der böse Geist, der ihr den Ring wiederbringt, wie Satan; es ist tief genug, dass der nordische Loki als Satan auch in einen Fisch sich verwandelt — er, der gern alle Formen annimmt, in denen sein Gegentheil (Christus, die Liebe) sich offenbart. In anderer Form stellt sich der Hochmuth in Süddeutschland dar. Es ist dort falsche, eigensinnige Energie.

Eine reiche Gräfin will in Unterfranken bauen und einen Berg durchgraben, die Leute unterliegen der Arbeit und bitten, davon abzustehen, da warf sie einen Diamantenring in die Fluth und sprach: so gewiss dieser Ring nicht mehr in meine Hände kommt, so sicher wird der Berg durchgraben werden; wo nicht, versinke meine Burg.

Und am zweiten Abend war grosse Tafel; ein Fisch ward aufgetragen und darinnen war der Ring. Zugleich verhüllte sich der Himmel und unter Donner und Blitz versank um Mitternacht die Burg in die Fluth. Steinhaufen verrathen noch ihre Stätte. (Panzer 2. 194. Von Baader ist die Sage anders erzählt.)

So hochmüthig war das reiche Weib in der Nähe von Gastein. „Reich bin ich und reich werde ich bleiben“, sprach sie und warf einen Ring hinab in die brausende Ache, die durch die Felsschlucht strömt. „So wenig der Ring wiederkommt, werde ich arm werden.“ Aber es dauerte nicht lange, so brachte eine Forelle den Ring herauf. Man fing und zerschnitt den Fisch und fand ihn. Elend und Untergang folgten nach.

Wir erinnern hier noch einmal an die Sage von Salomo, wie sie die Jüdischen Traditionen enthalten. Salomo habe den Asmodai, nehmlich den Geist des Widerspruchs und der Lüge, den Satan mit dem Ringe gebunden, der den Namen Gottes trüge. Er liess ihn durch Unbesonnenheit in die Hände desselben kommen. Der wurde dadurch frei und warf den Ring ins Meer; Salomo aber verlor sein Königreich und wanderte in die Wüste. Damals sprach er: Ich war König in Jerusalem, da wurde er Küchenmeister in eines Königs Haus. Dort wurde ein Fisch gebracht. Man öffnet ihn und der Ring, damit auch seine Herrlichkeit und seine Macht war wieder da.

Offenbar ist diese Tradition die bedeutungsvollere unter denen, mit welchen sie sonst verglichen ist. In keiner von diesen kommt ein Ring vor. Der Ring mit dem Namen bezeugt eben die wahre Kraft, die ein König besitzt; wenn er sie, das ist den göttlichen Stempel, leicht verworfen hat,

bringt sie ihm nur die göttliche Gnade wieder, wenn er Busse gethan.

Ringe sind auch seltsame Erinnerungen an solche Gerichte, durch welche Uebermuth gedämpft ist. Die Sintfluth ist das Beispiel geworden für viele Katastrophen, die über den Trotz hereinbrachen. Naturwissenschaftliche Meinungen über verschwundene Wasserfluthen mischen sich damit. Das Rheinthal soll einmal Wasser gewesen sein, Schiffe seien dort gefahren, wo heut die herrlichen Gaue sind. Alte Leute haben von ihren Altvorderen gehört, dass man noch starke Eisenringe gesehen haben will, an welchen einst die Schiffstaue befestigt waren. Es wurde darüber selbst einmal gerichtlich verhandelt und Zeugen vernommen. (Stöber, Oberrhein. Sagenbuch p. 43, 44.)

In anderer Form wird erzählt, dass Seeräuber auf dem Thurmberg bei Durlach gehaust haben, während Alles noch Wasser war, und hatten die Schiffe beraubt, bis der Kaiser ihr Schloss erstürmen und zerstören liess. Die Eisenringe, an welchen sie die Schiffe gebunden, hangen noch an dem Berge (Bader Volkssagen p. 197; cfr. Laistner, Nebelsagen, p. 305).

Bei der untergegangenen Wettenburg ist ein Felsen, worin ein grosser Ring abgedrückt ist. Auf diesen Ring legte einst ein Kaiser sein Messer und schlief ein. Beim Erwachen sah er weder Felsen noch Messer. Nach sieben Jahren fand er Beides wieder.

Am Werthheimer Bergschloss hängen noch heute Ringe an den Thoren; er heisst daher der Ringelthurm. Ein Graf habe geprahlt, dass er sie an die Burg gehängt, damit man komme, damit die Veste zu schleifen. Zehn eiserne Ringe waren es. Nun, das Schloss wurde zerstört.

In Zittau zeigt man zwei Ringe im Steinpflaster, etwa hundert Schritt vom Frauenkirchhof. Sie bezeichnen die Stelle, wo zwei Brüder um ein Weib gekämpft und Einer den Andern getödtet hat. Was verbunden sein sollte, zerstörte die Brüderschaft.

Darum hatten die Sachsen einen seltsamen Brauch gehabt. Sie hatten einen Stab, an dem sich oben eine Hand befand, welche einen eisernen Ring hielt; der wurde von einem Hirten überall herumgetragen und angeredet: „Wach auf, Heuni, wache auf", was wohl eine Mahnung an Einigkeit war.

Man erzählt von einem Schwan, der auf dem See eines hohlen Berges sitzt und einen Ring im Schnabel hält. Wenn er diesen fallen liesse, ginge die Welt unter.

Aber der Schwan ist das Abbild der himmlischen Botschaft der Liebe. Der Ring bedeutet den Bund, den sie mit der Welt geschlossen hat. Er lässt ihn nicht fallen — denn die Liebe ist ohne Ende.

---

# Anhang.

Die vorhergehende Abhandlung ist bei Gelegenheit eines Vortrages im „Verein junger Kaufleute“ entstanden. Ich hatte für ähnliche Mittheilungen längst darüber zu sammeln begonnen.

Die Fülle der Nachrichten und Notizen, welche in der Geschichte und Sage der Völker über den Brauch des Ringes dargeboten wird, ist eine ungemeine. Ich habe sie bei weitem nicht erschöpft, wenn auch meine Sammlung aus weiten Gebieten entstanden ist. Ich hätte gern ein grösseres Buch darüber zu schreiben versucht — denn reiche und wunderbare Gedanken und Forschungen schliessen sich an den Ring, auch ohne die nicht minder reiche antiquarische Untersuchung über Kunst und Gewerbe, die sich mir überall offenbaret haben.

Ich bin auch nicht einmal im Stande gewesen, für all' die angegebenen Nachrichten den gelehrten Nachweis anzugeben, um nicht im Augenblick mehr Raum und Zeit in Anspruch zu nehmen, als ich durfte.

Man wird leicht ersehen, dass eine reiche Literatur durchgesehen und eine seltene und bisher nirgends gemusterte aufgeboten worden ist.

Dass es mir gerade in diesem Jahre eine reizende Aufgabe war, vom Ring zu handeln, wird ja denen natürlich erscheinen, die die letzte Episode meines Lebens kannten.

Die Musse, wenn auch immer eng durch meinen sonstigen lieben Beruf, war doch niemals stiller und geschwächter als jetzt. Es umringte mich nicht mehr öde Einsamkeit, sondern eine schöne Verbundenheit begleitete die Studien in Freude und Frieden.

Vom Namen des Ringes habe ich in diesen Blättern nicht handeln können. Einiges mag hier angefügt werden. Er ist bei den meisten Völkern entweder vom Finger oder von der Rundung genannt. Der Siegelring zumal auch vom Akte des Siegelns selbst.

Das Sanskritische *anguliya* oder *anguripa* stammt von *angulis* oder *anguri*, Finger, ganz ebenso wie das griechische *dactylios* von *dactylos* (Finger), das deutsche „Fingerlin" von Finger, und ebenso das slavische *perstan*, wie das keltische *fainne* ähnlich zu deuten sind. Wenn Plinius einen alten lateinischen Ausdruck für Finger *ungulus* erwähnt, so hat zwar Saglio (Dict. des antiques 1. 295) damit das griechische *onychion* verglichen — aber ich meine, dass es mit dem Sanskrit *anguliya*, *angulis* zusammenhängt und dass man dies *ungula* in falscher Ableitung von *unguis* und *ungula* griechisch in *onychion* erst übersetzt hat, weil das letztere keinen Zusammenhang mit der Bedeutung Ring gewährt und das Wort in der Bedeutung Ring auch dem klassischen Alterthum nicht angehört. Dass *nicolino* und *onice* noch heute italienisch vorhanden sind, ist richtig, aber doch für den *onyx* nur, welcher der Edelstein heisst.

Dagegen hat das deutsche Ring, Ringel wie Kringel seine Bedeutung vom Kreis und ist mit Einschiebung des *r* dasselbe

wie das griechische *Krikos* und *Kirkos*, wie sich *circus* und Kreis verhalten. Das Wort des Cirkels, nämlich *circulus*, verhält sich zu *circus* wie *annulus* zu *annus*, Jahr.

*Annus*, das Jahr, ist auch eine Wiederkehr, ein Kreis, wie das griechische *anos* und das hebräische *schana*, wo die Bedeutung der Wiederholung noch deutlich heraustritt. Von *annulus* kommen die romanischen Abbildungen *anneau* und *anello*. Wenn heute vielfach statt *annulus* geschrieben wird *anulus*, so ändert das die Ableitung von *annus*, Jahr, nicht, da ein einfaches n auch im griechischen *enos* sich findet.

Das französische *bague* leitet Diez mit Unrecht von *bucca*, Perle, ab; es gehört vielmehr in die germanischen Sprachen, zu *agsbeag* und nordisch *baugr*; sie leiten sich vom alten *beugar*, beugen, sich krümmen ab.

Auch die Ohrringe haben zumeist von der Rundung ihren Namen, wie sanskrit *rundala* und hebr. *agul*.

Die Siegelringe haben im Hebräischen (Tebaat u. Chotam) von dem Eindrücken des auf dem Ringe befindlichen Bildes in den vorliegenden weichen Stoff (Wachs, Lack) den Namen. Von den Bildern auf diesen Ringen habe ich leider nicht genug in meiner Abhandlung bemerkt. Interessant ist, dass an den hebräischen Ringen nicht minder wie an den ägyptischen sich solche Bilder zeigen, die den Gedanken, aus welchem das Symbol des Ringes entstanden ist, selber tragen. War doch aus der Wiederkehr des Nils und der Sonne das Bild des Kreises geworden. Darum findet sich nicht blos die Katze, sondern auch der Löwe, das Bild der ägyptischen Sonne zumal darauf. Ein Ring trägt das Bild eines Auges, auch ein Sonnenbild. Einen historischen Werth haben die Siegelringe berühmter Männer aus dem Römischen Alterthum. Es charakterisirt Menschen und Zeiten, wenn man auf Siegeln von Sulla

das Bild des gefangenen Jugurtha, auf denen des Centulus Sura das von Scizia sah. Es ist verständlich, wie Pompejus einen Löwen abbilden liess, der ein Schwert trug; Augustus hatte verschiedene Symbole. Eine Sphinx war zuerst; Alexander der Grosse auf anderen; zuletzt siegelte er mit sich selbst, was Kaiser Hadrian ebenfalls that. Julius Cäsar hatte sehr bezeichnend auf seinem Siegel eine bewaffnete Venus.

Es muss anderer Zeit überlassen werden, von Siegeln und Siegelringen des Mittelalters zu sprechen.

Wir leben nicht gerade in der Zeit, die symbolischen Studien günstig ist. Aber der Ring wird darum immer grösser, dem alle Wissenschaft einfliesst. Sie hat dann die magische Kraft, die man wohl Ringen zuschrieb, dass sie Feinde, Staub und Wirrwarr unsichtbar machen können.

Die Magier älterer Zeiten hatten als Amulet zuweilen einen Ring, in welchem ein Dreieck eingeschlossen war.

Es war die Welt im Kreise der Liebe. Er wird nie durchbrochen werden.

---

# Die Symbolik des Schleiers.

## I.

Nubere heisst lateinisch sich verhüllen und vermählen.

Man sollte nicht meinen, dass Neptunus der Meergott vom Heirathen seinen Namen hat, aber Neptunus ist gleich Nuptunus: Das Meer ist wie eine Verhüllung; an Festtagen des Neptun, die man die Consualien nannte, aber eigentlich Conjugalien hiessen (von *conjugium*, die Ehe), raubten die frauenlosen alten Römer in der Urzeit Roms sich die Sabinerinnen zur Ehe. Auch der griechische Poseidon ist ein *posis*, nämlich ein Ehemann.

Einen Ehebund mit dem Meer sollte es bedeuten, wenn Polykrates den kostbaren Ring hinaus in die Wellen warf. Aber das Meer verschmähte den Ehebund und warf ihm den Ring zurück.

Auch der Doge von Venedig fuhr hinaus in die Lagunen, um sich mit einem Ringwurf die Ehe mit dem Meer zu sichern. Aber der Bund galt nicht für alle Zeit. Der Schleier verhüllt nicht mehr. Venedig ist wie eine trauernde Wittwe. Doch Nubere lehrt noch mehr. Es wird mit dem Dativ verbunden. Man verhüllt sich einem Andern. Man ist nur einem offenbar, dem man angehört, allen Andern ist das Weib

verhüllt. Der Schleier drückt die Zugehörigkeit zu dem Einen aus; er bedeutet die Weihe der Treue.

Man wird das Alter des schönen Brauches erkennen, wenn wir aus der heiligen Schrift erfahren, dass Rebekka auf ihrer Brautfahrt zu Isaak sich dann, als sie hörte, dass ihr Verlobter ihr entgegenkäme, verhüllt habe; sie that dies nicht vor ihm, sondern für ihn. Sie bekannte sich als sein allein.

Auch die homerischen Frauen sind deshalb mit Schleiern verhüllt. Hera ging nicht zum Zeus, ohne dass „ein Schleier umhüllte das Haupt der erhabenen Göttin“, und als die edle und treue Gattin Penelope voll Sehnsucht im Herzen zu den Freiern hinabstieg, „war vor die Wangen des Hauptes gesenkt hellschimmernder Schleier.“ Darum trugen auch in Sparta nur die Frauen einen Schleier, die Jungfrauen gingen mit entblösstem Angesicht.

Daher auch auf Münzen die zahlreichen Frauengestalten, welche verschleiert sind, so Juno auf einer Münze von Samos. Fortuna ist verschleiert und hat ein Rad zu ihren Füssen (auf einer Münze von Smyrna), Latona hat eine Schleierverhüllung, während sie im Tempel steht. Auf einer Münze von Philippopel steht eine verschleierte Frau und trägt eine Fackel. Ueber dem Haupt der Europa, die vom Stier getragen wird, schwebt ein Schleier auf einer macedonischen Münze.

Was von Rebekka gesagt ist, gilt ebenso von uralter arabischer Sitte. Denn von den arabischen Frauen sagt der Kirchenvater Tertullian zu seiner christlichen Gemeinde: Die arabischen Frauen werden Euch richten, die nicht blos das Haupt, sondern auch das ganze Angesicht so bedecken, dass sie nur mit einem Auge zufrieden sind, das halbe Licht zu sehn, als das ganze Gesicht zu prostituiren, welche daher

irgend eine römische Königin die Unglücklichsten genannt hat, weil sie zwar lieben können, aber nicht geliebt werden.

Allerdings, Dio Chrysostomus ist so freundlich nicht; er sagt, „dass man den Frauen von Tarsus auch dann nicht trauen könne, selbst wenn sie das ganze Gesicht verhüllt haben, sobald ihnen nur zu hören erlaubt ist, was ihre Lust erweckt.“

Der arabische Prophet, Muhamed, schliesst nur an alten Brauch an, wenn er die Stimme zu sich sagen hört: „O Prophet, befiehl Deinen Gattinnen, Deinen Töchtern und den Frauen der Gläubigen, ihren Schleier tief herabfallen zu lassen; so wird es leichter zu erhalten sein, dass sie weder verkannt, noch verleumdet werden.“

Seine Anordnung wird im Reich des Islam noch zumeist befolgt. Seetzen, der kühne Reisende, fand bei den Drusen im Dschebel Hauran, dass die Frauen nur das linke Auge sehen liessen, das andere verhüllten. Die Ghawarineh am todten Meer wollten die Frauen veranlassen, zur Zeit der Ernte das Getreide mit Stöcken zu schlagen, da sie aber bei der raschen Bewegung die Gesichter nicht hinter dem Schleier verborgen hielten, so gaben die Männer es auf, die Frauen dabei zu beschäftigen.

Bei den Beduinen in Towara in Palästina sehen aus der Verhüllung eines schwarzen und blauen Tuches beide Augen der Frauen neugierig genug heraus. Sie haben dunkle Schleier, weil weisse zu tragen dort als grosser Luxus gilt.

Nichts destoweniger war doch die eigentliche Farbe der Schleier weiss. Man nannte deshalb ein Vorgebirge: Abu Burka, Gesichtsschleier, wegen der weissen Felsschicht, die an seiner Spitze hervorschimmert.

In Damaskus bedecken sich die Frauen vom Kopf bis zu Fuss mit grossen Schleiern von weissem, baumwollenem Zeug und tragen ungeheuer weite Pantalons, die unter dem Schleier vorsehen; das Gesicht bedecken sie mit einem seidenen durchsichtigen, gewöhnlich gelben, Tuche mit gemalten Blumen, womit dasselbe ganz bedeckt ist; sie sehen auf diese Weise mit ihren ungeheuren weissen Schleiern wie wandelnde Gespenster aus; man schlägt aber oft das seidene Tuch zurück, so dass das Gesicht nur mit dem Schleier bedeckt ist, den man dann geschickt zu rücken versteht.

Die Frauen, die man zu allen Stunden des Tages in Konstantinopel auf den Strassen, den Bazars oder Begräbnissplätzen sieht, haben zwar ihr Antlitz mit einem dichten Schleier bedeckt — aber auch sie wissen, wenn sie wollen, ihn so zu rücken, dass neugierige Herren sehr gut sehen, wie das Gesicht beschaffen ist. Die Hässlichen sind dabei die Tugendhaftesten.

Die Schleier, die die Sultane ihren Töchtern schenken, sind natürlich keine gewöhnlichen; sie pflegen mit Diamanten, Smaragden und Perlen besetzt zu sein.

Moltke berichtete in seinen Briefen, dass, wenn der Mann seiner eigenen Frau auf der Strasse begegne, er nicht thue, als ob er sie unter Verhüllung erkenne; „deshalb ist auch der Anzug der Frauen in ihrem Hause ebenso übertrieben frei, als er ausserhalb übertrieben verhüllt ist.“ Ein weisser Schleier überdeckt das Haar und die Stirn bis zu den Augenbrauen, ein anderer Kinn, Mund und Nase. Die grösste Reform im Schicksal der türkischen Frauen, schrieb er, bestand darin, dass bei Begünstigten, wie denen des Grossherrn, die Nasenspitze und ein paar Locken an den Seiten sichtbar geworden sind. Sehr anschaulich schildert er einen türkischen Brief-

schreiber, ein Stück Pergament auf dem Arme und eine Rohrfeder in der Hand. Frauen in weiten Mänteln und gelben Pantoffeln, das Gesicht bis auf die Augen verhüllt, erzählen ihm mit lebhafter Geberde ihr Anliegen. Die Armenierinnen haben ganz die türkische Sitte angenommen. Wenn sie auf der Strasse erscheinen, sieht man auch nur die Augen und Nase unverschleiert.

Dass dies Alles nicht hilft, um die Tugend zu schützen, davon will Fallmereyer ein Zeuge sein. Er sagt, dass in Kolchis die Zucht noch viel straffer und fester gehalten werde, als in Stambul, in Saloniki oder in Smyrna und doch wird der ernste Moslim auch in Trabosan (Trapezunt) vom Weibe betrogen und zwar, wenn sich die christlichen Giaurjungen nicht fälschlich und verrätherisch rühmen, stark betrogen. Allerdings ist der Schleier das Symbol der Verhüllung der Frau in der ganzen islamischen Welt. Als hätte der Islam seinen Brauch erzeugt, so tritt er als Kennzeichen desselben hervor. Man könnte meinen, Muhamed habe dies Bild weiblicher Tugend und weiblichen Spieles erfunden, aber der Islam ist die arabische Religion und auf allen seinen Bräuchen liegt noch der Staub der arabischen Wüste. Nicht vom Koran, sondern von Arabien aus trugen die Muhamedaner den Frauenschleier in alle Welt. Wunderliche Sagen und Märchen haben sich an ihn geheftet. Das arabische Sprüchwort: „Wer um den Schleier frägt, der kauft ihn“ war in den Mund des Kalifen Abdulmelek gelegt, als er dem Dichter Amru ben Rebia seine Tochter gab. Es hatte dieser seine Tochter besungen, dass ihre Liebe in aller Mund kam.

„Die Sanfte ging vorüber,
Ich sah sie nicht, ich hört' ihr Kosen,
Da lüftete der Wind den Schleier
Und wehte Düfte von der Wangen Rosen.“

Vor dem Kalifen Almansor rühmt sich ein Kadi seiner salomonischen Entscheidung über zwei Frauen: sie wäre aber gewiss anders ausgefallen, wenn die Jüngere nicht um die Erlaubniss gebeten hätte, sich zu entschleiern und ihren Schleier auf kokette Weise zurecht gelegt hätte. — Wo kein Schleier vorhanden war, musste der Aermel nachhelfen. Harun al Raschid hat seinem Dichter Asmai befohlen, die Enkelin des Kalifen, noch ein kleines Mädchen, zu küssen. Das war schwierig. Gehorchen musste er, aber eine Prinzessin auf natürliche Weise küssen, war ein Verbrechen. Da nahm er den Aermel seines Rockes und küsste sie durch diesen, wie durch einen Schleier und befriedigte so den Kalifen. Der englische Reisende Masson auf seinen Reisen nach Beludschistan sah zwar die Frauen dort mit einem losen persischen Shawl ihr Angesicht bekleiden, aber er fand doch auch eine vornehme Dame, die sich zwar malen lassen, aber um allerlei Rücksichten auf das sichtbar werdende Antlitz zu entgehen, die Illusion festgehalten haben wollte, als wüsste sie gar nicht, dass sie abgebildet würde. — Unschätzbare Bilder orientalischer Meinungen und Bräuche geben die Sagen und Märchen. In einer Sammlung von Märchen aus Tausend und eine Nacht wird eine Frau in Basra geschildert, die sich das Recht erbeten hatte, ohne Schleier durch die Stadt mit ihrem Gefolge zu reiten, während Niemand bei Verlust seines Kopfes sich in den Strassen zeigen durfte. Sogar Hunde und Katzen wurden eingeschlossen. Natürlich geht das Märchen darauf hinaus, dass die Dame zuletzt zwar ihr Herz, der Andere aber den Kopf nicht verliert. Auch die Zauberinnen trugen Schleier und sie legen ihn nur bei Seite, um Jünglinge, wie den König Beder, zu verführen. So hatte einmal eine böse Zauberin ihren Mann in einen Hund verwandelt, was eine üble Sache

war; der Hund kam in das Haus eines Schlächters; dessen Tochter, als sie den Hund erblickt, verhüllte sich rasch, denn sie hatte, auch zauberkundig, in dem Hunde einen Mann erkannt.

Die interessanteste Geschichte ist jedenfalls die von Gulfischan und der treulosen Veziersfrau, weil sie die Bedeutung des Schleiers noch unverstellt zeigt. Mehzar betrog ihren Mann, war aber dabei sehr auf den Schein der Tugend bedacht. Sie ging mit ihrem Gatten in den Garten. Ihre Sklavin brachte ihr einen Narcissenstrauch.

Kaum dass Mehzar diesen gesehen, zog sie schnell den Schleier dicht vor ihr Angesicht. Ihr Mann frägt: „Warum verschleierst du dich? Ist hier ein Fremder?

Sie antwortete: „O Vezier – den Gott erleuchte für und für — mein keusches Angesicht — schön wie der Sonne Licht — will ich nicht vor andern Augen lassen erscheinen — als nur vor den deinen. Ich verschleierte mich, damit das freche Auge der Narcisse da mich nicht ansehe.“

Da lachte eine Nachtigall laut in ihrem Käfig auf – und Nachtigallen bringen vieles an den Tag.

Grade die Märchen, welche wir in ihren verschiedenen Versionen mit „Tausend und eine Nacht“ bezeichnen, geben den besten Beweis, wie wenig der Schleier für die Liebesaffairen des darin beschriebenen Volkes ein Hinderniss war; man kann wohl aus der geringen Bedeutung, die er darin hat, schliessen und bestätigen, dass die Sagen nicht alle auf islamischem Boden entstanden sind. In der That fehlt der Schleier nach modernen Beobachtungen vielfach auch da, wo der Koran sonst seine Herrschaft begründet hat. Neale beschreibt die Frauen des Schiffervolkes auf der Insel Ruad (ehemals Aradus) ohne Schleier gegen die Sitte des Orients und als

sehr gesprächig gegen die Fremden. Das Bergvolk vom arabischen Innern fand Botta ausgezeichnet durch schöne Frauen mit italienischen Formen, die überall ohne Schleier gehen und gut zu beobachten waren; dasselbe hat er am Dschebel Sabber beobachtet, wo die schönen Frauen unverschleiert einhergingen mit weissem Teint und rothen Wangen. In der Wüste von Petra fand Burkhard, dass die Frauen in Kerek ohne Schleier mit Jedermann verkehren, während in Tafyleh sie nur verhüllt erscheinen. Robinson beobachtete bei den Taamirah am rothen Meer, dass die Weiber, welche viele ländliche Arbeit thaten, ohne Schleier einhergingen. Bei den Kurden hat der Schleier keine besondere Bedeutung. Rich sah einen Ball bei ihnen, wo die Frauen, geputzt mit seidenen Kleidern und Goldspangen, ohne alle orientalische Verhüllung sich bewegten. Nur die Vornehmen gingen verschleiert, die Anderen ganz frei. Im Allgemeinen tragen sie beim Ausgehen einen schwarzen Schleier von Pferdehaar, aber nicht vor dem Gesicht.

Ein Stamm christlicher Kurden, den Thiel besuchte, sieht wie Inder oder Araber, nur noch wilder aus; die Frauen lassen ihr Haar in langgeflochtenen Zöpfen hängen und zieren den Kopf mit einem Kranz aufgereihter (meist europäischer) Silbermünzen; sie tragen alle keine Schleier. In Yarkand im östlichen Turkestan bedeckt keine Frau, weder vornehme noch geringe, ihr Gesicht mit einem Schleier.

Die Afghanen sind ein tapferes Volk mit ritterlichen Anlagen. Sie sind galant gegen ihre Damen; wenn eine edle Dame ihrem Häuptling ihren Schleier schickt, darf er nicht ablehnen, ihr Ritter zu sein, auch wenn es zu seinem Verderben ausschlüge. So erzählte Wallace.

Was hier vom Schleier erzählt wird, gilt sonst von den Haaren der Frau. Als Adhed, der Kalif Aegyptens, Nureddin

um Hülfe bat, so legte er in seinen Brief Haare von seinen Frauen ein und war der Erfüllung gewiss.

In Indien war offenbar in alter Zeit derselbe Brauch wie etwa in Sparta. Nur die Frauen trugen einen Schleier und die vornehmen zumal. So soll es auch, wie Bohlen anführt, in den Dramen der Hindus vorkommen. Durch die Muhamedaner ist der Brauch der Gesichtsverhüllung namentlich in Bengalen ausgedehnter geworden. Es mag der Schleier auch aus Opposition gegen den Islam vielfach weggefallen sein. In den Liebesgedichten Bhartrihari's erscheint offenbar kein Gesichtsschleier, sondern nur ein Busentuch, wenn es heisst:

„In dem Munde Beteldüfte,
Um den Busen Perl' und Schleier,
Goldene Gürtel um die Hüfte,
Geh'n die Schönen zu der Liebesfeier.“

(In der Uebersetzung von Hoefer.)

Heinrich Zimmer hat aus dem altindischen Rigveda Samhita Grundzüge des indischen Lebens hergestellt. Er führt dabei unter dem Putz der Frauen ein Kurira als festliche Kopfbekleidung an; die Braut trägt ein solches bei der Fahrt in des Gatten Haus. Ich halte es für den Schleier, wie das griechische *Kredemnon,* Kopfumwindung.

In China wird bei Eheschliessungen grosse Sorge getragen, dass die Frau dem Manne hübsch unterworfen bleibt. „Nachdem“, so beschreibt Huc, „die Braut die gewöhnliche Libation dargebracht und den Becher Wein getrunken hat, kniet sie vor ihrem Vater nieder, der sie ermahnt, pünktlich den Befehlen ihres Schwiegervaters und ihrer Schwiegermutter zu gehorchen. Dann setzt ihr die Mutter einen Kranz auf das Haupt, an dem ein langer Schleier hängt, welcher das ganze

Gesicht bedeckt. Sei guten Muthes, meine Tochter, sagt sie, und unterwirf dich stets dem Willen deines Gatten."

Als wenn dies wirklich so leicht wäre!!

Auch in Japan tragen die Frauen Schleier. Wenn dort nach alter Sitte Hochzeit war, begegnete man einer feierlichen und bunten Procession. In einer Sänfte, die geschmackvoller ist, als die alltäglichen, wird die Braut getragen mit weissem Kleid und langwallendem Schleier. Dies war ihr Schmuck erst, wenn sie dem Gatten sich vermählt.

Man kann den Brauch des Schleiers einen universellen nennen. Das Menschenherz hat ihn dictirt. Seine Symbolik stammt aus der Liebe. Diese will allein besitzen, um ganz zu geniessen. Freilich aber ist Gewohnheit oft ihr gefährlicher Feind und was eine Lehre der Liebe war, ist zur Mode heruntergefallen. Was einen oft verhängnissvollen Ernst verbarg, verlor sich in eitlem Spiel. Der Buchstabe verknöchert und tödtet nur.

## II.

Der Schleier verhüllt nicht blos die Bräute und Frauen des Menschen — sondern auch die Verlobten der Gottheit. Es enthüllen sich aus seiner Verhüllung Gedanken und Bräuche alter Zeit, die noch wenig verstanden sind.

Im Tempel zu Saïs war ein Götterbild, das hatte folgende Inschrift: „Ich bin das All, das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige; meinen Schleier hat noch kein Sterblicher gelüftet." Plutarch sagt, es sei Athene — weil auch Athene, nicht vermählt, einen verhüllenden Schleier trug *(peplos)*, wie sie ja auch die Meisterin aller Webekunst und aller Schleiermacher war. Der eigentliche ägyptische Name war Neith als Göttin der Natur; sie wurde auf Bildern mit grünem Gesicht

dargestellt und hatte ein Blumenscepter in der Hand. Der Schleier bedeutete ihre Vermählung mit der Gottheit, aus der sie Blumen und Früchte zur Nahrung der Welt hervorbrachte. Menschen haben sie nie bemeistert; sie vermögen an ihr nichts, was sie nicht selbst durch zärtliche Ehe hervorbringt; sie ist die gebende Natur; es mag auch Neith im Namen mit Natur verbunden sein. Isis, mit der sie die Eigenschaften theilt, ist gleichfalls die Ehegattin *(Ischa).* Von ihr sagen auch Inschriften (Diodor 1. 27): „Ich bin die Erfinderin der Frucht, welche die die Menschen nährt.“ Sie gehört dem Osiris an — keinem Andern. Die Inschrift bedeutet nichts als „ich bin verhüllt als die Braut des Gottes“. Wer den Schleier wegreissen könnte, zerrisse den Keim des Lebens.

In Megara war ein Orakel der Nacht dargestellt; tief verschleiert war das Bild. Es ist die Nacht ein Dunkel vor den Menschen, aber dem Gott ist sie offenbar, wie der Psalm lehrt, dass die Nacht auch bei Gott licht ist. Eine Fackel wird ihr vorgehalten, eine Hochzeitsfackel; es ist aber nicht blos die sinnliche Nacht dabei in Erinnerung gebracht, sondern die Nacht des Geheimnisses alles Lebens und aller Zukunft, aus welchem die Orakel wie Fackeln leuchten. Dass die Nacht die Mutter aller Orakel in ihrer Verhüllung ward, trägt einen wundervollen Gedanken. Es brechen alle Prophetieen aus ihrem Dunkel, wie Blumen aus der Neith. Sie ist die Braut des Lichtes, welches die Leuchten der Wissenschaft aus dem Dunkel hervorbringt.

Die französischen Herausgeber der Beschreibung Aegyptens aus den Zeiten des dortigen bonapartistischen Feldzuges haben auch eine Grotte in dem Dorfe El Kâb am rechten Ufer des Nils gefunden, in deren Hintergrund, eingehüllt in lange bis auf den Boden reichende Gewänder, drei Frauen neben ein-

ander abgebildet sind. Die mittlere hat einen Schleier auf dem Haupte, welcher das Antlitz grösstentheils frei lässt und rückwärts über den Nacken und die Schultern herabhängt, sie ist nicht grösser aber stärker, breiter über die Schultern, als die beiden neben ihr stehenden Jungfrauen, welche sie mit der Hand berühren und dadurch ein inniges Verhältniss mit ihr auszudrücken scheinen.

Die drei Figuren haben offenbar einen Zusammenhang mit der Inschrift im Tempel zu Sais, in welcher es heisst, dass sie das Gegenwärtige, das Vergangene und Zukünftige sei. Die drei Frauen stellen die breite Gegenwart dar mit Vergangenheit und Zukunft zu beiden Seiten, womit die drei Schicksalsgöttinnen (*Parzen*, *Moiren*) wie zumal die Nornen zu vergleichen sind, als *Verdandi* (Vergangenheit), *Vurd* (Gegenwart) und *Skuld* (Zukunft), von denen auch die *Vurd* als mittlere die hervorragende genannt wird.

Damit in schöner Aehnlichkeit verbunden ist namentlich die Natur der römischen Vesta. Die alten Römer haben ihre Grösse in der Häuslichkeit und im Kampf gefunden. Aber Vesta, die Göttin des Hauses, war ihnen noch theurer wie Mars, der Kriegsgott; Vesta ward verehrt am Mittelpunkt des Hauses, am häuslichen Herd, wo die Flamme, die nährende und wärmende, brannte. Was der Herd für das Haus, das ist der Vestatempel für die Welt. Vesta (*Hestia*) (der Herd) ist das Bild der Natur, die vom Feuer in ihr erwärmt und befruchtet wird. Sie ist die Gattin des Feuers; sie ist daher völlig verhüllt gedacht, denn sie ist ihm allein geweiht; von ihr sind nun das Abbild die Priesterinnen, welche Vestalinnen heissen. Diese gingen in tiefe Schleier verhüllt. Sie gehören keinem Manne an, sie sind dem Feuer der Vesta vermählt. Jeder Verkehr mit Männern wird als Ehebruch angesehen und

bestraft. Dafür galten sie (es waren vier oder sechs) als die höchst geehrten Matronen des römischen Staats. Man feierte an ihnen die Häuslichkeit des Volksherdes selbst. Sie waren unverletzlich. Sie schützen vor Gewaltthat. Ihr zufällig Begegnen, macht den Verbrecher straflos. Der Consul weicht ihr aus und lässt die *Fasces*, die Zeichen seiner Macht, vor ihr senken; freilich wurde eine Vestalin, die ihren Schleier andern aus irdischer Liebe enthüllt hat, lebendig begraben. Doch geschahen auch Wunder, um eine in üblen Verdacht Gerathene zu retten. Nach dreissigjähriger Dienstzeit hatte Aemilia das Feuer verlöschen lassen. Grössere Uebelthat gab es nicht, aber die Göttin rettet ihre unschuldige Dienerin. Das Feuer entzündet sich wieder am Zipfel ihres Kleides, ohne diesem selbst Schaden zu thun.

Als eine andere Vestalin, Tuccia war ihr Name, in gleicher Noth war, so bewies sie ihre Unschuld dadurch, dass sie mit einem Siebe Wasser schöpfte; das Wasser floss nicht hinaus, sie brachte es so in den Tempel.

Jede römische Ehefrau galt als Vestalin des Hauses. Wie die Priesterin am Herde des Weltfeuers diente, so die Matrone am eigenen Herd. Sie trug daher gleichfalls den Schleier und zwar ein Flammeum. Er war nehmlich feuerfarben (röthlich oder gelb), weil er ja die Ehe mit dem Herdfeuer abbildete. Es legte ihn die Braut am Hochzeitstage an. Damit war ihre Treue gegen den einen Ehegatten besiegelt. Sie war ihm allein enthüllt.

Schön ist die Erzählung, die uns Homer von der Leukothea mittheilt. Sie sah den Odysseus im Schiffbruch mit den Wellen ringen, da sprach sie zu ihm:

„Da umgürte Dich schnell mit diesem unsterblichen Schleier
Unter der Brust und verachte die Schrecken des Todes,

Aber sobald mit den Händen das feste Land Du berührest,
Wirf alsbald den Gelösten zurück in die dunkele Meerfluth
Fern hinweg vom Gestade mit abgewendetem Antlitz."

Der Schleier wird also das göttliche Schwanenkleid für den Odysseus.

Man findet die Sage aufgehellt, wenn man die Leukothea, welche weisse Göttin heisst, wie eine Schwanenjungfrau ansieht, die ihr Schwanenkleid an- und ablegen kann, um als Göttin oder als Schwan sich zu zeigen. Das Kleid ist der Schleier, Odysseus schwimmt mit ihm wie ein Schwan durch die Wogen. Er muss den Schleier zurückgeben, aber rückwärts, um das Geheimniss nicht zu schauen. Der Schleier ist der Weihebund mit dem Göttlichen. So erzählt ein Märchen von drei verwünschten Jungfrauen, dass sie an den Weiher kamen, dort ihre Schleier ablegten und als Enten schwammen. Was hier vom Schleier erzählt wird, gilt sonst vom Schwanenkleid. Ein Jüngling hat eines geraubt, als Schwanenjungfrauen dies ablegten. Da muss die ihm folgen, der es gehörte. Sie bleibt sieben Jahr als Gattin bei ihm; da zeigt er es ihr, sie aber fliegt davon und kehrt nicht zurück. Der Gatte stirbt aus Gram.

Die Schwanenjungfrauen sind in der deutschen Volkssage in weisse Gespenster umgewandelt, und tragen desgleichen weisse Schleier. Im Ober-Elsass sollte ein Knabe Enten nach Hause treiben und fand ein weisses Mädchen mit dem Schleier, was sonst eine Ente war. Denn aus Schwänen waren Enten, aus Göttinnen Gespenster geworden. In Schwaben nannte man darum eine gespenstige Erscheinung das Schleierweible; lehrreich ist, dass ein solches Gespenst ausser dem Schleier in einer badischen Erzählung noch eine goldene Haube trägt, gleich einer gespenstigen Nonne, die den Schleier und das Krönchen mit einander trug. „Fräulein Laura" in Ober-Schwaben

kommt weiss wie Wachs mit langem weissen Schleier herab und Niemand kann ihr Angesicht sehen. So pflegte auch die sagenhafte Bertha in Solothurn mit lang nachwallendem Schleier zu erscheinen. Der Schleier ist überall das Symbol der göttlichen Angehörigkeit in gutem wie in bösem Geist, wie Engel und Dews Flügel tragen. Den Menschen ist weder die eine noch die andere Erscheinung offenbar. Der Schleier verhüllt den Menschen das göttliche Geheimniss. Dahin deutet auch eine italienische Sage, in welcher der Held Guerrino eine Tochter des Kaisers erhalten soll — aber er muss wählen. Die eine heisst Potenzia und hat goldene Locken, — die andere Eleutheria, deren Haar wie Silber glänzt; beide sind dicht mit Schleiern umhüllt. Findet Guerrino die Potenzia, so erhält er sie zur Frau, wenn nicht, verliert er den Kopf. Die Sage hat politischen Inhalt. Potenzia ist die Macht, Eleutheria die Freiheit. Dem Freunde des Königthums giebt er die Tochter; wer die Freiheit will, verliert den Kopf. Guerrino hätte es nicht rathen können; da hilft ihm eine Wespe, deren Leben er gerettet, und zeigt ihm in der Verhüllung die Potenzia, damit er sie wählen kann.

## III.

Aber nicht blos Gattinnen, auch Männer tragen den Schleier als ein Zeichen göttlicher Weihe. Der Orden von Eleusis im alten Griechenland hatte offenbar zum Mittelpunkt seiner Lehre Weihe an die Gottheit in der Natur. Seine Eingeweihten gleichen den Vestalinnen; sie waren wie diese verlobt mit der Gottheit, daher trugen die Priester einen Myrthenkranz, und alle Eingeweihten einen röthlichen Schleier.

Seltsame Bilder erscheinen auf Münzen. Auf einer Erzmünze von Sala in Phrygien sieht man einen Minervenkopf

und ein durch ein langes Gewand verschleiertes Knäbchen, wahrscheinlich Erechteus, den athenischen geheimnisvollen Ahnherrn.

Auf einer Münze von Askalon sind die Kabiren, die mystischen Götter von Samothrace, in dichte Schleier eingehüllt.

Ovid hat die merkwürdige Erzählung von einem uralten Bilde des römischen Königs Servius Tullius, welches im Tempel der Fortuna sich fand und ganz verhüllt war. Der Dichter sagt, er wisse nicht, was es bedeutet; er führt mehrere Auslegungen an, es passt keine von ihnen, aber der Mythus ist nicht dunkel. Fortuna hatte mit Servius einen Liebesbund geschlossen. Wie die Vestalin verschleiert wegen ihres Bundes mit der Gottheit — und die eleusischen Eingeweihten wegen ihrer Weihe an die Götter — so trug Servius den Schleier der Brautschaft mit der Fortuna, die, wie Ovid sagt, in dem Einen nicht blind war, als sie den Servius liebt. Die Römer verhüllten überhaupt bei jedem Opfer das Haupt mit einem röthlichen Schleier, nicht blos um dem Aeneas oder Diomedes nachzuahmen, welche, um von den Feinden nicht gestört zu werden, das Angesicht verhüllt hatten, wie manche schreiben. Virgil der Dichter meint selbst, es sei darum geschehen, dass kein feindlich Angesicht das heilige Opfer störe; man meinte wohl, dass die Andacht durch fremden Anblick eine Störung erleide, wie die frommen Israeliten am Versöhnungstag zumal ihr Haupt ganz in den Gebetmantel hüllen, um nicht abgezogen zu werden.

Das trifft aber hier nicht zu. Die Verhüllung bedeutete nur die völlige Weihe an die Gottheit und die Abkehr von allem Menschlichen. So erscheint der Kaiser Augustus als Pontifex verhüllt und dadurch vergöttert auf einer Münze.

Ebenso der Kaiser Commodus unter einem Baum, Severus an einem Altar, Caracalla an einem Dreifuss opfernd. Wenn man erzählt, dass solche Verhüllung nicht beim Opfer an den Saturn geschah, so darum, weil Saturn oder Chronos selbst verhüllten Hauptes erschien und man dem Gotte nicht gleichen wollte. Chronos trug aber den Schleier wegen des Dunkels der Zukunft.

Auch im Tempel des Herkules trug man keinen Schleier; man sagt, weil er selbst unbedeckten Hauptes war, aber Herakles hat selbst über seinem Haupte auf einer alten Vase einen wehenden Schleier, um damit seine Vergötterung anzuzeigen. Denselben Brauch hatten die römischen Kaiser alle auf ihren Münzen bis auf Constantin den Grossen. Noch dieser meinte dies Zeichen der Vergötterung nöthig zu haben. Erst als das Christenthum sich befestigt hatte, trat an die Stelle des Schleiers eine Hand, die aus den Wolken reichte, um dem Kaiser die Krone aufzusetzen.

Da römische Kaiser und grosse Herren Macht genug haben, sich selbst zu Göttern zu machen, so ahmten das auch die Kalifen von Bagdad nach. Der jüdische Reisende Benjamin von Tudela sah mit Staunen den Schmuck eines Schleiers am Haupte des Kalifen — und es kann keinen anderen Sinn haben, wenn der englische Reisende noch in diesem Jahrhundert den Emir von Amadia im nördlichen Kurdestan beim Ausreiten sein Haupt verhüllen sah. Er schien seine kleine Souveränetät so hoch anzuschlagen wie die des Kalifen. Das ereignet Kleinem nicht selten, wie es Herodes Antipas gefiel, sich mit dem Schah von Persien zu vergleichen.

Und nicht blos Männer trugen solche Schleier als Zeichen göttlicher Würde, sondern auch heilige Stätten und Städte.

Ein Schriftsteller sagt: Die Alten meinten nirgends ihre Lehre offenbaren zu dürfen, nicht einmal die Schuhmacher thaten dies, sondern verbergen sie theils in Sagen, theils in Symbolen, „wie sie mit Schleiern die Geheimnisse der Tempel umgeben“; aber es war dies nicht blos ein Verbergen, sondern ein Weihen. Was man den Menschen verhüllt, glaubte man der Gottheit geweiht. Es werden daher Schleier erwähnt, welche die Bildsäulen des Jupiter und der Diana von Ephesus einhüllten. In Aegypten wurden die Heiligthümer mit goldgestickten Vorhängen umgeben.

Daraus hätten die Reisebeschreiber sich die eigentliche Beschaffenheit der Kaaba in Mekka deuten können; sie ist mit einem schwarzen Schleiergehänge umgeben, das jedes Jahr erneuert wird. Sprüche sind darin eingewebt. Man nennt es Kesua.

Der Kalif Moteassim wollte seine eigene Kaaba haben und hatte daher an der Schwelle seines Thronsaals im Palaste zu Bagdad einen schwarzen Stein einfügen, den alle Kommenden küssen mussten, und einen schwarzen Schleier anbringen lassen, wie er in der Kaaba von Mekka vorhanden ist.

Auf den Münzen vieler Städte des Alterthums erscheint der Genius der Stadt, eine Göttin mit dem Schleier, wie Alexandrien, Hierapolis, Lissabon, Palermo, auch Rom und viele andere. Der Kopf ist zuweilen noch mit Lorbeer und Thürmen geschmückt, wie eine Münze von Sardes zeigt. Eine Münze von Lilibäum zeigt die Gestalt mit einer Mauerkrone. Es ist die Weihe der Stadt an die Gottheit.

Auf Bildern findet man oft genug Moses mit Hörnern abgebildet. Es ist das ein seltsam Wortspiel. Mit demselben Namen bedeutete man in der alten Sprache das Horn und den Glanz. Als Moses vom Berge Sinai kam, leuchtete sein Ant-

gesicht; sogar Aaron und die Aeltesten konnten den Glanz nicht ertragen und er nahm einen Schleier, um durch denselben mit den Kindern Israel zu reden. Wenn er in der Stiftshütte vor das Angesicht Gottes ging, nahm er ihn ab, wenn er hinaustrat, legte er ihn an.

Es war das kein Gleichniss zu den Hauptumhüllungen der römischen Priester, die gerade beim Opfer sich verhüllten, aber auch auf dem Glanz allein ruht nicht das Symbol der Stelle. Der Schleier Moses ist das verhüllte alte Testament. Der Glanz leuchtet hindurch, denn der Schleier will nicht verbergen, was dahinter ist, sondern ahnen und suchen lassen, was göttlich ist. Das Gesetz ist den Menschen gegenüber Buchstabe, aber Gottes Liebe ruht auf ihm im Geist, dessen Durchschimmern überall sich offenbart. Der Kirchenvater Augustin hat das schöne Wort: „Die Schleier geben die Heiligkeit des Verborgenen; den Heiligenden werden sie gelüftet; die Spötter der Schleier (der Symbole) werden auch aus der Nähe der Schleier vertrieben. Weil wir also zu Christus übergehen, mag der Schleier fallen.“

„Und siehe,“ heisst es im Evang. Matth. (27, 31), „der Vorhang des Tempels zerriss in zwei Theile von oben bis unten!“ Weshalb zerriss er, als Jesus gestorben war: Es war die Zeit der Verhüllung vorüber, die Zeit der Erfüllung war angebrochen. Was kaum der Priester sonst schauen durfte, Allen war es offenbar. Nicht Auserwählte und Eingeweihte waren allein Gott geweiht, Alle waren es nun — auch Arme und Kinder und Sünder konnten das Auge erheben. Nicht e i n Volk trug den Schleier, als ob es Gott allein angehörte; — alle hatten das Recht durch die Liebe, welche die Trennungen aufhob. Der Zaun zwischen ihnen riss — wie der Vorhang vor dem Allerheiligsten sich spaltete. Der Schleier vor Moses

Angesicht bedeutete die besondere Wendung Israels zu Gott; der Vorhang des Tempels riss, weil in Christus Alle den Einen sehen konnten.

Allerdings war auch in den Kirchen Christi von einem Vorhang die Rede. Man nannte ja das Abendmahl ein Mysterium. Lange Zeiten ward es in der Verborgenheit gefeiert. Kein Uneingeweihter, kein Unreifer wurde zugelassen. Das meinte der Kirchenlehrer Cyrillus, wenn er sprach: „Es mögen Alle wissen, denen die Mysterien des Heilandes vertraut sind, dass sie keinen noch Unreifen innerhalb des heiligen Vorhangs einlassen und keinen Neophyten zu den göttlichen Mahlen zulassen.“ Allerdings steht Allen der Tempel Christi offen, aber es kommt nur im Geiste hinein, wem der Schleier gerissen ist. Es geschieht das nur dem Glauben, der das Göttliche im Glauben sieht. Wer nur den Buchstaben greift — dem verhüllt noch der Vorhang die Wahrheit. Der sieht nur das Gleichniss, aber der Sinn ist ihm verborgen. Alles Vergängliche ist nur ein Gleichniss, aber darauf bauen wir keine Hoffnung, sondern wir schreiten, wie der Apostel sagt (Hebr. 6, 19), in das Innere des Vorhangs, wohin Christus vorangegangen ist.

## IV.

Wir kehren zu dem Schleier der Frauen in der christlichen Welt zurück. Eine der merkwürdigsten Stellen über die Symbolik des Schleiers ist, was der Apostel an die Korinther (11, 1) im ersten Briefe schreibt. „Der Mann, wenn er betet oder verkündigt, soll nichts auf dem Haupte haben im Gegensatz zu den Juden, die das Haupt bedecken, denn das entblösste bedeutet die Freiheit vom Gesetz, das bedeckte die Knechtschaft unter dem Gesetz; die Frau, wenn sie betet oder lehrt, soll aber ihren Kopf verhüllen. Denn — so lehrt

er — Christus ist das Haupt des Mannes, der Mann aber das Haupt des Weibes.“ Der Sinn ist, dass der Mann zugewendet ist Christo, die Frau ihrem Mann; also auch soll nur der Mann ihr Angesicht unenthüllt sehen, nicht das Volk, unter dem sie betet oder lehrt. Und wenn sie allein betet, soll sie das Haupt verhüllt haben um der Engel willen. Was nur ihr Mann sehen soll, dürfen auch die Engel nicht schauen.

Man sieht, es ist in dieser Lehre des Apostels die höchste Weihe des Brautschleiers, wie sie durch die Völker ging, völlig vorhanden. Man hat sie nur darum nicht verstanden, weil man den Brauch des Schleiers überhaupt nur äusserlich und blos als Schutz gegen die Verführung angesehen hat; der streng, aber etwas polizeimässig sittliche Tertullian ist ein Beispiel davon. Er hätte einsehen können, wie Andere zu seiner Zeit gethan haben, dass der Apostel nur von Ehemännern und Ehefrauen redet, wenn er spricht: „Der Mann ist des Weibes Haupt, die Frau ist des Mannes Ehre.“ Der Kirchenvater will das nicht zugeben, und was von der Ehefrau gilt, auf die Jungfrauen übertragen. Er will, dass „wie sie auf der Strasse sich nicht entblössen, sie dies auch in der Kirche nicht thun“. Aber das Verschleiern war überhaupt geweihte Sitte für die Frauen allein; für die Jungfrauen und im sonstigen Leben war es Mode oder Scham oder sogenannte Zucht. Auf diese letzte legen aber die Kirchenlehrer einen besonderen Werth. Die Büssenden und aus üblem Leben Wiederkehrenden mussten Schleier tragen *(velum poenitentiae)*, wie sie entweder die Haare abschneiden oder ungeordnet (!) tragen mussten. Aber jeder dieser Schleier war unterschieden vom Nonnenschleier, welcher der heilige hiess *(sacrum velamen)*. Schon Tertullian berichtet von Frauen, „die sich Gott zum Gatten wählen“. Dies thaten alle Nonnen. Sowohl bei dem Mönchthum wie bei den Nonnen-

schwesterschaften sind Volksbräuche der Völker, unter denen sich das Christenthum ausbreitete, in gewisser Weise Vorbilder gewesen.

An die Vestalinnen der römischen Welt knüpfte sich der Bund der Nonnen. Was jene waren, Bräute der Gottheit, — waren auch diese, nämlich Bräute Christi. Die Vestalinnen waren eben römisch national, die Nonnen — nach der Lehre Christi — allen Völkern gehörig. Sie besassen die Ehre jener, sie übten die Zucht des reinen Lebens wie jene. Was für jene Vesta war, galt für diese Maria. Die Vestalinnen waren verhüllt, als verlobt dem heiligen Feuer allein, so auch die Nonnen.

Wir haben schon oben berührt, dass der Schleier der Vestalinnen — als Verlobten des Feuers — eine Purpurfarbe hatte; ähnlich trugen es die Matronen, ähnlich die Eingeweihten der eleusinischen Mysterien, und ebenso war die Farbe der Nonnenschleier purpurn *(colore purpureo)*, wie sich ausdrücklich der angesehene katholische Schriftsteller Thomassin ausdrückt. Doch gab es auch Ausnahmen. In dem Leben der heiligen Rosselina wird die Einweihung in schöner Symbolik ganz wie bei der Vermählung einer weltlichen Braut geschildert. „Der Bischof der Diöcese legte der zu weihenden Jungfrau einen schwarzen Schleier an, dann setzte er ihr einen Blumenkranz auf (was bei Andern ein Krönchen *(mitrella)* war); dieser so Geweihten steckte der Bischof den Ring an den Finger, ohne welchen sie nirgends erscheinen konnte — und der ihr sammt dem Schleier genommen werden konnte, sobald sie eines Vergehens sich schuldig gemacht."

Der schwarze Schleier war aber neuere Sitte. Die Legenden selbst offenbaren, wie sehr die alte Erinnerung an den Bund der Vestalinnen mit dem Feuer sich bewahrt hat. In Catania

auf Sicilien wird die h. Agatha verehrt. Alte Berichte erzählen, dass bei einem Ausbruch des Aetna, der mit glühender Lava die Stadt bedrohte, das erschrockene Volk den Schleier nahm, womit ihr Grab bekleidet war, und ihn dem Feuer entgegenhielt. Da stand das Feuer *(ipsa hora stetit igni divisus)*. Am Aetna wurde wahrscheinlich Vesta unter dem Namen der bona dea verehrt, die gute Göttin, — daher der Name Agatha.

Da, wo das gute Feuer sich offenbarte, bekehrte sich die heilige Lucia, die vom Licht benannt wurde. (Vgl. meine Studien über Dante in Literatur und Geschichte. p. 100.)

In einer badischen Sage aus Villingen im Schwarzwald wird erzählt, dass die „sogenannte Wanne“ ein alter Krater sei; dort soll einmal ein glühender Feuerstrom ausgebrochen sein und die Stadt bedroht haben. Seitdem hat man das Bild der heiligen Agathe aufgestellt, die davor schützt.

Aber das trat bei ihr nicht allein ein; auch auf dem Grabe des Hamburger Erzbischofs Rimbert lag ein Schleier; auch dieser erwies sich als unverbrennlich; denn als eine brennende Lampe auf den Schleier fiel, verletzten die glühenden Funken den Schleier nicht im Geringsten.

Als man die heilige Emerita auf einem Scheiterhaufen verbrannte, blieb doch der Schleier unversehrt.

Der heilige Schleier der Märtyrerin Ludmilla von Bojena liess sich nicht verbrennen.

Man erinnert sich, dass die Göttin Vesta in der römischen Legende einer Vestalin, der ohne ihre Schuld das Feuer verlöscht war, dieses an ihrem Schleier wieder entzündete, ohne dass er darunter litt.

Auch andere Wunder zeigen sich an Nonnenschleiern; als die heilige Brigida von dem irischen Bischof Mel den Schleier empfing, ward ihr Auge geheilt. Wie Mel diese als Heilige an

einer Taube erkannte, die von oben auf sie herabflog, so brachte der heiligen Adelgunde eine Taube sogar den Schleier mit.

Als der irische Apostel Patricius — wie die Legende erzählt — vier Jungfrauen auf einem Stein mit dem Schleier „dem himmlischen Bräutigam“ (*sponsori coelesti*) verlobte, so prägten sich die Füsse der Mädchen in den harten Stein ein. Der Ort heisst Tedna, wo dies geschehen war.

Während manche Frau, wie die heilige Rictrudis, gewaltsam und gegen den Willen der königlichen Verwandten den Schleier nahm, so wurde er nicht Wenigen, auch Kaiserinnen von Byzanz, aufgedrängt. Tausende haben ihn mit falschen Lüsten deswegen entweiht, mehr noch ihn mit Thränen benetzt. Nicht Tauben, sondern gewaltthätige Väter und Vormünder haben den Schleier gebracht. Ich gedenke noch des eigenthümlichen und lieben Mädchens, das Reichthum und Jugend, und was noch mehr war, ein tiefes, empfindungsvolles Herz im Kloster verlor. Die Eltern waren aus protestantischen Häusern, aber der Vater schon lange im Herzen katholisch. Jesuiten verkehrten in seinem Haus. Endlich ging er mit seinem Weibe, die ein tiefes Leiden hatte, nach Tyrol und nahm mit ihr öffentlich das katholische Bekenntnis an. Der Tochter liess man eine scheinbare Freiheit. Man erwies ihr eine grosse Liebe. Man duldete, dass sie in Dietendorf confirmirt ward. Wenn ich mit ihr am gastlichen Tische ihrer Eltern war, — sprach ich zu ihr in Gegenwart ihrer Eltern: „Nun, Marie, jetzt sind wir nur noch die einzigen Ketzer im Haus.“ Aber nur ein Jahr dauerte das Spiel. Da war sie nicht mehr da. In einem Kloster legte man ihr den Schleier an. Ich weiss nicht, wo sie ist — und ob sie noch unter ihm lebt.

Was von den Nonnen galt, scheint ähnlich auch bei Mönchen an manchen Orten der Brauch gewesen zu sein.

Thomas von Canterbury, ein Schriftsteller des siebenten Jahrhunderts, berichtet, dass bei der Ordination eines Mönches der Abt die Messe sang und drei Gebete über ihn sprechen musste. Dann verhüllt er ihm das Haupt für sieben Tage, am siebenten nimmt er den Schleier hinweg.

Diese Ordination war gleichsam eine neue Taufe; denn so, wie Augustin berichtet, behandelte man auch den Neugetauften.

Auch die weltlichen Schleier, welche die Ehefrauen im deutschen Mittelalter trugen *(rise, sloir)*, hatten eine röthliche und gelbliche Farbe. Die Sittenprediger ärgerten sich an dem Luxus, der mit ihnen getrieben wurde. Schlimm genug, wenn sogar Minnesänger — wie Ulrich von Lichtenstein — in Frauenkleidern Schleier trugen, um zu täuschen, was noch übler war, als was Nero that, als er in seinem Kaiserrausch, um wie ein Weib zu scheinen, ein Flammeum (den röthlichen Schleier) anlegte. Gegen diese Mode war man besonders erbittert. Ein Schriftsteller sagt: „Wenn der Kamin brennt, so sieht man das an der rothen Farbe, die da ist oder da war; und diese safrangefärbten Gebände (Schleier) sind das Zeichen, dass das Feuer der Ueppigkeit brennt oder brannte, und an diesem Zeichen erkennen die Männer die leichtsinnigen Frauen und stellen ihnen nach.“ Andere schrieben, man möge solchen Luxus den Jüdinnen überlassen. Mit deren Schleiern hatten sich bereits die Päpste beschäftigt. Papst Nicolaus befahl, dass sie blaugestreift sein müssen. Papst Paul IV. bestimmte, dass sie grau seien. Der Rath Casparson in Cassel meinte im Jahre 1785: „Die übertriebene kostbare Kleidung, in der sich Putzmacherinnen, und dieses nach jeder neuen Mode, am Sabbath zeigen, ist ein Luxus, der unsere Weiber und Töchter verführt und unseres Hausvaters Beutel fegt. Sonst halte ich die

Juden auch für Menschen." ... Es ist ein sehr gütiger Herr, der Herr Rath, aber ein schwacher Hausvater gewesen und ein gar geringer Frauenkenner, der glaubt, seine Tochter und Frau müssten erst verführt werden, um Freude an Putz und Schleiern zu haben.

V.

Maria erscheint auf alten Mosaiken als Jungfrau abgebildet ohne Kind, aber den Kopf verschleiert. Eigenthümlich ist die Volkssage, die sich an diesen Schleier anschliesst. Es muss — heisst es — am Sonntag, zumal am Ostersonntag die Sonne scheinen, damit Maria ihren Schleier trocknen könne.

Allerdings von den vergossenen Thränen, die jener Freitag sie gekostet hat. Es wäre eine kunstgewerbliche Aufgabe, die Gattungen und das Gewebe der Schleier geschichtlich in Bildern alter und neuer Zeit zu studiren. Es treten doch Unterschiede heraus, wenn man das Bild von Salmeggia betrachtet, auf welchem Adelaide, die Gemahlin des Herzogs Lupus von Bergamo, mit Krone und langem Schleier abgebildet wird — und damit den Nonnenschleier vergleicht, den die heilige Adelgunde von der himmlischen Taube (bei Callot) erhält. Die heilige Bova hat als Abzeichen einen Schleier; — der Arm des Ritters, der ihn rauben wollte, verdorrte, und die Geschichte Klosterneuburg knüpft sich an einen Schleier, den die Frau des Markgrafen Leopold († 1189) verlor, während er dort das Kloster baute.

Ich bin nicht im Stande, von der Technik der Schleierkunst etwas Näheres zu sagen. Die Unterschiede der Flor-, Petinet-, Blonden- und Tüllschleier mögen Kennerinnen tiefer beurtheilen. Ich weiss, dass in meinem speciellen Heimathland Schlesien der Hauptsitz der Schleiermanufactur war, zumal

in der Gegend um Hirschberg. Von dem lateinischen Namen *Velum* leiten sich volksthümliche Ausdrücke in Oberdeutschland als Weiler, in Niedersachsen als Feyle ab.

Die Farbe war, wie schon oben bemerkt, meist gelb. „Die heilige Elsbeth“, heisst es, „wollte keiner Hande sloyr winpeln oder sloyr gegilwen noch geverwen.“ Es gab dicke und dünne Schleier; die letzteren trugen auch den Namen Klar. Schwarze Schleier trug man in der Trauer (Flor), wie Ramler dichtete: „Dich rufen junge Wittwen an im hochbetrübten Schleier.“ Doch hatte der Schleier nur die Farbe der Betrübniss, wie manche junge Wittwen selbst. Die Fabrikantinnen der Schleier nannte man Schleierfrauen, deren es mehr gab, auch in der Theologie, wie Schleiermacher.

Unsere Zeit hat wenig Sinn für Symbolik. Ihre sogenannte Praxis dörrt alle Poesie aus, bis auf die industriellen Reime. Es mag sie mehr interessiren, in wie weit der Gebrauch des Fabrikats zurückreicht, wie der des Symbols, und ist doch der Ernst desselben bedeutungsvoll für das ganze sociale Leben. Valerius Maximus erzählt, ein alter Römer habe sein Weib tödten lassen, weil er sie ohne Schleier gefunden. Diese Strenge gehört zu dem Pharisäismus der Männer, den sie sich bis auf den heutigen Tag gegen die Frauen erlauben. Die unverschleierte Europäerin ist trotzdem so treu, wie das Kind des Islam. Um treue Frauen zu haben, wird man keinen Harem schaffen. Der Schleier ist ein Symbol, kein Gesetz.

Trotzdem hat der Schleier, den die Braut an ihrer Hochzeit trägt, seinen Werth nicht verloren. Nicht die sinnliche Verhüllung vor der Welt wird verlangt, aber die geistliche. Treue

öffnet sich noch immer nur dem, dem man angehört. Die Liebe hat nur Herz und Auge für den Einen. Ehen werden nur glücklich — wenn Beider Herz sich allein offenbart — anderer Lust und Genuss verhüllt ist. Weihe der Treue gegen die Gattin, gegen menschliche und göttliche Liebe, — das ist die Symbolik des Schleiers.

---

## Der häusliche Heerd.

In der Heimath ist es schön,
Wo die alten Bäume stehn;
Hähnchen in dem Sande scharrt,
Mütterlein am Fenster harrt;
An der Kirche grauem Haus —
Tauben fliegen ein und aus;
Ach! wie süss ein Wiedersehn —
In der Heimath ist es schön.

So klingt etwa das alte Thüringer Lied. Und wie köstlich in der That war es in der Heimath — wenn das junge Studentlein nach Hause kam. Dort war Alles so sicher und sorglos. Da gab es keine Ersten mit ihren Rechnungen, keine Manichäer, keine Schmerzen. Sanft schlief man — wohlgepflegt. Am häuslichen Heerd bei Vater und Mutter war es süss wie im Paradies.

Darum kann man die Strafe Kains wohl verstehen, als er ohne Heimath — ruh- und rastlos in die Ferne getrieben ward.

Darum ist es ein grosses Gedicht vom wahren Weltschmerz — wenn Ahasverus, der ewige Wanderer, kaum am Sonntag eine Schwelle findet, sich niederzulassen.

Eben darum kann man auch den Seelenkampf verstehen, mit welchem Abraham um des Gewissens willen sich von Heimath und Genossen losriss, um ein Pilger in fremdem Land zu werden.

Verbannung aus dem Vaterland war deshalb für den alten Hellenen das ärgste Gericht. Süss dagegen der schöne Eigenname der Heimath.

Nichts süsseres, sagt Odysseus bei der Heimkehr nach Ithaka, als das Vaterland. Süss und ehrenvoll, hiess es, sei der Tod für's Vaterland.

Süsses Vaterland, so redet sogar der nüchterne Cicero. Süsses Eiland, nannten die Einwohner das Cypernland, und *sötes Länneken,* rühmten die Einwohner von Rügen ihre meerumstürmte Insel.

Im Jahre 1813 rief Ernst Moritz Arndt aus: Wir siegen oder sterben den süssen Tod für's Vaterland.

Des Vaterlandes Freude spürt man am Heerd des Hauses. Wer anders als das Haus mit seinem Heerde schützte und wärmte den Menschen. Im Alphabet bedeutete wohl das א A früher das Feuer als den Stier, so dass Feuer und Haus — die ersten Elemente eines edleren Menschenlebens wurden. Die Namen von Haus und Heerd und Feuer sind gleichsam Ueberreste aus der Zeit vor der Völkertrennung — gewissermaassen Klänge aus der Urzeit des Kampfes mit den Mächten der Natur. Das Haus beschützte wie das Kleid vor Regen und Schnee. Daher entsprechen sich auch weit und breit Dach und Decke; *tectum* und *tegumentum*; sanscrit *vasa,* hebr. בית bedeuten das Haus; *vasu,* ἐσθής, *vestis* heissen das Kleid. So correspondiren bei uns Wand und Gewand; Hütte und Hut; Kammer und Kamisol; Haus und Hose.

Der Heerd war der Träger des Feuers. Und das Feuer das wunderbare Mittel der Menschen-Cultur. Am Feuer wärmte man sich in der grimmen Kälte; am Feuer gewann man die Nahrung, die man brauchte; mit dem Feuer schmolz man die Metalle zum künstlerischen Werk; mit dem Feuer schuf man die Mittel, die Häuser besser und dichter zu bauen. Als er das Feuer besass, schuf sich der Mensch ein warmes und gemüthliches Haus. Er konnte in aller Jahreszeit leben, schaffen und geniessen. Darum sah man in Prometheus, der den Menschen das Feuer verliehen, wie Aeschylus es schildert, den Bildner aller Cultur. Die Sage von diesem Titaniden ist eine ungemeine. Die Griechen scheiden seine Idee — in welcher sie die erst rebellische und dann dienstbare Cultur offenbaren — an dem Gedanken der **Hestia**, der eigentlichen Heerdflamme — die aber ganz parallel ist den schönen Dichtungen der alten Inder (im Rigveda zumal) von Agni. Hestia entspricht dem hebr. אש agni (lateinisch *ignis*). Sie bedeuten beide Feuer. Alle Namen des Heerdes kommen von Feuer her. Das franz. *foyer focus*, *focarius locus* ist der Feuerort, auch *igniarius* geheissen. Dasselbe ist mit ἔσχαρα der Fall (von אש), ebenso hängt lat. *atrium* mit *âtar*, Feuer zusammen und unser deutsches *herd* mit *ardere*, brennen. Prometheus selbst war wohl ursprünglich ein Pyrometheus — ein Feuerzünder, wie Agni in dem Rigveda. Er heisst Gott des Feuers und ist ein sterblicher Gott, da auch Feuer verlöscht. Alle Bilder des Feuers sind auf ihn übertragen. Er ist immer jung und der Beschützer des Lebens der Menschen. Er ist der erste Priester, der mit Feuer opfert. Er ist der Herr des Hauses und der Völker; er ist ein Koch; er ist der Feind des Bösen Vritra, wie Elia mit Feuer von der Höh die Baalspriester umbringt. Seine Wiege ist der Heerd. Ihm, der auch Mannus,

der erste Mensch wird, gleicht das hebr. איש, weiblich אשה, gleichsam Feuerhüter und Hüterin, Herr und Herrin des Heerdes. — *Isch* leitet sich von *Esch*, Feuer ab, wie Hestia, die liebliche und reine Göttin der Griechen. —

Sie war das Abbild des Heerdfeuers, als des Mittelpunktes des gesellschaftlichen Lebens in Familie, Staat und Welt.

Sie bildete im Hause die Gemeinschaft der Familienglieder ab, die sich um sie versammelten. Im Prytaneum stand ihr Heerd mit der Flamme für alle Bürger der Stadt. In Delos war ein Hestiaheerd für alle Inseln der Cycladen. In Delphi war sie das Centrum aller Griechen, gewissermaassen der ganzen Welt. Ihr Altar hiess Nabel der Erde, grade wie Agni auch bei den Indern hiess —; um ihn dachte man sich alle Menschheit vereinigt. Auch der Tempel in Jerusalem wurde der Nabel der Welt genannt, freilich in noch höherem Blick.

An dem Altar der Vesta in Delphi wurde Orestes von seiner Mutter gesühnt, wie Agni der indische Priester der Reinigung war — denn Feuer läutert und reinigt, wie wenn es im Evangelium heisst, dass alles durch Feuer gesalzen werden muss.

Es wurde ihr stets zuerst Opfer gebracht, weil von ihr aller Cultus begann; man sagte daher sprüchwörtlich: von der Hestia beginnen. So heisst es auch, dass Agni im Rigveda spricht:

> „So gieb mir ganz die erst' und letzte Spende
> Und gieb den säftereichsten Theil des Opfers;
> Des Wassers Ruhm und das Arom der Kräuter
> Und lange soll das Leben Agnis dauern.“

Weil sie das Feuer selbst war, so werden ihr Ganzopfer gebracht; es blieb für die Opferer nichts übrig; es wurde Alles verbrannt. (ὁλόκαυστον.)

Verträge, die bei ihr geschlossen waren, galten als durchaus bindend, es gab nichts Heiligeres, als das Altarfeuer des Hauses.

Ihr Tempel gab den Schutzflehenden eine Zuflucht. Auch der Altar in Jerusalem war der Heerd des Hauses Gottes. Auch an seinen Hörnern suchte sich der Verbrecher zu bergen, wie dies Joab that, der grause Feldherr Davids, als Salomo an die Regierung kam — aber es half ihm nichts. Der Blutbefleckte wurde vom Altar weggerissen und erschlagen. So erging es dem wilden und sinnlichen Neoptolemos, dem Sohn des Achilles, den nach einer Sage der Priester des Tempels am Hestia-Altar erschlug. Freilich sündiger und grauenvoller war es noch und keine Legende, als die Anhänger des Marius in ihrer Parteiwuth einen ausgezeichneten Mann, den Mucius Scaevola in Rom am Altar der Vesta tödteten und das reine Feuer durch Blut befleckten.

* * *

Vesta, die römische Göttin, und Hestia sind eines Namens und einer Bedeutung. Nur tritt Vesta im römischen Leben noch lehrreicher und klarer hervor. Denn die alten Römer erwachsen aus Kraft und Häuslichkeit. Es sind Mars und Vesta gleichsam die Götter ihres Ursprungs. Das römische Haus concentrirte sich im Atrium. Dort war eben der häusliche Heerd, wo ein immerwährendes Feuer brannte. Der Tempel der Vesta war nun das heilige Abbild davon. Im Atrium stand das Ehebett — dort war die Tafel, an die man zuerst die junge Gattin führte. Da war die Spinnstube, da wurden die Geister des Hauses, Laren und Penaten verehrt. Vesta wird verstanden als das Vorbild der römischen Matrona selbst. Sie gilt als Hausfrau der Natur selbst. Man diente ihr als Göttin der Häuslichkeit. Darum sagten die Alten, sei

ihr Name so viel wie Religion selbst. Nichts, sagt Cicero, komme der Heiligkeit des Hauses gleich. Aller Brauch ist davon nur Symbol. Das Feuer durfte nicht verlöschen. Es war das Bild der Reinheit des Familienlebens selbst. Die Vestalinnen waren zwar unvermählt, aber sie galten als Frauen der göttlichen Natur, daher verhüllt vor den Menschen, offenbar vor der Gottheit. Sie waren die Vorbilder aller Frauen. Weh' ihnen, wenn sie das Feuer verlöschen liessen, d. h. die Treue nicht hielten. Es war wie Ehebruch und sie wurden so bestraft. Dagegen gab es nichts heiligeres als sie, wenn sie ihre Pflicht erfüllten. Losch das Feuer aus, so musste es aus der Reibung neuer Hölzer neu und rein gelockt werden, grade wie der indische Agni, Sohn der Hölzer, aus dem man Feuer machte, genannt wurde. Auch rief man es durch Brennspiegel hervor — gleichsam von der Höhe, wie Agni vom Himmel kommt und zu Kindern die Strahlen hat.

Als Abbilder der Vesta genossen in der ersten Zeit der römischen Republik — die Hausfrau, als Matrona, als Hüterin des Heerdes besondere Ehre. Niedrige Arbeit wurde von ihr gehalten. Ihr war es gestattet, in Wagen zu fahren und in Sänften sich tragen zu lassen. Sie trugen eine lange Stola; sie hatten Recht auf einen Bindenschmuck — eine Art Diadem mit sechs Flechten. Das Familienleben der römischen Republik bis zur Eroberung Asiens war ausgezeichnet. Von Scheidung, die später so häufig war, ward nichts gehört. Es war nicht gewöhnlich, dass Frauen Wein tranken. In damaliger Zeit erschienen Frauen, wie die Mutter des Coriolan — oder wie Cornelia die Mutter der Gracchen. Die Bürgerkriege Roms begannen auch die Sitte zu zerstören. Unter dem Kaiser brannte nicht mehr die stille Flamme der Tugend, sondern

die Fackeln der Leidenschaft. Der Altar der Vesta war umgestürzt — erst das Evangelium richtete wieder die Häuslichkeit auf; die christliche Frau erneuerte den Segen des Hauses.

* * *

Aehnliches stellt uns das deutsche Leben vor.

Wenn man etwa von Gotha oder Erfurt in das Thüringische Land fährt, so macht Jeder leicht die Bemerkung, wie vielen Ortschaften er begegnet, die sich auf leben endigen, wie Büssleben, Bischleben, Wandersleben, Wundersleben, Gispersleben u. s. w., man kann solche finden vom Norden bis in den fränkischen Süden — die Endung ist ein Zeichen uralten Lebens; sie bedeutet die Stätte, an der der Besitzer blieb. Das Leben ist das althochdeutsche *leiba* als alte Form von Bleiben. Es ist das Haus, in dem man sein Heim gefunden, wie das französische *maison* von *mansio*, die Bleibung, den Namen hatte.

Dieses Haus war das Heiligthum des alten Volkes, welches nicht mehr wanderte. Was für die Germanen, die noch suchend herumzogen, der Wagen war, wurde nun für die Sesshaften Ackerbau das Haus, das sie schützte, wie das Kleid und wie der Hut vor Kälte und Regen. Darin sammelte man sich seit Urzeit um den wärmenden häuslichen Heerd.

So ward auch bei uns Heerd und Heimath ein Begriff. Im Tell von Schiller heisst es:

> Hast du der Kinder liebes Haupt vertheidigt,
> Des Heerdes Heiligthum beschützt.

Selbstständigkeit und freier Besitz, des Menschen grosse Ehre und Freude concentrirt sich im eigenen Heerd, wie es bei Goethe heisst:

> Das Sprüchwort sagt: ein eigner Heerd,
> Ein braves Weib ist Goldes werth.

Ich kann mich selbst noch aus meiner Jugend an das mächtige Zimmer im schlesischen Haus erinnern -- wo sich die ganze Familie aufhielt und die Gesammtgeschäfte vollzogen wurden, die allen Mitgliedern oblagen. Unten Schlafzimmer — in der Mitte Kochofen — weiter oben Geschäfts- und Besuchsstätte, ganz oben am Fenster studirte ich. Es vertrug sich Alles mit einander und geschah alles neben einander. Der alten Zeit wird nur das Pianoforte gefehlt haben, bei dem die Tochter „In Sevilla, in dem Lande der Kastanien" sang, während ich den lateinischen Aufsatz studirte. Dagegen fehlte der neuen der grosse Ofen. Das Zimmer war mehr lang als viereckig. In einem solchen aber stand vor Zeiten der ungeheure zumeist grüne Kachelofen, der den Heerd vertrat. Breite Bänke zogen sich umher. Er war der Mittelpunkt, der Schmuck und die Ehre der Familie, die alle um ihn herum sassen. Da wurde gesponnen, gestrickt, gelesen und gebetet. Das Gesinde sass mit der Herrschaft — es war eben ein Haus, eine Pflicht, die sie verband. Der Name Ofen, *Auhns*, *Ovan*, schwedisch *ugen* (der Uebergang von g und v wie in *lex*, *legis* und *law* etc.) ist vom Feuer benannt (*ignis*, sanskr. *agni*), grade wie in dem lat. *fornax* die Formen πύρ, Feuer sich wiederspiegeln. Auch die alten Römer hatten eine Göttin Fornax, Ofen, wie es bei Ovid heisst:

„Fornax werde zur Göttin gemacht, sich erfreuend des Ofens,
Flehen die Pflüger zu ihr, milde zu machen die Frucht."

Der Ofen nahm wohl den vierten Theil der Stube ein. Da „Hans" der beliebteste Name war, nannte man ihn liebkosend Grosshans. Da er gewöhnlich grün war, so gab man das Räthsel auf:

Aussen grün und innen schwarz,
Sommerkühl und winterwarm.

Auf seinen Bänken hielt man Mittag- und Abendruh. Die Bequemen blieben gern hinter dem Ofen. Daher donnert Körner im Freiheitskrieg die zu Haus Bleibenden an als die „feigen Buben hinter dem Ofen“. Am Kamin und am Ofen sass der Hausvater — in Schlössern der König. Im Parzival von Wolfram v. Eschenbach heisst es:

Auch sind im Saale nicht vergessen
Kamine drei mit ihren Essen
Ganz aus Marmor aufgemauert,
Worin ein Feuer von Holze brannte,
Das lignum aloe man nannte;
Es war ein über kostbar Werk,
Nie sah man hier in Wildenberg
So grosse Feuer solcher Art.

So grossartig ging es auch in Wirklichkeit nicht her —; doch waren auch nicht alle Oefen grün; in Erfurt hatten Häuser den Namen zur grünen wie zur rothen Kachel. Er trug in alter Zeit Inschriften. Eine solche Inschrift lautete:

„En guete Ofen ist ein Capital im Haus
Doch mit me schlechte kome Ma un Fru net aus.“

Unter den altnordischen Göttern findet man keinen, welcher der Vesta wirklich entspricht —; auch das Institut der Vestalinnen wird man nirgends wie in Rom ausgebildet finden. Trotzdem waren die römischen Bräuche und abergläubischen Meinungen bis nach Deutschland vorgedrungen. Sie finden sich überall von Süd nach Nord, von Baiern bis nach Oldenburg.

Alle Heiligkeit des Vestalischen Heerdes ist auf den deutschen Ofen übertragen. Wie beim Feuer der Vesta galt es bei uns für ein Unglück und eine Schmach, wenn das Heerdfeuer ausging. Wie in Rom wird es hier ausgelöscht,

wenn Jemand gestorben ist. Beim Heerdfeuer fragte man die Zukunft; in der Asche suchte man Geheimnisse zu finden. Beim Ofen losen die Mädchen, ob sie einen Mann bekommen. Der Ofen war heilig wie der Altar. Es durfte auf ihm kein Thier getödtet werden. Er war die Stätte der Familie. Wie in Rom wurde die junge Frau zuerst dreimal um den Heerd geführt. Es sind eben Ofen und Heerd Symbole der Häuslichkeit und Heimath. Alles was im Volk darüber umging, erklärt sich daher allein. Es ist ein schöner Gedanke, dass Sünte Klas (S. Nicolaus) die Geschenke, die er den Kindern in der Weihnachtszeit bringt, aus dem Ofen holt. Wenn man Thiere an das Haus gewöhnen wollte, liess man sie in den Schornstein gucken. Daher kamen mancherlei Sprüchwörter. „Ein alter Mann ohne Witz und ein Ofen ohne Gluth die sind zu nichts gut.“ Ofen und Frau, sagt ein anderes, die sollen daheim bleiben. Man verglich gern nach uraltem Beispiel den Heerd und den Ofen mit der Pflegerin desselben, der Hausfrau. Sie sei die wohlthätige Flamme des Hauses. Daher sagte man auch, die Kinder kämen aus dem Ofen. Das letztgeborene hiess ein Ofengucks. Von einem zarten Kinde sagte man, man soll es nur wieder in den Ofen thun, damit es gar werde.

Daher haben ja auch unsere lieben Backfischchen den Namen, weil sie noch nicht völlig ausgebacken sind, was sie nicht gern hören.

Besonders interessant ist, wie sich die Meinung von den Hausgeistern der Penaten und Laren der alten Römer zu den Deutschen fortgepflanzt hat. Das ganze deutsche Volk war voll Erzählungen von solchen Hauskobolden, Heinzelmännern (eigentlich Hinzmännern — denn von Hinze, der Katze, sind sie benannt), Mummelmännern, Popanzen, Bullermann, Rumpelstilzen,

Poltergeistern. Sie haben entweder rothen Bart oder rothen Hut (vom Feuer des Heerdes) — sie lassen sich nicht sehen — kommt man dazu, sehen sie wie ein Kind aus. Im Hause sind sie still und thätig, nur muss man sie nicht stören. Sie hängen am Haus und lassen sich ungern vertreiben. Am Heerd und hinter dem Ofen haben sie ihren Sitz. Es sind eben durch die Einwirkung des christlichen Geistes aus heidnischen Laren und Penaten des Heerdes gebannte Geister geworden, die man vertreiben lässt, wenn sie Lärm machen — wenn man es kann. Manchmal wirkt ein solches. wie ein guter helfender Geist — oft wird er als ein boshafter und quälender geschildert, je nachdem die Erzähler noch mehr oder weniger den heidnischen Traditionen nahe oder fern stehen.

In Partsdorf hatte er die Gestalt eines Hasen. Man sah die Gutsfrau mit ihm hinter dem Ofen sitzen und ihn füttern. Kam man näher, war er verschwunden. In Grosskamsdorf sah man von 11—12 eine alte Gluckhenne unter dem Ofen. Sie gluckste ihren Küchlein und war verschwunden. In Schleiz hatten viele Häuser ihre Geister, die klapp klapp Mittags die Treppen auf und ab liefen. Sie waren sehr conservativ. Irgend welche Veränderungen konnten sie nicht leiden und rissen sie wieder ein. Es sind hauptsächlich Gebannte, welche den Ofen heimsuchen —; weil sie die Heimath ersehnen, die sie verloren haben. Bei Gera wird erzählt, dass ein Gut keinen Pächter fand, weil immer um Mitternacht auf dem Ofen eine gespenstige Frau sass, die nichts that, als alle viertel Stunden niesen. Da wagte es ein fleissiger Knecht, pachtete das Gut um billigen Zins, heirathete und gewöhnte sich sammt seiner Frau an die Erscheinung. Da, sie waren halb eingeschlafen, nieste das Gespenst wieder — und seine Frau, schlaftrunken, rief: Helf Ihr Gott, Grossmutter! da sprang diese fröhlich auf —

sie sei nun erlöst, rief sie — sie könne nun heim und zeigte ihnen vergrabenes Geld. Die wurden reich und jene nieste nicht wieder. — Eine Frau aus Weida ging nach Cronswitz. Da tanzten vor ihr zwei Katzen her, und wie sie ihnen so zusieht, sagte die eine: Wenn du nach Cronswitz kommst, da sag' zu Pfarrers Rie, Ru, Ranze, sie soll komme zu Tanze." Die Frau weiss nicht, wer da ist, zu dem sie es sagen soll. Sie kommt aber zu den Pfarrleuten und erzählt das. Kaum hat sie das gethan, da springt des Pfarrers Katze von der Ofenbank und verschwindet auf immer. —

In Mühltroff wohnten ein Wirth und ein Jesuit. Die konnten einen Geist nicht los werden, den sie citirt hatten. Er sass hinter dem Ofen. Ein vornehmer Geistlicher konnte nichts ausrichten, denn der Geist warf ihm alle seine Sünden vor. Da kam aber ein Anderer, der ohne Tadel war, und der Geist musste weichen.

Man liebte keine Veränderung am Ofen, so lange er wenigstens noch stand; wenn der Ofen neugesetzt ward, ereigneten sich seltsame Dinge. Unzählige Mäuse, Krähen und Dohlen kamen daraus vor. Man hatte an Ratten und Mäusen ohnedies genug, weshalb das gute Kind nach der Allgegenwart Gottes gefragt, unmöglich glauben konnte, dass er auch im Keller sei. Dort wäre er schon längst aufgefressen.

In Schwaben war ein sonderbarer Brauch. In Schlingen wird um Martini Jahrgericht gehalten; wenn das geschieht, so muss ein Bauer, in Hut und Kappen wohl angethan, hinterm Ofen sitzen und ausserdem heizt man gewaltig ein. Die Chronik sagt, die Einwohner wüssten davon selbst den Grund nicht mehr. Aber es bedeutete, dass ein schlecht Gewissen trotz aller Ausreden, und ein strenger Richter es einem Schuldigen sehr heiss zu machen pflegt.

Es mag auch sonst manchmal am Ofen der Häuslichkeit heiss geworden sein.

Denn der Ofen, trotz aller grünen Kacheln und schönen Schlafbänke, ist doch nicht das Entscheidende. Den Frieden gewährte allein — die er ja nur symbolisirt — die rechte Häuslichkeit von Mann und Frau. Wenn das Weib mit dem Mann nicht blos am Ofen sass — sondern mit ihm im Herzen lebendig einig war. Nicht blos die Heerdhüterin, sondern auch die Geisthüterin des Hauses soll sie sein. Nicht der eine Ofenplatz, sondern dasselbe Interesse soll sie verbinden. Die Frauen des Mittelalters haben nicht selten in neuerer Zeit harte Urtheile erfahren. Ein Mann wie Richard Wagner hat das ganze Frauenvolk des dreissigjährigen Krieges für treulos erklärt. Aber es hat dies hervorragend pharisäische Art. Es sind Männer, welche verdorben haben und Männer, welche geschrieben haben. War am häuslichen Heerd der Mann der Rechte, wird er das Interesse und Mitleben der Frauen immer gefunden haben. Gewiss ist die Häuslichkeit wie sie besteht, der Grundcharakter des socialen Lebens überhaupt. Pestalozzi hatte Recht, wenn er sagte: „Enge Kreise sind und bleiben das Band der Sitten; im beruhigten Hausglück, im engen nicht unmesslichen Berufskreis keimt der Vaterlandsgeist.“

Es ist eine klassische Stelle über Frauen im Leben mit ihren Männern, wie sie Tacitus enthält: „Nach der deutschen Ansicht, sagt er, ist in den Frauen etwas Heiliges und Prophetisches und darum verschmähen sie weder ihre Rathschläge, noch verachten sie ihre Bescheide.“ Sie haben die Kraft der liebevollen Subjektivität und die Augen des erregten und lebendigen Herzens. Sie sind darum die Poesie und die Begeisterungsfähigkeit des Hauses, wenn ihnen Leben und Interessen des Mannes Raum zur Begeisterung geben.

Sie nehmen dann an denselben mit einer Kraft Theil, die ebenso zum Erfolg, aber oft zum Fanatismus wird. Der Ofen sprüht dann eine verzehrende Gluth aus. Sie haben, wie Tacitus erzählt, im Kriege die weichende und erschütterte Schlachtordnung wieder hergestellt. Die Geschichte berührt dies überall. In der Schlacht bei Dorylaeum in den Kreuzzügen waren es die Frauen, welche zum glücklichen Erfolge beitrugen. Ueberall erzählen Traditionen von ihrer Theilnahme an den Religionskriegen. In Schwaben haben sie in einigen Orten die Sitze auf der Ehrenseite, weil sie, wie man erzählte, das Volk zwangen, katholisch zu bleiben.

Die Weiber in württembergisch Hohenstett wollen sogar Dr. Luther, als er bei ihnen predigen wollte, mit dem Besen bis nach Mühlhausen gejagt haben. Anderseitig haben die Frauen in Biel und Bern den Vortritt beim Abendmahl, weil sie die Reformation unterstützt haben. Aber die Einmischung in die öffentlichen Angelegenheiten darf nicht zum blinden Fanatismus werden. Wenn die Liebe aufhört, dann fällt auch „das Heilige und Prophetische“ weg. Der Sansculottismus der Weiber in Paris ist ein gräuliches Vorbild. Frauen müssen lieben — aber nicht hassen — Wunden verbinden und pflegen, aber nicht Blut vergiessen.

Es will der Ofen sie nicht binden, dass sie wie er immer im Hause bleiben — aber es darf auch nicht sein, dass wenn man früher die Hausgeister vertrieb — man etwa täglich vor ihnen entflieht. Der häusliche Heerd braucht gerade keine Akademie der Spinnkunst allein zu sein; die Frau neigte auch früher zu schönen Künsten. Wir haben ein reizendes Kalenderbild des Januars aus dem 15. Jahrhundert. Der Mann sitzt im Pelz am Ofen und trinkt Wein; die Frau sitzt am Spinet und spielt. Der häusliche Heerd soll bleiben, was er im Geiste

der alten Völker war — eine heilige Stätte. Religion und Sittlichkeit sollen an ihm nicht fehlen. Im christlichen Haus braucht es keine Penaten, wenn eine Bibel lebendig da ist. Der Vestalinnen bedarf es nicht, wenn die Frau die Priesterin des Hauses ist. Sie dient dem Vaterlande durch Heiligung und Verschönerung der Familie — dem Leben durch Reiz und Anmuth des Herzens — sie lehrt und hegt ihre Kinder durch Wort und Beispiel — ihre Kunst und Kraft vor Gott und den Menschen ist allein die Liebe.

---

# Von Namen.

**Eine Betrachtung.**

## I.

Wie soll Ihr Kind heissen, fragte ich einst vor der Taufe eine liebe freundliche Frau? Penelope, antwortete sie. Wahrscheinlich hatte sie den Namen der Königin von Ithaka in ihrer Jugend gehört, als sie eben die höhere Töchterschule verlassen hatte und darum mit Homer's Dichtungen innig vertraut war.

Vielleicht hatte sie auch davon gehört, wie Jean Paul bemerkt, „dass ein schöner Name die einzige Schönheit sei, die den Frauen Männer und Jahre nicht rauben können."

Ein Capitel über die Taufnamen würde sogleich beweisen, wie falsch das französische Wortspiel sei, dass die Namen nicht *les signes* (die Zeichen) sondern *les singes* (die Affen) der Menschen und ihres Charakters seien. Sie sind immer Zeichen entweder derer, die sie tragen sollen oder derer, die sie geben. Und dass diese letzteren zuweilen äffischen Moden nachfolgen, lässt sich nicht läugnen. Der Vater von Tristram Shandy hatte freilich Recht, dass es „neutrale Namen" gebe, nehmlich solche, „die ebensoviele Schufte und Narren geführt hatten als gute und kluge Männer" — aber so neutral sind alle; es ist kein schöner Name, der nicht entweiht, kein hässlicher,

dem nicht Ehre gemacht worden ist. Man darf nicht einmal annehmen, dass jener berühmte französische Arzt, der sich Sansmalice nannte, nicht auch zuweilen maliciöse Anwandlungen gehabt hat. Eine Geschichte der Namen ist allerdings ein Stück Weltgeschichte.

Den Menschen in Gesellschaft, Staat und Kirche, wie er hofft und glaubt und streitet, stellen sie dar.

Der Name kommt nicht vom Nehmen, denn er wird gegeben. Er ist ein urmenschliches Erkennungszeichen für das, was der Mensch sein und scheinen will.

Man liebte Namen, wie glänzende Kleider; die Griechen wollten damit ebenso geschmückt sein, wie mit dem wallenden Schleier, der das Haupt umwand.

Der schöne Name war nicht blos ein Wunsch für den, dem er beigelegt ward — sondern sein Schmuck — ob er ihm Ehre machte oder nicht.

Es kam einst ein Perser nach Athen zu einem Gastfreund; mit diesem sah er auf dem Markt eine Reihe Einwohner in lebhaftem Gespräch. Wie heisst der Mann, fragt er, der sich uns nähert. Εὔθολος, sprach Jener (Wohlgeehrt) — und der Perser verbeugte sich. Und der Zweite? fragte er; Polykletos ist sein Name (Vielberühmt) — und der Perser verbeugte sich noch tiefer. Gewiss, sagte er, stehen diese an der Spitze des Staates. Keineswegs, antwortete Jener — es sind ganz gewöhnliche Leute. Aber jener dort, fragte er wieder, mit dem klugen Gesicht, wie ist sein Name? Der heisst Dikaeos, kam die Antwort (der Gerechte); ist der wenigstens Staatsminister? gewiss nicht, antwortete der Gastfreund; er ist der grösste Schalk, den wir haben.

Entsetzt sprach der Perser von dem Missbrauch, die Menschen durch solche Namen zu täuschen. Aber, sprach

Jener. bedenke doch, die Menschen machen die Namen, aber die Namen nicht Menschen. Es kommt vor, dass schöne Leute auch schöne Namen haben. Aristides war wirklich gerecht und Perikles wirklich sehr berühmt -- aber immer war das nicht der Fall, wie ja auch hässliche Frauen um so mehr mit schönen Kleidern sich schmücken.

Zu dem Professor Boeckh, meinem grossen Lehrer, war einst Jemand gekommen, der ihn fragte, ob die Eltern des Sokrates, Sophroniskos und Phaenarete, wirklich so geheissen hätten, nehmlich von Weisheit und von Tugend, während es doch nur einfache Leute waren. Man möchte ihre Namen nur erfunden haben, weil ihr Sohn Sokrates voller Weisheit und Tugend war.

Aber die Frage war nicht gerechtfertigt; als wenn es nicht Leute mit schönen Namen gäbe, die unnütze Söhne hätten!

Der Name passte oft falsch genug, wie der goldene Schmuck, von dem die Gecken am meisten tragen. --

Um dieser Eitelkeit des Namens willens sollten anch die verschiedenen Stände nicht denselben tragen. Wie eine Uniform, sollte er den Stand andeuten, dem Einer angehörte. Die Staatsmänner in Athen sollten dafür sorgen, dass die Namen ihrer Angehörigen mit Nomos (Gesetz, etwa Eurynomos) zusammengesetzt seien. An den Namen der Künstler möge ihr Genie und ihr Geschick hervortreten. Die demokratische Gesellschaft nannte sich vom Demos, Volk, wie Demosthenes.

Die Kasten der Inder sollten nicht mit gleichen Namen heissen. An dem Brahmanen glänzt sein Name wie segensvoller Gruss; unter der Kriegerkaste erkannte man aus jedem Namen: Macht. Die Vaiçsa, die Händler und Gewerbetreibenden heissen vom „Reichthum“; an den Namen der Sudra's, der untersten Kaste, musste „Unterwürfigkeit“ wahrgenommen werden.

So mussten denn auch die Pulayer, die Sklavenkaste in Malabar, ihre Kinder blos „Affen" nennen, weil sie eben nur das Gesicht von Menschen, nicht aber ihre Freiheit haben.

Es war das nicht anders wie im alten Rom. Die Sklaven hatten ihre Rufnamen wie Hunde und Pferde. Sie durften nicht Hauptnamen und Zunamen der römischen Bürger tragen, wie ihnen der Ring versagt war. Sie hiessen Lydus, Davus, Syrus nach den Landen, woher sie stammten.

## II.

Aber der Name war noch mehr, er war ein Bekenntniss; man bekundete durch ihn die religiöse Empfindung, die man besass! Es stellte die höchste Gewissenhaftigkeit dar, wenn es im zweiten Gebote heisst: Du sollst den Namen deines Gottes nicht unnützlich führen. Der Name war wie Gott selbst. Er musste nach dem Gebote des alten Testaments sterben, wer den Namen Gottes zum Fluche gen den Anderen gebraucht, denn aus Formeln, die aus wunderlichen Götternamen bestanden, suchten Zauberer und Zauberinnen Flüche und Verwünschungen gegen Andere hervorzubringen.

An den Namen, welche die Völker vom mittelländischen Meer bis zum Euphrat trugen, war immer ihr Bekenntniss offenbar. Es war ein Krieg der Namen, welchen Israel mit den Heiden in Phönicien, Syrien und Afrika führte. Entweder trat daran die Verehrung des Baal oder des Gottes Israels (El, Jehova) hervor. „Ich werde ihnen den Namen des Baal aus dem Munde nehmen", donnert der Prophet über die Abtrünnigen seines Volkes. Als Nebucadnezar, der babylonische König, die Israeliten in die Gefangenschaft geführt, war auch Daniel mit seinen Freunden an den Hof gekommen. Aber sie durften dort nicht ihre alten Namen, die den Gott Israels be-

kannten, ferner tragen. Sie bekamen andere, welche babylonische Götter anzeigten, wie Sadrach, Mesach, Abednego.

In Aegypten hiess die Gattin Josephs Asnat nach der Naturgöttin Neith — der Pharao war vom Lichtgotte Phra benannt; Amasis, der kluge König, verkündete den Ammon, den Sonnengott der Stadt Theben — Thutmosis den Thot, den Genius der Wissenschaft. Was bei den Griechen für recht galt, Personen nach dem Apollo (Sonne) nach Selene (dem Mond) — so hiess eine griechisch-ägyptische Königin — nach der Athene oder dem Hermes zu nennen, also Apollonius, Athenäus, Hermogenes, das schien bei den Chinesen nicht erlaubt. Nach Sonne und Mond genannt zu sein, schien gefährlich.

Die Griechen nahmen sogar die Götternamen selbst an und hiessen: Artemis, Aphrodite, Asklepios, Hephaestos und hielten es für eine grosse Schmeichelei, Jemanden „Gott" zu nennen. Ein Philosoph, der über die Gottheit geschrieben, wurde zuerst „Gott", aber dann, nach besserer Ueberlegung, „gottlos" genannt. Die syrischen Könige wollten für Erscheinungen Gottes gehalten sein; man schmeichelte ihnen, wie dem jüdischen Könige Agrippa mit dem Zunamen „Gott" — aber ihre Gottheiten nahmen ein jähes schreckliches Ende — nicht anders wie Napoleon, den man in Erfurt 1807 als Gottessohn andichtete — und Ludwig XIV., der die Sonne hiess — aber traurig unterging. Viel unschuldiger war es, wenn einfache Leute im Mittelalter den Namen „Deus" (Gott) trugen; ein österreichischer Schriftsteller im letzten Jahrhundert hiess Herrgott; zwei so Benannter leben ohne allen Anspruch auf Verehrung in Berlin; — aber der Adresskalender lehrt in seinem Verzeichniss nur einen „Gott".

## III.

Als sich das Christenthum unter den Heiden verbreitete, so erschien es gewiss als keine Nothwendigkeit, dass der heidnische Name abgelegt werde; im Christenthum kommt es immer nur auf das Herz, nicht auf das Kleid an; Männer wie Origenes (vom ägypt. Horus), Ambrosius, Justinus, Augustinus, Tertullianus wurden unter ihren heidnischen Namen eine Zierde der Kirche. Wenn Saulus unter dem Namen Paulus seine sonnige Wirksamkeit vollendete, so geschah es nicht bei seiner Taufe, dass er den neuen Namen empfing; er gewann ihn, als er den cyprischen Statthalter überwand, gleich einer Trophäe, wie Herkules das Löwenkleid anlegte, als er den Löwen überwand.

Nichtsdestominder war es natürlich, dass ein Wechsel des Namens vielfach eintrat, dass man bei der Kindestaufe, die das Gegenbild der jüdischen Circumcision ward, christliche Namen den Kindern gab und auch Erwachsene ihr neues Bekenntniss durch Annahme von Namen bekundeten, welche davon zeugten. Man nahm daher gern die Namen der Apostel und Märtyrer an (Petrus, Paulus, Johannes); man nannte sich Eusebius, Pius, Fides (Glaube), Charitas (Liebe), Spes (Hoffnung) — man wollte durch Natalis an Weihnachten, Paschalis an Ostern gedenken, Gläubige, welche in das Kloster traten, empfingen dort einen andern Namen. Das geschah auch bei den Päpsten; es ist eine oft wiederholte Meinung vorhanden · es hätten die Päpste einen neuen Namen angenommen, seit des Papstes Sergius Zeit, weil dieser vorher *Osporci* geheissen habe; es ist dies nur eine Sage; jeder unreine, nicht wiedergeborene Mensch kann so heissen; wahrscheinlich war es ein deutscher Name, den der zum Papst gewählte trug, nehmlich Ebersmunt — und nicht um der etwaig hässlichen Namen wegen änderten die Päpste solche — sondern um des neuen Amtes willen,

das sie übernahmen, wenn man auch hier nicht sagen kann, dass es alles eigentliche apostolische Namen gewesen seien, welche die Päpste annahmen, wie ja auch Sergius ein solcher nicht war.

Allerdings hat ein Mailändisches Provinzialconcil angeordnet, dass wenn Jemand einen „hässlichen und lächerlichen Namen“ trüge, der Bischof dafür sorgen solle, dass er in der Confirmation einen schicklichen erhalten möchte. Diese Fürsorge wurde 1652 dahin erweitert, dass überhaupt „heidnische“ *(gentilia)* Namen verboten wurden und dafür anständige Christennamen zu wählen seien. Aber es war eine byzantinische Anmassung, wenn diejenigen Frauen — Kinder von europäischen Fürsten —, die mit einem byzantinischen Fürsten vermählt wurden, einen anderen Namen, ja eine neue Taufe erhalten haben sollen. So wurde Kaiser Conrad's Tochter als byzantinische Kaiserin, Irene, die Tochter Ludwig VII. von Frankreich, in Byzanz Anna genannt. Es liess sich erklären, dass die Dichterin Athenais, als sie die Gemahlin des Kaisers Theodosius ward, da sie eine Heidin zuvor war, zuerst getauft und dann Eudokia genannt wurde. — Einen drolligen Grund gab man für einen Namenswechsel vor 800 Jahren an (1088): eine Nonne hiess Hilaria, „weil aber die deutsche Zunge die lateinischen Namen nicht gut ausspricht, so nannte man sie Uda!“

## IV.

In Kirche und Staat ist Krieg genug; auch davon zeugen die Namen. Man befleckte gegenseitig seine Namen, wie man die Ehre des Gegners angriff. Man verspottete durch Carrikatur den Namen des Feindes, wie man seine Gärten verwüstete.

Das that man schon in der alten Komödie. Aristophanes redete von den armseligen Trygödien (die von schlechter Hefe

bekannt sind) statt von Tragödien. Wenn er den Kalonymos nannte, sprach er vom Kalakonymos (dem Schmarotzer). Heilige Karrikaturen werden im alten Testament gebraucht. Es wird darin nicht von Bab-el, als dem Thore Gottes, sondern von Babel und Confusion gesprochen.

Die Muhamedaner nannten die Perser nicht Kaliva, Feuerdiener, sondern Philiva, was Thoren bedeutete.

Die Kreuzfahrer machten aus Haschischins (Haschischtrinker) den Namen jener furchtbaren Sekte, nehmlich Assassins (Mörder) und der Name Assassinen ist ihnen geblieben.

Aber auch in dem Kampf der Christen unter einander ist dieser Namenkrieg eingebrochen. Sie leiteten den Namen Manichäer, statt von ihrem Stifter Mani, aus Spott und Hass von Mania, Wahnsinn, und leiteten die Cerinthianer statt von Cerinth von Merinthos, dem Fallstrick, ab. Die Sekten vergalten ihnen das und redeten nicht von Athanasius (dem grossen Kirchenlehrer), sondern von Sathanasius — nicht von Vigilantius (dem Wachsamen), sondern vom Dormitantius (als Schlafmütze), nicht vom Photinus (Lichtmann), sondern Skotinus (Dunkelmann).

Im Mittelalter sprachen die Gegner nicht von Abaelard, sondern von Bajolard (Specklecker) oder Aboiland (dem Hund, von aboyer, bellen).

Die Spottnamen aus der Zeit der Reformation, nach welcher die Katholiken D. Martin Luther — als Luder in diesem Sinne aussprachen — und die Protestanten die Jesuiten — als Jesuvider darstellten — könnte selbst ein kleines Buch anfüllen.

Den Grossinquisitor Schadland nannten die Wormser nicht ohne Grund: Landschaden, und den Papst Urbanus VI. nannte Otto von Braunschweig, wie er meinte, mit Recht Turbanus,

nämlich Unruhstifter. Der Philosoph Leibnitz musste sich gefallen lassen als „Glaubenichts“ zu erscheinen.

Diese Carrikatur der Namen erschien allerdings mehr als ein literarisches Gefecht; ein confessioneller Kampf, der bis in das Leben der einzelnen Bekenner drang, that sich kund, wenn die Synode von Bordeaux es als Ketzerart erscheinen liess, „die Namen der heiligen Väter des alten Testaments“ zu gebrauchen — darum, weil die Protestanten seit der Reformation mehr mit diesem bekannt, einen Nachdruck darauf legten, die Kinder mehr mit Namen der alten Patriarchen, als unbekannter Heiligen zu benennen.

Man liebte biblische Namen bei der Taufe zu ertheilen, wie Moses, Ezechiel, Gabriel, Josua, Judith, David, Salomo u. A. Das war zumal in den puritanischen Zeiten in England der Fall und in einem Verzeichniss englischer Taufnamen findet man in der That Abednego und Sadrach — eine Abrahamina und Adamina, einen Bezaleel und Cherubin und viele Andere und es ist kein Grund, sich darüber zu verwundern, dass man Tamar und Sara genannt wurde, so gut wie Phillis und Ulysses und Penelope.

Heutzutage sind in England: Mary, William, John, Elizabeth, Thomas, George, Sarah (unter 50 000 Frauen trugen 1866 3602 den Namen, während 6819 Mary genannt wurden) James, Charles die häufigsten. Im Roman von George Eliot: Adam Bede hiessen eben die beiden frommen Hauptpersonen Adam und Seth.

Es war gewiss kein Personennamen, wenn Butler an Hudibras (III v. 1145) sagte, dass die Parlamentsleute in Cromwell's Zeit Trachten trugen nach dem Schnitt, den Smectymnus für sie erfand. Es waren fünf dem Parlament ergebene evangelische Prediger, deren Vor- und Zuname

das Wort Smectymnus bildete. Ihre Anhänger trugen, um sich kenntlich zu machen, eine bestimmte Sorte Tuche um den Hals.

Die Namen machten eben alle Moden mit; während der Herzog von Richelieu vor der Revolution nicht im Stande war, einen bürgerlichen Namen auszusprechen, ohne ihn zu verstümmeln — kamen während derselben Namen wie Liberté, Egalité, La Fayette, Marat, Sansculotte etc. in Gebrauch.

In der patriotischen Erweckungszeit wurden Mädchen mit den Namen Blücherhilde, Kleistine, Yorkine, Bülowine getauft. Allerdings haben die Regierungen, so auch die französische, im Jahre 1802 befohlen, zumal auf die Kalendernamen zu achten und die Civilbeamten empfahlen nur vernünftige und unparteiische Namen zu wählen.

Die Mode wirkte auch auf Namensänderung oft mehr als die Hässlichkeit der Namen ein, welche man gewohnt war. In dem Jahrhundert der erwachenden Wissenschaft wandelte man seine ehrlichen deutschen Namen in lateinische und griechische Formen. Wer kennt heute den Lehrer Deutschlands als Schwarzerd, während die Weltgeschichte von Melanchthon erzählt. Die Hausleuchte wurde Oekolampadius, wie Hoorn ein Keratinus wurde, der eitle Castelio wurde einst Castalio spöttisch genannt und er behielt ihn um des castalischen Musenquells willen. Der katholische Gelehrte Feuardent wurde viel wegen seines Namens verspottet, weil man ihn des heissen Temperaments beschuldigte, was sein Name bedeutete: der Günstling und Barbier Ludwig des Elften, welcher Olivier le Mauvais, d. i. der Bösewicht, hiess, musste auf Befehl seinen Namen ändern. Westaustralische Völker vertauschten mit Gastfreunden nicht selten ihre Namen, wie es die alten Griechen mit ihren Waffen thaten.

Es war im Jahre 1804, als Jean Paul einen interessanten Artikel als einen „Rath zu urdeutschen Taufnamen“ in der Zeitung für die elegante Welt erscheinen liess. Es war wie weissagend was er darin schrieb: „Wir leben jetzo, wenn nicht in doch vor einer bösen Zeit und wer die Ohren mehr an die deutsche Erde legen will, kann leicht darunter die Mineurs arbeiten und höhlen und die Pulvertonnen und Leitfeuer gehen hören.“ Er schrieb das vor 1806.

Es ist auch ein vortrefflicher Satz, wenn er später sagt: Der Eindruck eines wohllautenden Namens, sowie eines misstönigen wird oft kaum von Jahre langer Gegenwirkung überwunden und er wirkt gar doppelt, wenn der Mensch so handelt wie er heisst; so sehr ist unser Schicksal, wie nach Bonnet der Baum, ebensowohl in die Luft als in die Erde gepflanzt.“ Wenn er aber sich beklagt, „dass man gegenwärtig lieber alle Propheten, Apostel, Heiligen und Völker eher zu Gevattern riefe als einen alten Deutschen“ — so war das erstens nicht wahr. Er selbst hatte auch an seinem Namen beachten können, was er an Anderen tadelte, dass die französischen Bildungen des Namens den deutschen vorgezogen werden. Er war ja Johannes genannt, nicht Jean; anderseitig kann er es wohl in seinem Humor nicht ernsthaft gemeint haben, als er Namen wie Gummunder, Britomar, Wisimar, Ardaric, Allomir vorschlug; die deutschen Träger würden sie ausserdem noch weniger verstanden haben, als es ihnen mit den biblischen und christlichen möglich war. Nicht einmal den gelehrten Forschern ist es gelungen, die altdeutschen Namen genügend zu erklären. Die Deutungen Wiarda's, auf den sich Jean Paul beruft, sind meistens irrig. Man kann Deutungen begegnen, die schrecklichen Eindruck machen, wie wenn einer Harald durch „altes Haar“, Albert mit „ganz Bart“, Heinrich

als „Heunenreich“ erklärte. Im allgemeinen sind die heutigen Eltern und Pathen nicht mehr von dringenden Sorgen um ihrer Kinder Namen erfüllt; manchmal aus poetischer Rücksicht, wenn Mama oder Tante einen eindrucksvollen Roman gelesen haben, meist aus rein persönlichem Grund der Verwandtschaft und Pathenschaft — selten aus wirklicher Bedeutung — nie mit dem Eifer von Tristrams Vater werden die Namen gegeben.

Historische Beziehungen machen sich noch geltend — wenn auch eine Moltkehilde oder eine Bismarckine nicht mehr dem modernen Geschmack entsprechen möchte. Die Juden nannten, als Alexander der Grosse Jerusalem geschont, alle in dem Jahr geborenen Kinder mit seinem Namen. Im Todesjahre der Kaiser Wilhelm und Friedrich mögen Manche einem ähnlichen Gefühle gefolgt sein. Unsere Namen sind im ganzen nur das Bekenntniss der Bekenntnisslosigkeit. Aus allen Zonen und Sprachen kommen sie her. Wenn die Römer sagten *Nomen et Omen* und dem Namen irgend eine abergläubische Einwirkung zuschrieben — so mögen wir darauf halten, dass ein ehrliches und sittliches Leben aus dem Namen widerscheine. Ein guter Namen werde Amen, d. i. wahr und getreu im Volk und Leben, und solcher wird den Segen nicht verleugnen, in welchem er einst verliehen ward.

---

# Die linke Seite.

## I.

Die Anfrage eines Freundes über Namen und Wappen der Familie v. Levetzow gab zu dieser Abhandlung die Veranlassung.

Der Name des Mecklenburgischen Geschlechts ist wendisch und leitet sich von dem durch alle slavischen Dialekte verbreiteten Ausdruck für link, so böhmisch *lewice*, polnisch *lewa*, ilirisch *leva*, russisch *levajab*. Wendisch heisst *lewiza* die linke Hand, *lewy* link.

---

Dieses *lewy*, *lewice* entspricht dem latein. *laevus*, welches im Deutschen statt des v ein k angenommen hat und zu link, lenk geworden ist.

Derselbe Uebergang offenbart sich zwischen *laevis* λαιός, und *scaevus* σκαιός, mit einem s im Vorschlag, wie für link ein *slink* im Brabantischen zumal geworden ist. Die Schwierigkeit der Ableitung von *scaevus* ist dadurch überwunden, wie wir sehen werden.

Statt *lenk* erscheint in verschiedenen Mundarten *tenk* (wie *dingua* und *lingua*, wie μυδαλέος und *madidus*, μελετῶ und *meditor)*. Zu *laevus* gehört wiederum das englische *left*. Wie

f und ch im Niederdeutschen und Niederländischen in einander übergehen *(kraft* und *kracht),* so ist im Niederdeutschen zumal früher für *left luchter* gebraucht worden. (Vgl. Grimm, Gesch. der deutschen Sprache, p. 992.)

Dass die Herren v. Levetzow ihren Namen aus *lewice,* link, selbst entstanden glaubten, ersieht man daraus, dass sie ihn mit *luchter* übersetzt haben.

Dies geschah, indem sie als ihr Wappen einen siebenarmigen Leuchter annahmen.

Sie brauchten ihn zu einer redenden Illustration ihres Namens — wie die meisten Wappen so gebildet sind —; Wortspiele haben dabei vielfach ihre Geltung. Die Anmerkung wird einige interessante Beispiele offenbaren. Das Wort *luchter* — an sich die Uebersetzung von *lewice,* link — bedeutet auch *luchter,* den Leuchter. (Vgl. Lübben, Mittelniederd. Handwörterbuch 1888, p. 212.) Das ist der Ursprung des Wappens. Aber auch dass es einen siebenfachen Leuchter vorstellt, erklärt ein sinniges Wortspiel derer, die das Wappen annahmen.

Der Ausdruck *lewy* für — link klingt — wie das biblische Lewi; es waren die Lewiten die Priester im Tempel und die Pfleger des Leuchters, wie er auf dem Triumphbogen des Titus und andern Denkmälern vorkommt. Die christlichen Kirchenlehrer sahen in dem Leuchter die heiligen Vorbilder christlicher Wahrheit. Theophilus von Antiochien sagt im sechsten Capitel des Matthäus: „Der Leuchter ist das Kreuz Christi, welches die ganze Welt erleuchtet hat mit dem Glanz seines Lichtes.“ „Jeder Mensch“, sagt Hieronymus, „welcher in der Kirche das Wort Gottes hat, wird der Leuchter genannt.“ Priesterliche Diener, eben wie Leviten, trugen die Leuchter auch im Gottesdienst der alten Kirche. Als „Jungfrauen“

trugen sie die Lampen auch auf Munsalwaesche, wo sie Parzival sah.

Als solche Träger des Leuchters wollten die frommen und sinnigen Glieder des alten Rittergeschlechts angesehen sein.

## II.

Der Name Levetzow ist nicht der einzige, welcher von dem slavischen Lewy abgeleitet werden muss. Die alten Orte Levin (in Mecklenburg-Schwerin, im Oberbarnim etc.), Lewy Hradek in Böhmen kommen gewiss davon.

Manche Ortschaften, die scheinbar mit Löwe *(leo)* componirt und auch von ihm das Wappen haben, mögen davon abgeleitet sein, wie .die Stadt Löwen in Schlesien, die ebenfalls in alter Zeit Lewin hiess — vielleicht auch Löwenberg. In Weimar ist eine Ortschaft Lewitz, die nicht anders zu erklären ist, wie in Mecklenburg ein Lewitz vorkommt 1304 (Brückner, Ortsnamen, p. 40). Wahrscheinlich gehört dazu auch Lawen in Mecklenburg-Strelitz. (cf. Kühnel, Die slavischen Ortsnamen in M.-Str., p. 28.)

Man wird Ortschaften dazu stellen können, die mit Link componirt sind, wie Lincankeim, hd. Linkenheim, Linkenmühle; Kehrein führt als Gemarkungsnamen in Nassau an: Linkengarten, Linkenseifen, Linkenfeld u. A. (Nassauisches Namenbuch, p. 496.) Pott nennt Familien: Linkenbach und Linkenhuber. (Personen- und Familiennamen p. 13.)

Der althochdeutsche Name Linco wird schwerlich den Luchs bedeuten — sondern ähnlich wie Laevius, Laevinus, Scaevius, Scaevinus gebildet sein.

Um solche Namen zu bilden, müssen Gedanken zu Grunde liegen. die über die äusserliche Lage von Rechts und Links hinaus gehen; in der That ist die „linke Hand" mit einer Fülle

von Aberglauben umgeben, der auch auf die Namengebung einen gewissen Einfluss gehabt hat.

1. Die „rechte Hand“ zeigt den Weg und richtet ihn; man muss daher mit dem griech. δείκνυμι das Sanskrit *dakshina*, griech. δεξιός, *dexter*, (alt *hoegr)* verbinden.

Meist ist damit der moralische Sinn der Geschicklichkeit und des Wissens von dem, was „richtig“ ist, verbunden, daher Sanscr. *daksha* geschickt, δεξιότης Geschicklichkeit *dexteritas*, daher auch der Eigenname Dexter. (Tacit. 1. 31; Plin. 8. 14.)

Benfey (Gr. Gr. 1. 240) hat das „Weisthum“ (weisen, zeigen, richten) des sittlichen Rechts, also δίκη, δικαιοσύνη (hebr. צדקה) dazu gestellt. Es tritt derselbe Fall ein in der Bildung unseres deutschen Recht (ahd. *reht*, *raiths*, persisch *rast*; ähnlich im Kurdischen und Ossetischen); es gehört zu richten, wie *rectus* zu *regere*, wie *droit (directus)* französisch die rechte Hand und das Recht bedeutet. Die rechte Hand heisst daher die stärkere (forthora im alts.) oder suithore, die *manus potior* die geschicktere, die wackere, d. h. die thätige Hand. Sie führt zumeist das Schwert. Man liess daher den Fremden auf der linken Seite sitzen, weil die Rechte frei war — oder man stützte sie aus dem Grunde auf die linke Seite; man trug ja deshalb das Schwert auf der Linken, um es mit der Rechten zu führen.

Der Gegensatz zur rechten Seite entschied immer über die Meinung, die man von der linken hatte.

So weit man allein die Kraft und das Geschick der Rechten im Auge hatte, wurde mit der Linken Ungeschick, Dummheit, Tölpelei und Unglück verbunden. Die meisten Ausdrücke für links haben die Nebenbedeutung des Linkischen angenommen — aber dies ist erst im modernen Gebrauch der Völker geschehen; an sich haben die Ausdrücke für „links“ zumeist

einen andern tiefern Grund, aus welchem auch der günstige Aberglauben, der in Betreff der linken Hand — zumal auch in unserm Vaterland — besteht, allein erklärt werden kann.

Pictet hat in seinem grossen Buche (Les Origines Indo-Europeénnes, 2. 488 etc.) wunderliche Ableitungen der Ausdrücke für „Link". Das Sanscrit *savya* trennt er von *scaevus* und will darin die Bedeutung des „Abwaschens" finden *(ablui, lustrari)*, ebenso soll *laevus* mit *luo* verbunden sein. Man sieht nicht, warum grade die linke Hand vom Abwaschen benannt sein soll.

2. Es ist wahr, dass in der Sprache des Sanscrit *apashtu* links, die entgegengesetzte Seite der Rechten bedeutet — wie ἀποστατέω — aber der Gegensatz ist darum noch keine Abhängigkeit von der Rechten.

Es sind allerdings geographische Auffassungen, welche zur ursprünglichen Benennung der Rechten und Linken beigetragen haben. Davon giebt das lichteste Abbild der Sprachgebrauch des Hebräischen, in welchem Jamin rechts und smol links bedeutete. Jamin leitet sich von Jam (Meer) und bedeutet die Meerseite; smol, semol oder samol von sam, das Hochland. Es lagen das Aramäische Land (Sam und Aram haben dieselbe Bedeutung) und das Meer einander gegenüber. Hoch- und Tiefland stellte sich dar. Aus Aram war Abraham nach Kenaan (das Tiefland am Meer) herabgestiegen. Wer etwa von Nazareth nach Jerusalem herabzog, hatte das Meer zur Rechten, das Hochland jenseits des Jordans zur Linken.

Dieser Auffassung folgt auch die Erzählung in 1. Mos. 14. 15, „dass Abraham die Feinde verfolgt habe bis Hoba (חובה), welches zur Linken von Damaskus ist." Hoba lag offenbar nordöstlich von dieser Stadt und es ergiebt sich,

dass Aram dem Meere gegenüber als linke Seite angesehen ward.

Damit scheint auch das Wort Abrahams zu Lot (1. Mos. 13, 9) übereinzustimmen, worin er sagt: „Scheide dich von mir! Willst du zur Linken, will ich zur Rechten“; und Lot zog die Gegend am Osten dem Jordan vor; er wählt die linke Seite, die ihm zuerst angeboten ist.

Im Allgemeinen lag auf שמאל nicht die unglückliche Nebenbedeutung, die bei andern Völkern Brauch war; es werden rechts und links meist gleichwerthig hingestellt; der Mann im linnenen Kleid hebt die rechte und linke Hand zum Schwure auf (Dan. 12, 7).

Dennoch scheint der Segen mit der rechten Hand ein Vorrecht zu haben, womit Jakob nicht den Menasseh, sondern Ephraim als Grösseren, wenn auch nicht Erstgeborenen segnet (1. Mos. 48, 13). Den Vorzug der rechten Seite bestimmt auch Koheleth 10, 2, wo es heisst: „Das Herz des Weisen ist zur Rechten und das Herz des Thoren ist zur Linken.“

Daher ist die Bemerkung anzufügen, dass grade unter den Söhnen Benjamins (Richter 20, 15) siebenhundert Mann waren, die mit der Linken kämpften wie Ehud, der den König Eglon, den Tyrannen tödtete, linkhändig war. Den Namen Benjamin selbst muss man aber (nach 1. Mos. 35, 18) als Sohn des Glückes deuten, wie ihn sein Vater euphemistisch statt „Sohn des Schmerzes“ nannte. Ich habe schon früher (in meinem Commentar zum Buch der Richter, cap. 3) bemerkt, dass, wenn Ehud, wie auch von den Benjaminiten gesagt wird, אטר יד ימינו heisst, אטר nicht mit gelähmt wiedergegeben werden muss. Es ist unmöglich, dass grade 700 Männer sollten am rechten Arm gelähmt sein; offenbar bedeutet אטר so viel, dass sie den rechten Arm ungebraucht liessen und die Sitte, mit

dem linken Arm zu kämpfen, angenommen hatten — also eigentlich ἀφιδέξιος oder wie auch vorkommt ἀμφαρίστερος, d. h. mit beiden Händen an sich gleich geschickt zu handeln. Die griech. Uebersetzung hat das Wort אטר also wiedergegeben. Es mag dem Arabischen, Persischen *Jeser* entsprechen, welches auch *ambidexter* bedeutet.

Es erzählt ja Stobäus (Eclog. Phys. ed. Heeren. lib. I. cap. 52, p. 992), dass es afrikanische Völker giebt, die tüchtig und meistens links kämpfend sind und Alles, was Andere mit der Rechten, mit der Linken thun; es sind offenbar dieselben, welche bei Stephan von Byzanz als Εὐωνυμῖται vorkommen (ed. Westermann, p. 128). Εὐώνυμος wird griechisch gleichfalls als links gebraucht, und man hat es ebenso euphemistisch zu erklären versucht.

Schon Stephanus zweifelt an der Richtigkeit dieser Meinung; in der That heisst εὐώνυμος sonst wohlbenannt, berühmt (ἔνδοξος, περίκλυτος) und der Zusammenhang mit links wäre weniger deutlich. Dagegen scheinen mir die Euonymitae wirkliche Jeminitae zu sein. Euonymos ist ein in die griechische Form umgewandeltes ימיני; das Jemini oder Eumini ist in ein Eunimi umgestellt. In der That würde dabei ein euphemistischer Brauch eintreten, womit man das Links mit der guten Bedeutung des Glückes benannt habe.

3. Ganz parallel zu den hebr. Ausdrücken für links und rechts stehen die arabischen Bezeichnungen von Scham und Jemen. Wahl (Asien, p. 307) sagt: „Alscham bedeutet eigentlich das Linke, weil den Arabern Syrien zur Linken liegt“, aber wie wäre dann die linke Hand zu nehmen! — aber der Name Scham kommt von der Höhe, und Jemen desgleichen vom Meer — und nur die Nebenbedeutung des Glücklichen

im Namen hat bei den klassischen Autoren dem Lande den Namen Arabia felix gegeben.

Die Namen für links und rechts gehören, wie natürlich, zu den ältesten der menschlichen Sprachen und haben in späteren Zeiten unglücklichen Etymologien unterlegen.

Auch das griechische ἀριστερός kinks hat nichts mit ἄριστος zu thun; warum soll zum Besten noch ein Comparativ gebildet werden! ἀριστερός steht für ὀριστερός (wie ארם und הד) und bedeutet Bergseite, wie שם und שאם und שמאל).

Der berühmte Homerische Held Asteropaeus hat mit der Linken wie mit der rechten zu fechten verstanden (Ilias 23, 163); sein Name ist daher wohl als Aristeropaeus zu verstehen, als Einer, der auch mit der Linken zu hauen verstand.

Auch das lateinische *Laevus* scheue ich mich nicht, aus demselben Gedanken zu erklären. Denn nicht des Buchstaben, sondern des Geistes Wahrscheinlichkeit entscheidet. Für das lateinische muss doch auch der Celtische Sprachenstamm herbeigezogen werden. Eine der häufigsten Bezeichnungen für Berg ist das Irische *sliabh*, was für Hochland und jede Höhe gebraucht wird. Sonst kommt es auch als *slieve sleev* (laevus) vor. (cf. Joyce, Irish Names of Places. p. 379.) Der Vorschlag des *s* zeigt sich auch in *slink* für link. Mit dem lat. *scaevus* stimmt auffallend das Persische *c'ep* (tschep) überein.

Aus *Scaevus* ist offenbar auch das germanische *Winistar* (scaevinistar) abgebildet mit abgefallenem sc, so gut wie *sinister* mit abgefallenem w (statt *swinister*).

4. Das Sprachliche wird durch Religion und Sitte eminent bestätigt.

Auf den Bergen wohnten die Götter. Von ihren Höhen kamen Sonne und Gewitter.

Daher war auch die linke Seite die göttliche — weil von den Bergen die religiösen Zeichen der Gnade und des Gerichtes kamen. —

Der Himmel war ja von der Höhe benannt *(Schamaim)*. Die Sonne war das Feuer der Höhe *(Schemesch)*. Darum wendeten sich die Gallier beim Gottesdienst nach der linken Seite. (Plin., 28. 2.)

Wie natürlich war es darum, dass bei den Römern die linke Seite die nördliche war, da die Berge Italiens im Norden liegen. Festus sagt daher, dass die linken Ausspicien besser als die rechten seien; die Alten wussten selbst davon den Grund nicht anzugeben. Sie gaben an, dass ein *sinistres* Zeichen darin glücklich sei, *quod Sinat fieri* und wollen von dieser spielerischen Etymologie den Brauch ableiten. Damit wollte Plutarch ernsthaft die Frage, „warum der linke Vogel für glückbedeutend gehalten werde“ beantworten. Aber ob man *sinister* oder *laevus* sagte, war für dasselbe Omen gültig. Sollte — das hätten doch die klugen Alten überlegen sollen, auch *laevus* mit *sinere* in Verbindung kommen! Sehr klar dagegen ist, was Servius zur Aeneis sagt (2. 693): „Dass die linke Seite die nördliche sei, darin stimmt die Anordnung der Auguren überein und deshalb waren die Blitze von dieser Seite bedeutungsvoller, weil sie höher und der Wohnung des Zeus näher wären.“ Es waren daher glückandeutende Namen, wenn Römer Scaevus, Scaevola (Scaevola wie Sam—ol), Laevus und Laevinus hiessen. Der Vogelangang war daher an der linken Seite der glückliche. Es zeugt daher von Cicero's grosser Gelehrsamkeit, dass er den Unterschied zwischen Römischem und Griechischem Brauch verstand. „So (sagt er: de divinatione 2, 36) scheinen uns die linken Zeichen, den Griechen und Barbaren die rechten besser, obschon ich weiss,

dass wir alle Guten link nennen, auch wenn sie von der rechten Seite kommen."

Jacob Grimm ist im Zweifel und löst ihn auch nicht auf, woher diese Umkehr bei den Griechen und Römern entstand. so dass bei den griechischen Dichtern die rechten Zeichen Glück, die linken Unglück bedeuten. Der griechische Brauch stammt aus dem Orient und der Küste des Mittelländischen Meeres her. Dort war eben *Jemen, Jemini*, die Meerseite, die glückliche geworden, während der Römerbrauch mit dem der Gallier in Italien zusammenhing. An der Küste des Mittelländischen Meeres waren die Feinde von Osten verhasst und gefürchtet. Assyrier und Babylonier brachen von den Bergen herein. Dazu kam, dass in Palästina auf den Bergen der linken Seite der Sitz der falschen Götter war. Ob der Lajos der Sage, der Vater des Oedipus, den Namen Linke aus günstigem oder ungünstigem Omen empfing, ist zweifelhaft. Unglück brach allerdings auf sein Haus mit seinem Tod herein. Dagegen scheint der linkhändige Ehud, Aod mit dem Stamm zusammenzuhängen, mit welchem das germanische *Audags* — was glücklich heisst — zusammenhängt, also wie der Sohn Jakobs ein Ben jemini, ein Glückssohn, genannt ward.

Der Unterschied, der zwischen griechischem und römischem Brauch bestand, hat später noch eine grössere Bedeutung erhalten.

In der christlichen Weltanschauung ist die rechte Seite natürlich die siegreiche und herrliche geworden.

Wie es bei Plutarch heisst, dass zur Rechten die Guten, zur Linken die Bösen sind, so wird der Herr im Gericht die Völker scheiden und es werden die Schafe zur Rechten und zur Linken die Böcke stehen, und er wird zu den Linken sagen: Gehet in das ewige Feuer (Matth. 25, 31 etc.) In

Psalm 110, 1 heisst es: Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füsse lege, woraus (cf. Matth. 22, 44; Marc. 12, 36; Luc. 20, 42; Apostelgesch. 2, 34) das Glaubensbekenntniss „sitzend zur Rechten des Vaters" entstanden ist. Die Kirchenväter, wie Athanasius, reden von der Rechten Gottes; als dem Ruhme (δόξα) Gottes — und diese Rechte Gottes ist — wie Cyrillus deutet — der Sohn, Christus selbst.

Diese Ehre der rechten Seite wurde von den Sekten vielfach übertrieben bis zur Ketzerei. Die Manichäer, wie Epiphanus berichtet, gaben sich die rechte Hand, „weil sie aus der Finsterniss gerettet sind".

Man nannte — wie Balsamon zum Kanon des siebenten Concils von Constantinopel bemerkt — die Novatianer und Sabbatarier auch Ἀριστεροί, die Linken, weil sie die linke Hand verabscheuen (βδελυττόμενοι). Namentlich scheint dies von den Sabbatariern zu gelten, die nichts mit der linken Hand anzufassen für recht halten.

In der kirchlichen Symbolik bildet die linke Seite die *mortalitas* das irdische Leben, die *immortalitas* die himmlische Natur. Daher steht — wie näher zu bemerken ist — Paulus zur Rechten und Petrus zur Linken; das Neue Testament hat die rechte, das Alte die linke Seite; so stehen die Märtyrer rechts und die Bekenner links. In den Bräuchen unseres Volkes ist aber die christliche Symbolik nicht Herr geworden. Im Aberglauben ringen christliche mit heidnischen Ideen — und der Widerspruch der Bräuche, in welchen der linken oder der rechten Hand grösserer Werth beigelegt wird, ruht darauf, ob unter dem Volke der Einfluss der christlichen Lehre oder des altrömischen Aberglaubens, der ja noch weit und breit geltend geworden ist, siegt.

5. Plinius (lib. 33, cap. 1, sect. 4, n. 9) macht in seiner geistreichen Art die Bemerkung, es hätte die linke Hand erst dem Golde den Werth gegeben, wegen der Ringe, die man daran trug und philosophirt darüber, als ob man die Ringe aus Scham an die linke Hand gesteckt habe, wodurch sie mehr verborgen wurden. Der Ring kam aber an die linke Hand hauptsächlich um des Herzens willen. Die bindende Kraft, die er ausüben sollte, betraf ja das Herz und die Gesinnung. Er band die Liebe, die im Herzen wohnt.

Auf alten Bildwerken (vgl. Baumeister, in den Denkmälern des Alterthums. p. 589) bedeutet die linke Hand an die Wange gelegt — Schüchternheit und Nachsinnen, und wenn Penelope so dargestellt wird, nicht sowohl Traurigkeit als Sehnsucht des Herzens. Auch das Ohrläppchen wird dabei angefasst, um den Wunsch nach Hören und Bewahren der Worte anzudeuten.

In deutschen Rechtsalterthümern (Grimm, p. 140) fasst der Besitzer eines Viehes, das er auf fremdem Eigenthum trifft, mit der linken Hand das linke Ohr des Viehes.

Beim Schwur legten die Männer (im Christenthum) die rechte Hand auf Reliquien, im Heidenthum auf das Schwert; die Frauen legten sie auf die linke Brust und den Haarzopf.

Im Schöffengericht wurde der heimliche Gruss ausgesprochen, dass der eintretende Schöffe seine rechte Hand auf seine linke Schulter, dann auf die des Andern legte, — Bräuche, die überall mit dem Herzen auf der linken Seite im Zusammenhang waren. Bei den Rechtsbräuchen mit dem Wurf (cf. Grimm, R.-A. p. 65) hat die rechte Hand unter dem linken Arme her den Wurf zu thun. Beim Eidbruch und seiner Strafe trifft

das Abhauen die rechte Hand und den linken Fuss. Der linke Fuss galt mehr als der rechte — weil er bedeutender ist beim Aufsteigen auf das Pferd.

Daher gilt der alte Aberglaube hauptsächlich vom linken Fuss.

In dem Glückspiel, von welchem Kuhn aus Westphalen erzählte (Westphäl. Sagen, II. 151), galt als der Glückliche, der den linken Fuss nicht aus dem Mittelloch zog.

Wenn eine Braut im Lauenburgischen Flachs um das linke Bein that, so glaubte sie keinen Mangel zu haben.

Wenn die Frau in der Ehe die Herrschaft haben will, setzt sie bei der Trauung ihren linken Fuss auf den rechten des Mannes.

Hat Jemand einen wichtigen Gang vor, so berichtet Grohmann aus Böhmen (221. cf. Wuttke, Abergl. n. 628), muss er, um Glück zu haben, mit dem linken Fuss die Schwelle überschreiten.

Daher hat man, wie aus Oldenburg berichtet wird, beim Spiel Glück, wenn man die linke Pfote eines Maulwurfs abbeisst und sie bei sich trägt.

Um gekaufte Hühner beim Hause zu erhalten, dreht man sie um den linken Fuss.

Schrecklich ist der Aberglaube aus Böhmen, dass, wer eine Leiche besieht, ihr die grosse Zehe des linken Fusses küssen muss, sonst habe er vor dem Todten keine Ruhe.

Aehnliche Bräuche gelten überhaupt von der Linken. Wer von einer Wäsche links etwas anlegt, wird nicht beschrieen. (Panzer, Sagen aus Bayern. 1. 259.)

Was von links gilt — wird auch „verkehrt“ genannt.

Wer einen Strumpf verkehrt anzieht, dem wird ein guter Rath gegeben. (Wolf, Deutsche Mythol. 1. 250.)

Halsschmerzen und Heiserkeit mit einem linken oder verkehrten Strumpf zu heilen, kommt überall vor. Man hat ihn mir selbst, als ich ein Knabe war, umgebunden.

Der Geliebte bleibt treu, wenn man unter mancherlei Formeln eine Taube dreimal durch den linken Hemdsärmel fliegen lässt.

Man gewinnt die Liebe der Tänzerin mit einem weissen Tuch unter dem linken Arm.

In der Pfalz halten die Burschen beim Nummerziehen, um nicht Soldat zu werden, einen sogenannten Kuhthaler in der linken Tasche, während sie mit der Rechten ziehen.

Es war vorhin vom Wurf die Rede, der in Rechtsalterthümern vorkommt; man thut ihn sonst mit der rechten Hand, wenn auch durchs linke Bein. In der Züricher Gemeinde Dielsdorf muss der Wirth eine Sichel in die linke Hand nehmen und sie so weit werfen, als er kann. (Rochholz, Naturmythen. p. 67.)

Viele solcher Bräuche galten — je nachdem christliche Einflüsse da waren, von der rechten Seite. Mit dem linken Fuss aufstehen, hat bald glückliche oder unglückliche Deutung.

Dem Römischen Volk mag es immer näher gelegen haben, *sinister* mit dem moralischen Sinn von *sinus*, Brust, Busen zu verbinden. Die linke Seite schloss sich an das linke Herz.

*Sinistra monet cornix*, heisst es bei Vergil, die Krähe meldet Günstiges; — ebenso heisst es im französischen Aberglauben, dass, wenn die Krähe links fliegt, man ein Unglück vermeiden kann. (Wolf, 1. 250. n. 599.)

Linkes war dem Herzen des Volkes näher, darum offenbart es sich im Aberglauben mehr und hängt an Namen der Orte und Personen. Es ist gewiss ein merkwürdiger Umstand, dass im Adresskalender von Berlin 1889 sich 30 Per-

sonen finden, die Link, 6 die Linck, 106 die Linke und 36 die Lincke heissen — und nur Einer gefunden wird, der **Recht** heisst.

Gewiss giebt es aber noch Viele, die **recht** handeln – und ihrem guten Herzen folgen, das auf der Linken ist.

---

# Anmerkungen.

Es ist abgedruckt von einem Siegel vom 14. November 1313 (Mecklenburg. Urkundenbuch. VI. n. 3654) in den Jahrbüchern für Mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde. 36. Jahrgang. Schwerin, 1871. p. 228.

Solche redenden Wappen giebt es die Fülle. Ich füge einige ältere Bemerkungen über die Wappen der Herren v. Behr und v. Kleist an. Auch in Mecklenburg hatten die Geschlechter und Städte solche Gewohnheit. Die Familie Barnefleth, auch Barenfleth, hatte in ihrem Wappen einen schwimmenden Bären, denn *Bare* war ein Bär und *fleth* das Wasser. Das Geschlecht der Barnenfuer hat fünf brennende Fackeln, von *barnen, bernen,* brennen und Feuer, also Feuerbrände. Das Geschlecht der Barold hatte Ströme, von *bare,* Woge, Welle. Interessant ist, dass das Mecklenburgische Geschlecht der Bellin (vgl. Jahrbücher der Mecklenburg. Geschichte. 11. 431) einen Widderkopf im Wappen führte. Das Geschlecht kommt 1424 zum letzten Mal vor. Bellin ist der Ausdruck für Widder in der Thiersage des Reineke Fuchs, schon in den ältesten Formen. (cf. J. Grimm, Reinhart Fuchs. p. CCXXX.)

Das alte grosse Siegel von Wismar hat kein redendes Wappen (Lisch, Jahrbücher. 12. 495); es stellt ein Schiff auf Wellen dar, in denen Fische sind. Es deutet das auf die Seefahrten der alten Handelsstadt. Der Stier deutet auf Mecklenburg, aber der Papagei auf dem Bugspriet auf den Orient, bis wohin die Schiffe gingen.

„Recht und link", in Grimm, Geschichte der deutschen Sprache, p. 987.

Vgl. meinen Commentar zum Buche der Richter, cap. 3. Bielefeld 1885. II. Ausg. p. 62.

Sehr interessant ist, was Dionysius von Halicarnass (Röm. Alterth. II. § 5) bemerkt: „Den Römern sind nehmlich die Blitze von der Linken zur Rechten der Tyrrhener Belehrung oder — der Väter Sagen zu Folge — von guter Bedeutung, nach meiner Meinung aus diesem Grunde, weil der Sitz und die Stellung der Sèher gegen Morgen, wo Sonne, Mond, Irr- und Fixsterne aufgehen, die beste ist."

# Von der Mystik des Kuchens.

**Ein zeitgemässer Brief.**

---

Nicht leicht, geehrter Herr! war das Ihnen auf dem Spaziergange gegebene Wort zu halten. Von Brot und Kuchen zu reden, ist kein kleines Ding. Ein grosses Buch würde kaum ausreichen, um alle die Freuden zu beschreiben, die Ihre Kunst den Menschen bereitet hat. Sie und Ihre Genossen waren jedenfalls Bildner des Geschmacks, Lehrer und Genossen der Hausfrau und Freunde der Kinder in aller Zeit. In Deutschland wird das Kinderlied:

> Backe, backe Kuchen, der Bäcker hat gerufen,
> Wer will gute Kuchen backen (bachen),
> Der muss haben sieben Sachen:
> Eier und Schmalz,
> Zucker und Salz,
> Milch und Mehl,
> Safran macht den Kuchen gel.

unsterblich bleiben -- wenn manches andere Poem, das grösseren Anspruch erhebt, zu jenem Löschpapier geworden sein wird, in welchem die Schulkinder ihre „Stulle“ einzuwickeln pflegen.

Doch nicht für die Kinder schreibe ich diese Zeilen. Die Bedeutung der Bäckerei fur Volk und Sprache soll in Kürze

angedeutet werden, soweit einige Stunden Musse für sie ausgeben mögen. Leicht ist es nicht mein „Gebäck“ und aus vielen verschiedenen Ingredienzien gemacht; aber so viel Abnehmer, wie Sie mit Ihren Kuchen und Bretzeln, deren Eindruck wir so oft empfangen haben, wird es nicht finden. Ihre alte Liebe muss der Safran sein, der es „gel“ macht.

Es war auch einmal eine ägyptische Frage, von der Herodot erzählt, als die Aegypter nicht glauben wollten, dass es eine ältere Nation gäbe, als sie selbst. König Psammetichus stellte deshalb eine genaue Untersuchung an; er liess zwei Kinder von Hirten von ihren ersten Tagen an so erziehen, dass sie keines Menschen Sprache hören durften; die, welche sie nährten, durften während der Fütterung nicht sprechen. Nach zwei Jahren, wo voraus zu sehen war, dass sie über unartikulirtes Lallen hinaus seien, öffnete man die Thür und siehe da, beide Kinder riefen bekos und streckten die Händchen aus. Da sich das immer wiederholte, zeigten die Pfleger dies dem Könige an. Nun liess der König nachfragen, bei welchem Volke ein Wort bek– os wäre und da erfuhr er, dass die Phrygier mit bekos Brot benannten, und in Folge dessen sahen sie ein, dass die Phrygier die ältesten Menschen seien.

Das hat aber doch noch eine tiefere Beziehung, die wir laut werden lassen. In der indischen Sage wird die erste Person, welche das Feuer anzuwenden gelernt hat und der Stammvater eines Priestergeschlechts war, Bhrigu genannt. In einem indischen Gebet an das Feuer heisst es: Die Bhrigus haben dich unter die Kinder von Manu gestellt. Die Kinder des Manu sind die Kinder des Menschen. Bhrigu sind die Phrygier, die auch Bryges, Briges genannt werden. Sie sind also hier die ältesten Culturmenschen.

In Phrygien lebten ja Philemon und Baucis, gute patriarchalische Menschen, die alt wurden in Frieden, obschon ihr Tisch vor Alter „am dritten Fusse nicht sicher war", aber sie waren die Ausnahme; in der Welt war Sünde und Hochmuth. Den Göttern Jupiter und Hermes, die auf Erden wandelten, wurde kein Haus gastfreundlich geöffnet, kein Brot gereicht. Das Ehepaar that es allein. Da kam die Sündfluth, ihr Häuschen allein wurde gerettet. Sie überlebten Alle. So galten sie als die einzigen Phrygier, die auch die Fluth überdauerten. (Ovid.)

Das erinnert an Noah, wie die heilige Schrift von ihm erzählt. — Und in Phrygien erzählte man, habe er gelebt. Denn Phrygien und Armenien waren volks- und sprachverwandt. In Armenien lag der Ararat; man sagte dafür auch Phrygien. Dort hiess eine Stadt Kibotos, die Arche. Bhrigu bedeuten so viel, wie ich meine, als „Bergbewohner"; vom Ararat waren sie heruntergestiegen. Noah baute den ersten Altar. Er gebrauchte zuerst das Feuer. Feuer war das erste Culturelement. Es wärmte vor der Kälte aussen und innen. Mit Feuer bereitete man sich die erste nährende Speise. Kochen und Backen bedeuten ursprünglich dasselbe. Es sind die ersten Thaten der leiblichen Kultur. Fleisch ass das Menschengeschlecht dem Thiere ähnlich; kochen und backen kann allein der Mensch. An jenem bekos, woran der Aegypterkönig die Phrygier als Urvolk erkannte, sah man auch, dass sie ein Culturvolk waren. Bekos ist nicht nur wahrscheinlich das chald. bag (Daniel 1. 12), sondern hängt mit dem althochd. bachan von backan zusammen. Wecke nannte man ein rundes, keilförmiges Brot, wie die Franzosen „cuignet" sagten vom latein. *cuneus*. In Phrygien waren also die ersten Bäcker, die aus gutem Getreide buken, wie es

dort vorhanden war. Daher mochte es gekommen sein, dass in den Händen des Midas alles, was er anfasste, zu Golde ward.

Brot und Kuchen waren die ureigentlichsten Werke des Menschen. Die Namen dafür entlehnte man nicht von Andern. Die wusste jedes Volk sich allein zu geben. Sie sind darum auch nicht leicht zu deuten. Man nannte Brot zum Theil vom Getreide selbst, wie in Ostiran, wo Brot und Getreide java hiess. Oder man nannte es von der Zubereitung. Vom Zerreiben, Rühren, Zermalmen kommt der hebräische Name Lechem — so gut wie der lateinische panis, was zu dem Verbum *pinsere* gehört, woher der Pistor kommt, was sowohl Müller wie Bäcker heisst. Uralt ist die Weise, mit der man den geformten Teig auf dem Herde unter der Asche vergrub und so zu backen pflegte, daher kommt der Name escharites eines auf dem Rost gebackenen Kuchens von eschara, Herd; — ebenso focacius, von dem Isidor von Sevilla sagt, dass er in der Asche gebacken wurde (cinere coctus et reversatus) und von dem der bekannte Name für süddeutsche Gebäcke Vokatzen, Fogatzen, Fochetzen, runde Kuchen mit Zwiebeln und Speck, herkommt.

Berühmt ist die Sage von der Ceres, welche im Griechischen Demeter oder Gemeter, Mutter Erde, heisst. Mit dem Brote, das aus der Erde kommt, wird sie ganz identificirt. Bekannt ist, dass, wie es bei Terenz heisst, „die Liebe ohne Speise (sine cerere) und Musen friert." Wenn es bei Lucan heisst: „Die Völker haben genug an Wasser und Brot (satis est populis fluviusque Ceresque)", so trifft er den Geschmack unserer Zeit nicht. Man würde auf das Wangenroth, was Wasser und Brot hervorbringen soll, verzichten — gäbe es nicht noch etwas mehr — vom Trinken nicht zu reden — so etwa an Semmel und Kuchen.

An Ceres, der Göttin, aber sieht man, wie hoch die Alten das liebe Brot geschätzt haben. Die tiefsinnigsten Sagen und Bräuche knüpfen sich an sie. Das neue Geschlecht dankt ihr, dass von ihr das Cerevisia, nehmlich das Bier, benannt ist — und alle Andern können erfahren, dass der Plutus, der Reichthum, der Sohn der Ceres, d. h. des Ackerbaues und der Backkunst war und wahrscheinlich noch ist.

Ein grosser Gelehrter, der in Königsberg gelebt hat, hat in einem merkwürdigen Buch, um einige seiner Collegen wegen ihrer Symbolik zu verspotten, sich den Scherz gemacht, zu behaupten, man könne die ganze Mythologie aus der Küche und der Backstube herleiten; die griechischen Götter bedeuteten nichts als Köche, Artemis sei eine Köchin, Zeus ein Bäcker, Hephästos ein Herdanzünder u. dergl. mehr gewesen. Der Scherz aber ist mit viel grösserer Gelehrsamkeit als Witz durchgeführt worden. Die Schriftsteller, die er verspottet, darunter namentlich der edle Creuzer, konnten sich das ruhig gefallen lassen; so bekannt wurde die Carrikatur auch nicht, als wenn sie in den fliegenden Blättern gestanden hätte. Die Zahl derer, die sie gelesen haben, war nicht gross, und nicht viele von diesen waren auf der Seite des klassischen Neckers. Freilich hingen alle mythologischen Gedanken mit der Natur zusammen; die griechische Mythologie — das konnte Niemand besser wissen, wie er, war eine Poesie der Lebensbedürfnisse. Die poetische Natur wurde in ihr dargestellt. Viel tiefer als in Namensspielerei hätte er dies aus dem Gedanken durchführen können. Er hätte die Götter ebenso gut in werkelthätigen nützlichen Arbeitern darstellen können, wie Athene als Weberin und Ceres als Bäckerin, als sie sich sonst nach allerlei Sagen in die Thiere verwandelt haben, die ihren Symbolen entsprechen.

Es ist gar kein Spott damit zu treiben, dass Brot und Kuchen eine bedeutungsvolle Rolle im Götterdienst und Gottesdienst haben. Es war eine bedeutungsvolle Wendung in der Entwickelung des religiösen Lebens der Völker, als das blutige Opfer dem Kuchenopfer wich. Es klingt nur scherzhaft, wenn wir sagen, dass es eine grosse Epoche machte, als das Schlachtmesser der Bäckerschaufel wich. Im grössten Massstab hat sich das gezeigt, als alle Hekatomben und Opfer von Farren und Lämmern ein Ende nahmen in Bethlehem, was „Haus des Brotes“ heisst.

Aber auch in kleinen Dingen hat sich das gezeigt. Als Pythagoras, wie Porphynus erzählt (cap. 36. ed. Kiessling p. 69), den berühmten Lehrsatz, der noch heute nach ihm den Namen hat, gefunden, opferte er einen Stier, aber weil er Thiere nicht gern tödtete, einen Kuchen in Gestalt eines Ochsen. Einen so wohlschmeckenden Ochsen machten auch die Lokrer, als ihnen wirkliches Vieh fehlte. Suidas erzählte, dass die Melier, als ihnen der Ochse, der zum Opfer bestimmt war, entlaufen war, einen Apfel (melon) nach ihrem Namen opferten. Die Einwohner von Cyzikus waren in grosser Gefahr der Belagerung und es fehlte ihnen zum Opfer für die Proserpina eine schwarze Kuh — da machten sie eine aus Weizenmehl (Plutarch: Lucullus Cap. 10). In Aegypten buken die Armen, welche kein Schwein zu opfern hatten, ein solches aus Teig und brachten es dar (Herodot 2. 47). Aber diese Aenderungen würden nicht stattgehabt haben, wenn nicht überhaupt es Brauch gewesen wäre, auch in Kuchen Bilder und Symbole auszudrücken. Es war derselbe bildnerische Kunstsinn, der zum Bilde im harten Marmor, wie im weichen Teige trieb. Nur bleibt es im Marmor bestehen, im Teige wird es aufgegessen. In dem Frühlingsfest der Elaphebolien

(der Hirschjagd) brachte man der Artemis Kuchen dar, die ein Hirschbild trugen. Einen Kuchen, der Hörner hat, wie der Mond, nannte man davon einen Ochsen. Die Athener buken Kuchen dem Apollo in Gestalt einer Lyra und eines Bechers. In Sicilien gab es ein Fest, an welchem man ein grosses Brot backte mit dem Bilde aller Thiere.

Varro meinte, dass der Name Pan davon herkäme, dass man das Bild des Pan auf das Gebäck gethan hätte und nachher andere Figuren anzubringen gewohnt war. Der Kirchenvater Arnobius spottet über die Heiden, dass sie glauben, ihre Götter durch den Tod eines Schweines beschwichtigen zu können, wie man es mit den Kindern thäte, denen man, um sie nicht weinen zu lassen, Vöglein (passerculos), Püppchen, Pferdchen und Kuchen schenke (pupulos, equuleos, Panes). Lobeck dachte dabei, als wenn in den Kuchen diese Bilder eingedrückt seien; davon ist hier gar keine Rede. Derselbe Gelehrte (p. 1084 etc.) meinte, sich eine Stelle des Dichters Statius (I. Sch. 6. 17) auslegen zu können, indem er, wo es bei Schilderung von Saturnalischen gegenseitigen Geschenken „cajoli lagunculi“ heisst, das cajoli als ein Namen von Kindern erklärte, deren Bild in Kuchen eingedrückt gewesen wäre; aber das war keine glückliche Erklärung. Man gebrauchte zwar Caja, den Frauennamen im allgemeinen Sinn für jede Frau, weil es einmal eine ausgezeichnete Caja gegeben hat. Aber die Verkleinerung von Cajus, auch Cajoli, Kinder, kommt niemals vor. Statius hätte auch nicht einfach sagen können, dass man cajoli schenke. Aber die Lesart ist überhaupt schon längst verbessert worden; es ist von caseoli, kleinen weichen Käsen die Rede, die man sich zum Fest schenkte.

Auch die Aegypter setzten, wie Plutarch berichtet, zur Erinnerung an Typhon auf die Opferkuchen, die sie in den

Monaten Payni und Phaophi machten, das Bild eines gefesselten Esels. Ebenso setzten sie ein Flusspferd auf die Opferkuchen des 7. Tybn, als welchen sie die Ankunft der Isis aus Phönizien feiern.

Ein Kuchen mit dem Namen Pyramis wird erwähnt, wahrscheinlich weil er in Form einer Pyramide gebacken war. Ebenso gab es bei den Festen des Bachus Kuchen, welche die Priester bei den Umzügen auf der Schulter trugen und Obelias hiessen. Obelos heisst ein Spiess oder grosse Nadel; man leitete fälschlich davon den Namen der Obelisken ab, daher man auch den grossen Obelisken die Nadel der Kleopatra nannte; aber die Kuchen werden in Form von solchen Obelisken gebacken sein, wie wir sogenannte Baumkuchen haben.

Es hiesse ein Stücklein Weltgeschichte darstellen, wollte ich hier eine Entwickelung der Kuchen unter den Kindern Adams schreiben; nur soweit sie irgend eine religiöse Bedeutung annehmen, soll hier noch Einiges erwähnt sein.

Auch bei den Indern verlangte das Gesetz des Manu von den Unbemittelten, dass sie wenigstens ihre Opfer in Teig nachgebildet darbringen sollten, und diese Sitte hat sich bei Kalmücken und buddhistischen Mittelasiaten erhalten, welche Bildnisse von Butter geformt auf den Altar legen (Bohlen, Indien 1. 344).

Es hat wahrscheinlich nur denselben Sinn, wenn von dem Stamm der Hanifah, die Muhamed lange widerstanden, erzählt wird, sie hätten einen Götzen aus *hais*, d. i. aus einer Masse aus Datteln, Milch und Zucker gemacht; aber als die Hungersnoth eintrat, hatten sie ihn aufgegessen. Der arabische Lexicograph Gauhari, wie Gildemeister an Liebrecht mittheilt (zur Volkskunde p. 436), „schildert die Mischung aus Datteln mit

Butter und weichem Käse.“ Die Muhamedaner spotten darüber, es wird wahrscheinlich nichts Anderes an der Erzählung gewesen sein, als dass die heidnischen Hanifah statt blutiger Opfer Kuchenopfer dargebracht haben.

Allerdings warf der Prophet Jeremias 7. 18, den jüdischen Frauen vor, dass sie nach heidnischer Weise der Königin des Himmels Chawanim, nehmlich Kuchen buken, ohne Zweifel, wie der Prophet selbst andeutet (44. 19), in der Gestalt des Mondes, wie das auch die Griechen thaten.

Für das Wort *chawanim* haben die griechischen Gelehrten die Deutung von *chauones*, eine Kuchenart von Mehl und Oel, oder wie Andere haben, mit Fett. Die späteren Juden haben solchen Götzendienst nicht mehr geübt; aber wenn ein Knabe in der heiligen Schrift zuerst Unterricht empfing, so zeigte man ihm das hebräische Alphabet und liess ihn die mit Honig bestrichenen Buchstaben ablecken. Er empfing Honigkuchen, auf denen Sprüche waren. Später traten Bedenken ein, ob man Kuchen mit dem Namen Gottes an Feiertagen essen dürfe. Man verbot den Namen Gottes überhaupt anzubringen, aber nicht der Engel, ausserdem brachte man Amuletzeichen, an denen die Sprüche und Namen die Kindesseele stärken sollten.

Im Buche Rasiel werden genau die kabbalistischen Zeichen angegeben, die zu magischen Zwecken auf die Kuchen geschrieben werden sollen. Auf die eine Seite in hebräischen Buchstaben in besonderen Räumen soll Arimam, Abrimam, Armimam, auf die andere Seite Asiel, Anisiel, Petachiel, Paskha (פתחא) kommen. (Rasiel ed. Amsterd. p. 42. a.)

Von dem Dichter R. Elasar Kalir erzählte man, dass er Namen und Geist empfangen habe, weil er einen Kuchen gegessen, auf dem ein Amulet war. Man leitete nämlich den Namen von Collyris (קלורים), einem Kuchen her; einen solchen

pflegte auch eine Sekte im Anschluss an heidnische Gebräuche der Jungfrau Maria darzubringen, die daher Collyridianer hiessen. Doch darf man glauben, dass die Collyris an sich den Genius des Dichters nicht geweckt, obschon es an poetischen Kuchenkünstlern nicht fehlt — auch hat er daher den Namen nicht gehabt. Es haben ohnedies die alten, wie die modernen Juden nicht minder wie die andern Völker sich auch an Kuchen ohne Amulette erfreut.

Es giebt eine Menge Kuchennamen im Talmud, die noch nicht gedeutet sind. Da sind schöne Milchkuchen (גלוסקא γαλάξια), Honigkuchen, Aschenkuchen. Lobeck konnte eine Kuchenart ἐλλύτησ nicht deuten; es ist die im Talmud erwähnte הליטא, die von *chala*, Teig, abgeleitet ist. Ebenso verstand er den Kuchen Ameta nicht; es ist ein Butterkuchen, der chaldäisch (המיתא) von *Chemma*, Butter, abgeleitet ist. Sie kannten Cakes (כעכין), Honigkuchen (melitoma), Sesamkuchen (אשישין), Kuchen, die lose waren wie die Schwämme, und Andere mehr.

Zu den christlichen Völkern ist freilich das grosse Wort gesprochen worden, dass das Reich Gottes nicht in Essen und Trinken besteht und Tausende haben mehr als billig war, sich Fasten und Kasteiungen hingegeben. Aber ein mässiger Genuss der Gaben des Feldes sind uns erlaubt, wir haben sie empfangen und dürfen sie geniessen. Fasten an sich macht so wenig heilig, wie ein guter Kuchen in Dank und Freude genossen, unheilig ist. Nun muss man freilich zugestehen, dass den Völkern das Backhaus doch näher lag, als das Kirchenhaus und dass ihnen die Feste doch besonders lieb waren um des Kuchens willen. Es ist unglaublich, welche Wissenschaft für das Volk in der Backkenntniss lag. In einem Buch, das 1791 erschienen ist (dem Krünitz), werden folgende

verschiedene Kuchen aufgezählt: Apfel-, Asch-, Auster-, Baum-, Bisquit-, Brot-, Büchsen-, Butter-, Chokolade-, Citronen-, Eisen-, Thee-, Erbsen-, Eier-, Potage-, Gries-, Kranz-, Hefen-, Heidelbeer-, Hollunder-, Jasmin-, Johannisbeer-, Kaiser-, Karpfen-, Kartoffel-, Käse-, Kastanien-, Kirsch-, Königs-, Krapf-, Krause-, Krebs-, Kroll-, Krall-, Kramm-, Leber-, Leib-, Leipziger, Ley-, Loch-, Loh-, Mark-, Mehl-, Mohren-; Mohn-, Nuss-, Napf-, Nudel-, Oel-, Osterberger, Pfann-, Pomeranzen-, Pomeranzenblüthen-, Quitten-, Reiss-, Roll-, Rosen-, Rosinen-, Sahnen-, Scherben-, Schweden-, Schweizer, Semmel-, Spargel-, Speck-, Spiegel-, Spritz-, Stangen-, Topf-, Waffel-, Weizen-, Wiener, Zimmetkuchen. Das sind 74 verschiedene Kuchen, und es wäre nicht schwer, aus Provinzialbräuchen noch eine ganze Reihe anderer Lieblingsgebäcke des menschlichen Gaumens aufzuzählen.

Und das sind nur Kuchen! von anderen reizenden Abarten, wie Bretzeln, ist nicht dabei die Rede. Wir beschränken uns aber hier in diesem Abriss auf einige Kuchengattungen mit Bildern, die namentlich an christlichen Festen üblich waren. In Oldenburg auf dem Lande bäckt man zu Neujahr besondere Roll- oder Krullkuchen in dünnen eisernen Formen; sobald diese aus der Form kommen, werden sie aufgerollt. Mitunter sind diesen Formen Figuren eingepresst, als Mond, Sterne, Lilien. Im Saterland haben die Kucheneisen auf der einen Seite ein Pferd, zuweilen einen Reiter im weiten Mantel (Strackerjan. Oldenb. 2. p. 30. 295.). Am Nikolaustage werden den Kindern vom heil. Nikolaus gebracht Backwerk in Form von Hasen, Hirschen und Pferden, auch eine grosse Menschengestalt bekommen sie aus Weizenmehl mit Corinthen, die Knaben eine Braut, die Mädchen einen Mann. Wenn wie in Ostfriessland auf dem Neujahrskuchen ein Pferd abgebildet

ist, oder wenn im Wendischen diese die Form von Pferden selbst haben, so bezieht sich das auf den heil. Stephan, der am zweiten Weihnachtsfeiertag als Ritter die Gaben bringt. Doch liebte man auch andere Formen, wie eines Hammers, auch keilförmige Kreppeln oder Krapfen, Müllerkuchen in Form eines Rades. Die Pfefferkuchen haben überhaupt eine prophetische Süssigkeit. Was Jesaias 7. 15. vom Messiaskinde verkündigt wird, dass es „Honig und Butter essen werde", das ist für alle Kinder an Pfefferkuchen geltend gemacht worden. In einem schlesischen Weihnachtsliede heisst es:

„So laf i g'schwind voran
Und sag' im Dorf enk an
Dass d' Nachbarn was zusamme trag'n
An Putta und an Honigfladen."

Dadurch sind die süssen Speisen an Weihnachten zu besonderer Ehre gekommen. Wie Mohnstrudel in Steiermark, in Mähren Mohnknödel, in Schlesien Mohnklösse, in der Mark Mohnpillen. In England werden Kuchen gebacken zu Weihnachten mit den Buchstaben J. H. S. In Schottland musste für Jedermann ein Kuchen gebacken werden — sie trugen in älterer Zeit das Bild der Maria. Das wird auch aus Nottingham in England berichtet, wo die Kuchen das Bild der Maria und des Kindes oder des Kreuzes tragen. In der Schweiz bäckt man Eisenkuchen zu Neujahr und presst allerlei Figuren auf — so namentlich auch einen Hasen — als altes Symbol der Liebe nicht blos, als auch der Schnelligkeit — und die Zeit geht rasch. An Fastnacht bäckt man in Süddeutschland und der Schweiz Hasenöhrli. Eine ähnliche Form gab einmal zu einer komischen Scene Veranlassung. Man gab einem Cavalier ein grosses Fest. Ein fremder Künstler ward für die Pasteten berufen. Der bereitete die Pasteten in Thiergestalt

zu, namentlich in Hasenform; um das noch natürlicher zu machen, hatte er die Pasteten mit wirklichen Hasenohren und Fell bekleidet. Der gute Cavalier versteht das nicht, hält die langen Ohren wahrscheinlich für eine Anspielung auf die seinigen, obschon das doch Eselsohren waren, und giebt dem Pastetenkünstler ein Paar Ohrfeigen, worüber dieser nicht wenig erstaunt war, so dass es Mühe machte, den Frieden wieder herzustellen.

Auf dem Lande waren von jeher die Mäuse sehr gefürchtete kleine Persönlichkeiten. Aus den Kämpfen und Leiden mit ihnen sind als festes Resultat hervorgegangen in Mausform gebackene Zwiebackbrote.

Fischart von Gargantua sagt (vgl. Rochholz: Drei Gaugöttinnen, pag. 189.):

„Backen wir ein Küchelein
Meuselein und Streubelein
Und trinken auch den kuhlen Wein
Kaka-Kakanai
Dass man fröhlich sei.“

Von einem solchen Mausküchlein heisst es in einem schweizerischen Vers:

„Musli wäscht, du kännscht es ja wol, sind gar nid z' verachte,
Wämmä d'n Zucker nid spart und wämmä cha genueg davu esse.“

Es giebt Bräuche, die man nicht anders als eine Profanation vom Abendmahl ansehen kann, die aber, wie es beim alten Volk gewöhnlich ist, eine durchaus naive ist. In Tyrol — in Ulten — gab es noch vor einigen Decennien den Brauch, dass die Hausmutter aus dem letzten vom Teigbrot zusammengescharrten Backteig eine unbestimmte Figur bildete, welche dann „der Gott“ hiess und mit dem übrigen Brot gebacken

wurde. Die Hostie hiess in katholischen Landen „Gott“ (le bon dieu). So hängt man an die im letzten Getreidefelde aufgepflanzte Tanne in la Palisse (Bourbonnais) einen Mann aus Brotteig, den man am Ernteschluss zerstückt und unter das Volk zum Essen vertheilt. (Vergl. Liebrecht, zur Volkskunde l. l.)

Eine Beziehung auf die Kirchenlehre hatte es auch, dass man in älterer Zeit an Weihnachten dreierlei Kuchen ass aus einer Metze Weizen. Und weil die Freude am Kuchen so gross war, so übertrug man sie auch auf die unterirdischen Geister, an welche das Volk noch glaubte. Zwischen Heilbronn und Neckarsulm ist ein Häuslein, genannt das Pfannenkuchhäuslein, in dem es nicht geheuer ist. Da backt ein Gespenst Pfannenkuchen, die aber Niemand haben will. Man spazirte in Schwaben am Aschermittwoch sehr gern aufs Land heraus und liess sich statt des Fleisches „Schnecken, Küchlein und Strubetlen“ wohl schmecken. Ja man glaubte, dass man am „schmalzigen“ Samstag (vor Fastnacht) Kuchen backen muss; eine Hausmutter, die das nicht thut, ist eine Hexe.

Und Hexen haben keine Religion, glauben nicht an Christus, gehen nicht in die Kirche. Wer will eine Hexe sein?

In der Fastenzeit konnte man in alter Zeit und in katholischen Landen überhaupt von einer sogenannten Religion des Backens gegenüber der des Schlachtens reden. Statt des Bratens trat der Kuchen ein. Von ihm wollten die abergläubischen Herzen nicht blos Stillung ihres Appetites, sondern auch Erfüllung ihrer Neugier haben. In Tyrol gehen, wie Zwingerle berichtet (Zeitschrift für Mythol. 1. 237.), am ersten Sonntag in den Fasten die Mädchen mit einem heissen Kuchen dreimal ums Haus — denn dann erscheint ihnen

der künftige Gatte. Damit aber der Mann oder Bräutigam unauflöslich an das Weib gefesselt sei, backt sie einige Haare von sich in den Kuchen. Hat er den gegessen, so kommt er nicht mehr los; was noch andere Dinge hervorbringen können. Alles Unglück, sagte man in Thüringen, wird aus der Ehe verbannt, wenn der Aermste im Ort an der Kirchthür steht und von der Braut Geld und Kuchen bekommt. Solche Ansicht scheint nicht mehr der Fall zu sein. Die Bräuche der Neugier und des Luxus in der Kirche haben sich erhalten. — Die des Gebens haben sich nicht so conservirt.

Unser Volk ist überhaupt geneigt, andere Leute zu feiern, wenn es selber isst, bei Festessen, Jubiläen und dergleichen mehr. Man lässt gern Andere „leben", indem man selber lebt. Aber im Voigtlande mussten die Pathen eines Kindes Kuchen essen, damit das Kind gut essen möge. Ob sie nun auch gut lernen mussten, damit das Kind auch gut und gern lernen könne! Kuchennacht, cake night, nannte man den Allerheiligenabend in Ripon in Yorkshire (Halliwell 1. 227.), weil man da einen Kuchen für jedes Familienglied buk. In Tyrol ging aber die Sorge noch weiter. Man stellte in der Nacht Kuchen auf den Tisch für die armen Seelen und heizte die Stube, dass sie sich wärmen konnten. (Aus Zingerle bei Wuttke Abergl. p. 442.)

In der „Vossischen Zeitung" vom 6. August 1884, Beilage, wird von dem Heiligen der Bäcker geredet, aber der Schreiber ist demselben zu nahe getreten, da er seinen Namen nicht recht kannte. Er heisst nicht Honorius, sondern Honoratus. Er war von Haus aus ein vornehmer Mann, ein Graf von Ponthieu, wie die Legende erzählt, und in dem kleinen Orte Porto geboren und gestorben, so dass man von ihm auch in der Kirche den Vers wiederholte:

Quem genuit Portus recessit ubi fuit ortus,
Is suus erat hortus, isti est occasus et ortus,

was ungefähr heisst:

In Portus einst geboren — da ist er auch gestorben,
Da war sein Garten einst — da ist sein Grab èrworben.

Zum Patron der Bäcker ward er dadurch, dass man erzählt, es sei einmal eine ungemeine Hitze gewesen, die Sonne verbrannte die Bäume, die Frucht des Feldes schien verloren — da beschloss die Kirche von Amiens, wo er um 600 Bischof war, seine Reliquien um die Mauern der Stadt zu tragen, und siehe, ein gewaltiger Regen kam und erquickte die Stadt und die Flur und rettete die Ernte. Weil er auf diese Weise das Brot des Volkes bewahrt hat, wurde er zu dem Patron derer, die das Brot buken.

Im Portal von St. Firmin zu Amiens ist eine Statue des St. Honoratus, welche eine Schaufel hält, auf der drei Brote liegen.

Im Jahre 1204 errichtete Reinold Cherey mit seiner Frau Sibylle dem heiligen Honoratus in Paris eine Kirche, woher die Strasse St. Honoré ihren Namen hat. Mit dem Namen Honoratus (Honoré) wurde manches Wortspiel gemacht. Die Inschrift, welche die Bäcker von Paris einer Bildsäule von ihm gaben, in der es heisst: „Saint Honoré dans sa chapelle est honoré avec sa pelle“, ist wenigstens höflich. Als aber dem Bruder des Grafen Mirabeau, welcher Boniface hiess, der Vorwurf gemacht wurde, dass sein schöner Name: Wohlthäter, so wenig seinem Wesen entspräche, antwortete er: „Was! mich schilt man um solchen Contrastes willen — und mein Bruder heisst Honoré!“ Das war nicht höflich und nicht brüderlich. Das Privatleben Mirabeau's war in der That zu

manchen Zeiten wenig geeignet gewesen, ihm den Namen Honoré zu verdienen.

Aber der Ehrenname dafür, dass es Segen auf dem Felde giebt und wir unser täglich Brod haben, gebührt doch nicht dem Bischof von Amiens. Er gebührt dem allein, der Bäcker und andere Menschenkinder das Vater Unser gelehrt hat. Ihm allein gebührt die Ehre, er sei der wahre Honoratus.

---

# Anmerkungen.

Vgl. Rochholz, Deutscher Glaube und Brauch 2, 267.

Vgl. Rigveda u. Langlois. Hymne 12, p. 178.

Vgl. meine Magyar. Alterth. p. 241 etc.

Bhrigu, Phrygier, *brig* Hochländer, wie in den slavischen Sprachen der Berg *breg, brig, brjeg* heisst. Phrygien und Armenien waren Hochländer und letzteres, was auch die Uebersetzung des Ersteren scheint, ist von der Höhe benannt *(aram)*. Bei Ad. Kuhn (Herabholung des Feuers) sind Meinungen ausgesprochen, die mehr mythisch als historisch vorgehen.

Wilh. Geiger, Ostiranische Cultur p. 229.

Wovon freilich Rupp aus der Vorzeit Reutlingen's (Stuttgart, 1869) zuviel sonderlich heidnisches gesagt hat, was im Namen nicht liegt, p. 39, 40 etc.

Der Name ist treffend gewählt. *Ceres* oder altes lat. *Geres* ist bis jetzt unerklärt. Ich bin überzeugt, dass es nichts als das moderne Gerste, ahd. *gersta*, sanskr. *gardhscha* — griechisch κρί *(Cer)* ist. Die Gerste wurde für das Getreide selbst genommen. Es war die Mutter Gerste, welche die Griechen verehrten; daher *Cerevisia* der Gerstensaft, das ist das Bier. *Cerevisia* steht etwa für *cerepisia* von *pinso*, so dass es gebraute Gerste hiess. Denn auch brauen, was lateinisch *coquere* kochen, daher auch backen mit *coquere* übersetzt wird, woraus Kuchen, *cakke* etc. sich leitet (worüber ein anderes Mal) und daher gelehrte Leute in Brot und brauen eine Verwandtschaft gefunden haben.

Chr. Aug. Lobeck: Aglaophamus, vgl. Epimetr. 14. Pemmatologia sacra, p. 1050 etc.

Adversus Gentes, L. 6. 7, cap. 8. Es ist gar kein Grund vorhanden, sein *panes* als kleine Panbildnisse, als *Panisci* zu verstehen. Orelli (Lips. 1816) ad Arnob. 2, 404 hätte *panes* nur mit kleinen Anfangsbuchstaben drucken sollen. Bernard (Arnob. 7 Bücher, Landsh. 1842) p. 184 hat das ganz richtig: Backwerk übersetzt. Auch Stewech (Antwerpen 1604 p. 205) hat *panes* klein geschrieben.

Vgl. die Ausgab. von Statius durch Amar u. Lemaire ed. Paris 1825, 1. p. 657.

Vgl. Creuzer, Symbolik 3, 499, cf. 4, 469.

Vgl. mein Weihnachten. Berlin 1860 p. 190: Frisch führt im lat. d. Lexicon p. 561 von Einem, der in seiner Einbildung gelehrt war, das Sprüchwort an: Er hat drei Buchstaben auf einem Läbkuchen gegessen.

קלורא *collyris* Honigkuchen war ein solcher, auf welchem auch die syrischen Jacobiten ein kleines Gebet schreiben, welches in ihrem Psalterium steht, dann geben sie den Kindern zum Essen, Castelli lex. Syriacum p. 803. Im mittelalterlichen Latein wird in Glossarien für *collyrida brecita, bretstellen, britzelen, krikelen,* also durch Bretzel wiedergegeben. *Culuri* heisst neugriechisch die Bretzel. In Eadnerus de similitudinibus S. Anselmi cap. 16. (Du Cange, Gloss. lat.) heisst es: „wenn sie zu gierig die *collyriden* essen, die gleichsam weiss wie Schnee sind, werden sie gern von Händen und Zähnen so gebrochen, dass man sie knacken hört (ut resonare audiantur)."

Man soll den Sabbat ehren mit schönem Kuchen, heisst es in jüdischen Riten. Man macht den Segen am Freitag Abend mit einem Weissgebäck, das man namentlich ברכונ nennt. Man könnte meinen, dass es von ברך segnen käme. Aber ich halte es für das griechische Wort für Kuchen: βήρηξ, βήρηκες, was für μᾶζαι ὀρθαι hohe Kuchen, runde Kuchen erklärt wird, was natürlich Lobeck p. 1064 entgegen ist.

Die Composition von Austern zu Kuchen war in England üblich und hiess dort Oyster Cake.

Silas Marner von G. Eliot. Deutsch p. 97, 98.

Hampson calendarium medii aevi p. 110.

Vgl. Liebrecht, Volkskunde, p. 439.

Rochholz, Naturmythen, p. 271.

Vgl. die Lustige Schaubühne von E. F. 1, p. 812. Döderlein, Antiquitates gentilissimi Nordgaviensis sagt p. 81 not. t. „Dass unsere Heydnische Vorfahren gewisse Brodte mit Figuren und Bildern ihrer Gottheit bezeichnet, ist gewiss, und erhärtet solches der erst mentionirte Indiculus Paganiamm bei Eckart. Es ist aber auch gewiss, dass hiervon unsere Gebräuche von den heiligen Frauen Lebküchel und Marzipan zu backen, mit allerhand, zumahlen heiligen Bildern zu zieren und unter die Kinder auszutheilen, abstamme. Wozu dann unser Autor noch referiret cuneos natalitios, der Christwecken und Martinshörner; ingleichen auch, die zur Fastenzeit gebacken werden, panes tortiles, quos armillas (Barb.-Lat. brachiales, Gall's bracelets) vulgo Bretzen, Fastenbretzen, appellant."

Wolf, Beiträge zur Deutschen Mythol. 1. 104.

Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben. 1. 299 (n. 473).

Birlinger, 2. p. 23 (n. 49).

Act. Sanctorum, 16. Mai. III. 612.

# Das Spielhaus
## auf dem Monte Carlo in Monaco.

**Ein socialer Appell an Europa.**

---

### I.

Aus französischen und englischen Zeitungen ersehe ich die erfreuliche Thatsache, dass sich in London eine internationale Gesellschaft zur Bekämpfung und Unterdrückung der Spielhölle auf dem Monte Carlo in Monaco gebildet hat. Sie zählt unter ihren Mitgliedern hervorragende Männer aller Stände aus England, Frankreich, Italien, Schweden und der Schweiz. Man findet unter ihren Mitgliedern Bischöfe und Parlamentsmitglieder, den Lordmayor von London, den Earl of Aberdeen, die Fürsten Borghese und Ruspoli aus Rom, den Grafen Wrangel aus Stockholm, den Marchese D'Areais in Rom, den Leiter der „Opinione", den Bischof Cabrera von Madrid, den Grafen Korff aus St. Petersburg, Gambetta den Vater, der in Nizza lebt, und viele andere verdiente Männer, Geistliche (Revd. Spurgeon) und Laien aller Bekenntnisse. Präsident der Gesellschaft ist Henry Thomson, Esq. in London. Die Gesellschaft hat bereits Zweigvereine in Marseille, Cannes, Rom und Mentone.

Aus einem mir vorliegenden Blatte des „Independant der Seealpen", das in Nizza erscheint, vom 23. Juni, ist auch dort zu demselben Zweck ein Aufruf erschienen, den die angesehensten Männer der Stadt unterzeichnet haben: Räthe, Künstler, Advokaten, Aerzte, Kaufleute, denen sich auch Herr Gould, amerikanischer Consul, und Herr Ingenieur Stöcklin angeschlossen haben.

Aber wie treffliche Männer diese Gesellschaft auch zählt — wie kommt es, dass nur eine Privatgesellschaft obigen Zweck verfolgt.

Ist der Kampf gegen Monte Carlo's Spielhölle etwa blos eine Privatsache!

Warum muss man unter dem Comité blos Gambetta den Vater — nicht auch Gambetta den Sohn, ja nicht auch den Präsidenten der französischen Republik unterzeichnet finden.

Eine Nationalsache Frankreichs ist die Agitation, eine Angelegenheit der Völker Europa's!

Die Grossmächte befinden sich in einem moralischen Kriege mit dem Staat von Monaco, der noch nicht 4000 Einwohner hat und sich über eine viertel Quadratmeile (genauer 0,27 Qu.-M.) erstreckt. Der Fürst von Monaco ist allerdings Souverän; er kann Adelstitel und Orden verleihen, Geld schlagen, Flotten und Armeen ausrüsten! Das Heer besteht jetzt aus 40 lichtblau uniformirten Soldaten und 20 dunkelblauen Gendarmen und wenn ein Schriftsteller sagt, „dass ihm nichts im Wege stände, wenn er Frankreich oder Russland den Krieg erklären wollte", so hat er dies bereits gethan. Er ist bereits im Kampf gegen Europa. Auf dem Monte Carlo werden Schlachten geschlagen, in welchen Franzosen und Deutsche, Britten und Russen den Kürzeren ziehen. Frau Blanc, die Fürstin der Spielhölle, ist siegreicher wie Zenobia,

unüberwindlicher wie Circe. Es liegt ihr nichts an Ruhm nur an Gold. Die Staaten Europa's bringen allein ihre Opfer. Leichten Schrittes geht man hinein; Verzweiflung und Thränen begleiten hinaus.

Auf dem Monte Carlo liegt unter prächtiger Anlage das Casino, in welchem der Dämon des Spieles gehegt wird. Auf den Spielkarten des Mittelalters wurden als die vier Könige abgebildet: David, Alexander der Macedonier, Julius Cäsar und Karl der Grosse. Aber Monte Carlo ist mächtiger als alle. Juden, Griechen, Römer und Germanen fallen ihm zum Opfer. Die Damen auf den alten Karten hiessen Rahel, Judith, Pallas und Argine, aber die Pächterin von Carlo ist die wahre Argine, welche sie überwindet. Sie gleicht nicht der Venus im Tannhäuser. Wenn der Eingefangene nichts mehr hat, lässt man ihn hinaus oder stösst man ihn hinaus. Aber es kommt auch nicht Jeder hinein.

Der Fürst von Monaco hat das Gesetz gegeben, dass keiner seiner Unterthanen im Casino spielen dürfe. Nur Fremde dürfen das. Welche landesväterliche Fürsorge! Seine Unterthanen sollen ihr Geld nicht verlieren, seine Landeskinder sollen sich nicht in Verzweiflung stürzen; seine Bürger sollen sich nicht selbst das Hirn zerschmettern. Den Fremden hat er nichts zu befehlen. Die können es thun. Sein kleines Land soll nicht ausgebeutet werden — dagegen hat Europa Geld genug und Unglückliche genug.

Aber es könnten ja — sollte man meinen — wenn ihnen zu spielen erlaubt wäre, seine Unterthanen auch gewinnen und wie die Familie Blanc, die ja nicht in Mourges (der französische Name des Ortes) heimisch ist, prosperiren, aber es gewinnt nicht Jeder, der spielt; sie verlieren zumeist Alle; der etwaige Glücksfall ist nur ein Schein; was vom Zufall

geredet wird, ist Täuschung. Man erzählt dem verstorbenen Blanc nach, er habe gesagt, „wer zu gewinnen beginnt, ist ein ruinirter Mensch."

Der Fürst von Monaco erklärt gewissermaassen den Staaten Europa's den Krieg. Was er als Gift seinen Unterthanen nicht gestattet — das sei für Europa gut genug. Meine Leute, spricht er, sollen nicht von der Rouletteschlange getödtet werden — aber euer Volk ist mir tributpflichtig — und im Jahre 1880 wurden 334 810 Eisenbahnbillets nach Monaco ausgegeben.

Aber, wendet vielleicht Einer ein, sind denn die Spielgäste nicht frei; wer zwingt sie denn zu kommen; Monaco kann doch nicht so ungastlich sein, sie zu hindern; die Menschen und die Reisenden sind doch keine Sklaven, sollen sie nicht das Recht haben, ihr Geld auszugeben wie sie wollen.

Das wäre die „Freiheit" der Anarchie, nicht einer vernünftigen Staatsgesellschaft; oder die Freiheit heidnischer Barbarei — aber nicht christlicher Humanität.

Gebildete Staaten erlauben nicht, dass die „Freiheit" der Einzelnen in raffinirter Weise missbraucht werde.

Die Philosophie der Polizei in dem modernen Staat besteht darin, die „Freiheit" des unerfahrenen, durch Leidenschaft verführbaren Menschen vor Verführern zu beschützen. Man stellt die Verschwender unter Curatel; man hat eine Sittenpolizei eingerichtet; man verbietet den Verkauf unzüchtiger Bilder. Moderne Meinungen gehen über das Maass und die Maassregeln auseinander, mit welchen die Polizei die Sitte des Staatslebens zu behüten hat — zumal wenn sie ihre Arme in die Pressfreiheit und das Versammlungsrecht hineinstreckt, aber auf dem Gebiete allgemeiner Menschenliebe ist ihr das niemals bestritten. Darum hat auch der Staat sein Auge auf

den Wucher. Der Fürst von Monaco duldet selbst diesen nicht. Ein Geschäftsmann ist erst im vorigen Jahre zu Gefängniss und 27 000 Francs Strafe verurtheilt worden, weil er Wucherzinsen genommen. Wozu aber borgt man in Monaco, als um zu spielen? Wäre keine Spielfreiheit dort — gebe es auch keine Wucherer. Der Finanzmann wurde nach dem französischen Recht verurtheilt. Aber wie stände es mit dem Recht von Monte Carlo nach dem vorhandenen Recht der französischen Republik?

Die Alten hatten die schöne Sage von den Sirenen. Man glaubt sich nach dem Monte Carlo versetzt, wenn man bei Homer liest (12. 39 etc.):

„Zu den Sirenen zuerst gelangest du, welche die Menschen
Zauberisch all einnehmen, so Jemand zu ihnen herankommt.
Wer nun thörichten Sinn's sich naht und der hellen Sirenen
Stimm' anhört, nie wird ihn das Weib und die stammelnden Kinder
Als Heimkehrenden künftig mit Freud' umstehn und begrüssen;
Nein, ihn bezaubern daselbst mit hellem Gesang die Sirenen,
Sitzend am grauen Gestad — und umher sind viele Gebeine
Moderndér Männer gehäuft; und verdorrt hinschwindende Haut rings."

Odysseus rettete sich allerdings mit Mühe — aber den Meisten gelang es nicht. — Was würde nun die moderne Polizei gethan haben? Die Schifffahrt im Sicilischen Meer könnte sie nicht verbieten — aber die Sirenen würde sie von ihrem gefährlichen Ort entfernt und die Zauberei verboten haben.

Die Sage vom Tannhäuser, die ich schon berührt habe, ist auch practisch sehr lehrreich. Venus — und diese Göttin galt auch im Alterthum als die Patronin des Würfels und des Hazards — sass am Thor und lockte die Leute hinein — so auch den armen Tannhäuser. Hätte die Ortspolizei die Höhle amtlich geschlossen — brauchte er nicht nach seinem Leid in

Rom wieder hineinfallen; er wäre zulezt gerettet worden. Richard Wagner hätte zuletzt noch einen Hochzeitsmarsch einfügen können.

Von der Klapperschlange — oder nach den Alten (cf. Aelian 2. 21) von der Phrygischen Riesenschlange wird berichtet, dass sie durch die Zauberkraft ihres Blickes die Thiere immer näher und näher an sich heranzieht, um sie zu verschlingen.

Das mag für die Schlange ganz gut sein, aber das Etablissement einer solchen auf einem öffentlichen Platze würde kein Staat zugeben. Man würde ihr bald das Garaus gemacht haben.

Das thaten die Regierungen auch mit denen, welche man Spielhäuser nannte. Am 1. Januar 1839 wurden in Frankreich sämmtliche privilegirten Spielhäuser geschlossen — in Folge dessen sich ihre Häupter und Bankhalter, wie Benazet und Blanc, nach dem bundestagseligen Deutschland begaben. Im Jahre 1848, noch vor dem Märzaufstande, machte man ihnen in Preussen ein Ende.

Im Jahre 1872 hörte das Spiel im ganzen Deutschen Reiche auf. Die Klapperschlangen wurden aus Baden-Baden, Homburg, Wiesbaden, Ems, Nauheim, Pyrmont etc. ausgewiesen. Was übrig blieb, konnte nur in allerverborgensten Höhlen sich aufhalten. Ueberall stöberte ihnen die Staatsbehörde nach — unerbittlich, wenn sie eine fand —; es mochten sich manche, die mitzubefehlen hatten, traurig von ihnen trennen — aber der Staatsbegriff und das Strafgesetzbuch müssen strenger sein als die Staatsleute, und nach §§ 284, 285 des Deutschen Strafgesetzbuchs werden die gewerblichen Glücksspieler und diejenigen Inhaber einer öffentlichen Versammlung bestraft, welche daselbst Glücksspiele gestatten oder zur Verheimlichung solcher Spiele mitwirken.

Was thaten nun die exmittirten Zauberschlangen — sie nahmen schmerzlich Abschied von den Zaubergärten, die sie geschaffen hatten. Denn schön wird es überall, wo sie sich niederlassen — gerade wie bei Circe. Es entstehen grüne Anlagen, reizende Parks — frische Bassins — Paläste und Hallen. Es gehört mit zur Zauberei —; allein der Abschied hat den Verlassenen nichts geschadet. Wiesbaden und Ems sind so frisch und duftig, wie nie zuvor. Wer hat den Besuchern von Nauheim und Homburg wirkliche Verluste angesehen! Pyrmont ist, wie ich höre, reicher besucht als je. Was ihnen fehlt, das sind schreckliche Nachrichten, die in den Morgenblättern stehen, wenn Verzweifelte umgekommen sind. Das Blut der Selbstmörder, die Thränen Ruinirter, der Schmerz von Wittwen und Waisen fehlen ihnen. Man kann ohne Verdächtigung seines Rufes an die Plätze gehen; man braucht für die jungen Männer und die Ehemänner nicht zu fürchten. Die Gattin braucht sich nicht an den Arm ihres Hausherrn zu hängen, um ihn vor dem Sirenenlied der Schlange zu behüten.

Die Ausgewiesenen gingen wieder ins Ausland. Herr Blanc durfte nach Frankreich nicht wieder zurück — aber Monaco ist ein souveräner Staat — zwar mitten im Departement der Seealpen —; es hat einen Regenten, der eine „Armee" und „Flotte" haben kann, wobei zwar Post und sonstige Verkehrsanstalten in französischen Händen sind — aber eine Spielhölle durfte er gestatten und das Casino von Monte Carlo wurde die Residenz der depossedirten Klapperschlange von Homburg — und die Hauptstadt aller Spieler, aller Verlornen, aller Ruinirten, aller Verwüsteten und am grünen Tisch Untergegangenen von ganz Europa.

Monaco ist souverän, aber liegt in Frankreich. Im grossen Staat ist das Spiel verboten, im Liliput ist es für die Fran-

zosen erlaubt, nur für die Liliputaner untersagt; wird dadurch das verbietende Gesetz erfüllt! Was hat Frankreich davon, wenn das, was öffentlich in Nizza und Marseille verboten ist, einige Stunden von da in Monaco erlaubt ist! Die sogenannte „Souveränität“ von Mourges ist dafür nur eine Fiction. Die Passanten der Eisenbahnen merken nichts davon.

Ebenso gut könnte man in Paris selbst ein Quartier auswählen, in welchem die Sünde gestattet ist, die sonst überall verboten ist. Wenn die französische Regierung ihre Hand auf den Staat von Monaco legte und spräche: Entweder Reinigung von Monte Carlo — oder Verschwinden der Souveränität — so würde es mehr Sympathie gewinnen, als selbst durch die Herstellung des alten Carthago. Der Nabob, der bei Alphons Daudet aus Tunis nach Paris kommt, ist viel weniger mit Menschenstaub und Thränen bedeckt — als der in Monaco — und ein europäischer Krieg würde nicht entstehen, En avant Gambetta! der Vater unterschreibt die Erlasse des internationalen Comités — und der Sohn helfe die diplomatische Urkunde unterschreiben zu lassen, mit welcher entweder der „Staat in Monaco“ oder das Höllenfürstenthum auf Monte Carlo aufhört.

Das Deutsche Reich wird nicht protestiren. Vielmehr muss es dazu seinen Einfluss aufbieten, — um den Schritt der französischen Regierung zu beschleunigen.

Aber was geht es das Deutsche Reich an?

Wenn es zufrieden wäre, dass Monaco existirt, dann hätte es die Banken in Wiesbaden und Homburg etc. nicht aufzuheben nöthig gehabt. Dann hätte es den Einwohnern dieser Städte die Gelegenheit lassen müssen, von der Beute der Spielenden ihren Antheil zu nehmen.

Dann hätte es sich gefallen lassen müssen, die Blutgaben für Parks und Armenhäuser, welche aus dem Rachen der Klapperschlange fielen, für seine Lande auch nach 1872 in Anspruch zu nehmen! Wie weit ist jetzt Deutschland von Monaco! Wie schnell fliegt der Dampfwagen nach Nizza! Italien ist keine Entfernung mehr. Rom ist jetzt das Stelldichein der Touristen mit Brillen und rothen Büchern. Wenn das Strafgesetzbuch diesseits blos in Pyrmont und Baden-Baden gilt — so steht Mephistopheles auf dem monagesischen Felsen und schlägt ihm ein Schnippchen. Das Sirenenlied tönt auch über die Alpen — und je ferner, je verlockender. Der Reichskanzler möge einmal eine Statistik der deutschen Gäste anlegen, welche Monte Carlo besuchen. Es gehen manche deutsche Adler über die Alpen und kehren gerupft wieder heim. Und kommen Alle heim! Man hat sich Mühe gegeben, die Liste der gefallenen Opfer zusammenzustellen, welche das Spiel in Monte Carlo gekostet. Die Statistik der einzelnen Staaten mag dabei sehr belehrend sein. Die „Magdeburgische Zeitung“ 1881 Nr. 131 hat darüber einige lebendige und schreiende Beispiele gegeben. Ich will davon mehrere nennen.

Am 9. März 1878 fand man unter dem Pont des anges in Nizza den Leichnam eines Herrn Weber, der, nachdem er Alles in Monte Carlo verspielt, sich in der Nacht erschossen hatte. Sein Gastwirth fand folgendes Schreiben: „Monsieur Rey! Ich kann Ihnen nicht bezahlen. Betrachten Sie Alles, was ich bei Ihnen gelassen, als Ihr Eigenthum. Das macht mir viele Sorge. Leben Sie in guter Harmonie mit Ihrer Familie. In Hochachtung Weber.“

Den 2. Mai 1878 wurde ein Ingenieur Philipp Stein zu 5 Jahren Gefängniss und 10 Jahren polizeilicher Aufsicht ver-

urtheilt, der einen Notar um 11 000 Frcs. betrogen hatte. Was machten Sie damit? Er sprach: Ich spielte.

Am 16. September fand man den Leichnam eines Deutschen, Louis Privats, 20 Jahre alt, aus Friedrichsdorf bei Homburg. Auf einem Zettel stand geschrieben: Ich bitte um Verzeihung Gottes. Ahmet mein traurig Beispiel nicht nach!

Am 6. November fand man einen Menschen, der sich eine Kugel durch die Schläfe gejagt hatte. Er war von deutscher Abkunft. Man hatte ihn früher im Spielsaal gesehen.

Am 17. December hatte sich ein Oesterreicher wegen Spielverlusten an seinem Taschentuch im Schlafzimmer in der Pension Victoria zu Nizza aufgehängt.

Besonders traurig war der Fall, der sich am 12. Mai 1879 zutrug. Zwei Leichname junger Männer lagen zu beiden Seiten eines Oelbaums in der Umgegend von Nizza. Sie waren offenbar guter Herkunft. In der Tasche des Einen fand man einen Pass auf den Namen Ferdinand Mörike aus Hohenbruch bei Stuttgart. Auch der Andere war ein Deutscher.

Im Jahre 1875 tauchte im Casino von Monte Carlo der bayerische Freiherr Friedrich v. A. auf, ein sehr vermögender Gutsbesitzer, der sich bis dahin in durchaus geordneten Verhältnissen befunden hatte. Er spielte und gewann im Anfang 2—300 000 Frcs. Dann wandte sich das Glück, ward ihm abwechselnd untreu und wieder hold, bis aber in den Monaten November und December eine wahre Katastrophe über ihn hereinbrach. Er belastete sein ganzes Privatvermögen, verschrieb einem Wucherer, Namens Schwörer, der zugleich bei der Roulette angestellt war, Wechsel über Wechsel und ruinirte sich so gründlich, dass er schon kurz darauf im Interesse seiner minderjährigen Geschwister von den bayerischen Gerichten zum Verschwender erklärt werden musste. Zu spät,

er hatte mit sich schon eine ganze Familie an den Bettelstab gebracht!

Der Rentier Hermann B. aus Pommern besuchte während des Winters 1874 die Spielsäle von Monte Carlo. Am 28. October verstiess er gegen die Reglements, indem er dieselben ohne Einlasskarte betreten wollte. Durch die schweren Verluste, die er zuvor erlitten hatte, in einen nervösen Zustand versetzt, gerieth er bei dieser Gelegenheit mit einem der Thürhüter in Conflict und verletzte ihn mit seinem Regenschirm. In solchen Fällen, wo es sich um die heilige Person der Spielbeamten handelt, verstehen die Behörden von Monaco keinen Scherz. B., ein durchaus unbescholtener Mann aus guter Familie, wird wie ein gemeiner Missethäter ergriffen und von dem Gerichte in Monaco, angeblich auf Grund des § 191 des Code pénal, zu einem Monat Gefängniss verurtheilt. Diese Erlebnisse erschüttern seinen Gemüthszustand so tief, dass er, kaum in die Heimath zurückgekehrt, als geisteskrank unter Curatel gestellt und in der Irrenanstalt Friedrichsberg untergebracht werden musste. Eine Hotelbesitzerin von Nizza hatte ihm, so erfuhr man später, wahrscheinlich als er sich bereits in unzurechnungsfähigem Zustande befand, eine letzte Summe von 10 000 Frcs., die er vor dem grünen Tisch noch gerettet hatte, abgeschwindelt.

Am 4. September 1878 erschoss sich bei La Turbie an der monagesischen Grenze der Secondelieutenant Heinrich C. aus X. Derselbe war nach Aussage seiner Angehörigen auf einer Urlaubsreise begriffen, um nach Beendigung derselben ein für ihn sehr ehrenhaftes Commando in Berlin anzutreten. Das Officiercorps seines Regiments sagte von ihm in einem öffentlichen Nachrufe: „In ihm verliert das Regiment einen hochbegabten, rastlos vorwärts strebenden, tüchtigen und besonders

zuverlässigen Officier von ehrenhafter Gesinnung und liebenswürdigem Charakter.“ Grade diese ehrenhafte Gesinnung oder vielmehr ein allzu strenger Begriff von militärischer Ehre scheint dem hoffnungsvollen jungen Manne die tödtliche Waffe in die Hand gedrückt zu haben. Daheim waren seine Verhältnisse vollkommen geordnet und die rühmlichste Carrière schien ihm geöffnet; aber er hatte in Monaco sein ganzes Reisegeld nebst seinen Ersparnissen verspielt und sich aus Scham über diesen eines Officiers unwürdigen Leichtsinn in einer Anwandlung von Schwermuth und Verzweiflung, die beinahe an Heinrich v. Kleist erinnern könnte, das Leben genommen. Dieser tragische Fall beweist, dass auch edel angelegte Persönlichkeiten und nicht etwa blos frivole, in der berauschenden Atmosphäre von Monte Carlo ihr Verderben finden können.

Am 17. December 1878 hat sich der ehemalige Rittergutsbesitzer Wilhelm D. aus Mecklenburg-Schwerin, nachdem er ein regelmässiger Gast der Spielsäle gewesen, unter Hinterlassung von 2534 Frcs. Schulden zu Condamine in Monaco erhängt.

Der 19jährige E., Sohn eines württembergischen Rentiers verspielte während der Saison von 1877—78 in Monaco grosse Summen. Vergebens ruft ihn sein Vater immer dringender in die Heimath zurück; der reiche Erbe findet Credit bei den Wucherern von Monte Carlo; er geräth immer tiefer in Schulden und das Ende ist — Wechselfälschung.

Herr Ferdinand v. F. lässt sich mit seiner Mutter und seinem Söhnchen im Winter 1878 in einem Hotel zu Mentone häuslich nieder und besucht von dort aus die verhängnissvolle Terrasse von Monte Carlo so lange, bis er dort sein ganzes Vermögen angebracht hat. Da er seine Schulden im Hotel

nicht bezahlen kann, entfernt er sich, Mutter und Kind zurücklassend, mit dem Vorgeben, in Deutschland das Geld zu ihrer Auslösung zu holen. Die Familie und das Hotel haben seitdem nie wieder von ihm gehört.

Freiherr v. H. aus Pommern, ein ehemaliger Ulanenofficier, ist eines der abschreckendsten Beispiele. Er war als ganz ehrenhafter Mann im Jahre 1878 nach Nizza gekommen. In Monaco verlor er all sein Geld, aber der Spieldämon liess ihn noch nicht los, sondern führte ihn von Stufe zu Stufe tiefer bis zum Verbrechen. Er benutzt die Neigung und Unerfahrenheit eines jungen deutschen Dienstmädchens aus achtbarer Familie, um demselben unter falschen Vorspiegelungen Geld abzuschwindeln. Da das Mädchen über keine Mittel verfügt, vergreift es sich, um den Wünschen seines Liebhabers genügen zu können, an der Kasse der Herrschaft. Der Grossmuth der Letzteren, welche das irre geführte Mädchen nicht für immer unglücklich machen will, hat Freiherr v. H. es zu danken, dass er dem Zuchtpolizeigericht entrinnt; er wird zuletzt auf Kosten des Hülfsvereins in Nizza über die Grenze nach Genua geschoben.

Am 22. November 1878 wird Graf J. aus dem Grossherzogthum Posen vom Zuchtpolizeigerichte zu Nizza wegen Diebstahls zu einem Monat Gefängniss verurtheilt. Der Fall dieses Glücksritters ist ein ganz ähnlicher wie der vorhergehende. Der Staatsanwalt charakterisirt ihn folgendermassen: „Der Angeklagte verschleuderte seine Güter durch Verschwendung und Spiel. Er beehrte u. A. Spaa und Saxon mit seiner Gegenwart; später finden wir ihn als Freund und Geschäftsvermittler der einstigen Demimonde-Berühmtheit Baquet, genannt Soubise, welche ihn sieben Jahre lang unterhielt. Zuletzt fungirte er als Agent für Spielhöllen, indem er junge, unerfahrene Leute zu den Spieltischen lockte, mit ihnen zechte

und sie dann bestahl. Bei einem solchen Unternehmen wurde er verhaftet u. s. w."

Der Kaufmann und Dr. phil. Heinrich K. aus der Rheinprovinz will die bei der Ausübung seines Berufs erlittenen materiellen Verluste ausgleichen und wirft sich aufs Spiel. Seine junge Gattin opfert ihr Letztes, um den Ruf ihres Mannes zu retten. Er lässt sie im Elende, um seine Verhältnisse in Monaco während der Zeit vom 4. zum 29. März 1879 vollends zu ruiniren. —

Ich leugne nicht, dass es mir passend erschienen wäre, wenn Bädecker in seinem Buch über Oberitalien I. p. 98 (1879) zu seiner kurzen Schilderung ein † hinzugefügt hätte. Denn es ist ein trauriger Kirchhof für Selbstmörder.

Was für Bekenntnisse würden laut werden, wenn aus den namenlosen Gräbern im Departement der Seealpen sich die Stimmen der Gemordeten erheben würden. Bäche von Blut und Thränen könnten gesammelt werden von dem Fall der Geplünderten. Dass nicht ein Maler schon das Bild des Gekreuzigten dargestellt hat — zu Füssen des Kreuzes statt der römischen Kriegsknechte, die würfeln, den grünen Tisch von Monte Carlo, an welchem der Croupier sitzt und ruft: Faites votre jeu, messieurs!

Man wende nicht ein, dass es an Selbstmorden nirgends fehlte, dass die Hauptstädte, auch Berlin, daran reicher seien als jemals — und dass man doch nicht Alles wegschaffen kann, woran Leidenschaft das Haupt zerschmettert. Aber wenn man nicht alles Elend entfernen kann, so darf man doch gegen das offenbare Wort und Hand erheben. Es ist traurig, dass die Liebe nicht alles Blut von Händen und Herzen der Menschen abwischen kann — aber sie darf es doch nicht ertragen — wenn man den dämonischen Geistern der Ausbeutung und Ver-

führung Tempel errichtet. Das verborgene Elend und die heimliche Sünde sind schrecklich genug — aber der Palast von Monte Carlo demoralisirt durch sein Privilegium. Er fordert zur Leidenschaft heraus. Er entzündet sie durch sein geschmücktes Dasein. Er lockt schwache Charaktere an. Was für eine Gesellschaft ist das, die sich dort zusammenfindet. Blosse Neugierige sind die Minderheit — aber Leidenschaftliche, die ihr Glück machen wollen, Leichtsinnige, die dazu gezwungen sind, „corriger la fortune“, Abenteurer, die wie die Geier das Aas der Beute umrauschen, Hochstapler mit falschen Orden an der Brust, Leute mit grossen Namen und kleinem Werth — und unter diese gerathen nun wie die Tauben unter wilde Raubvögel die Angezogenen und Versuchten, welche im Rausch des Spiels Haus, Weib, Kind und Ehre vergessen und untergehn.

Das Departement der Seealpen bedarf keiner tückischen Circe, um alle, die Zeit und Herz haben, anzuziehen. Das Meer ist wundervoll — die Luft stärkend, das Klima entzückend. Warum soll dieser herrliche Ort Europa's nicht ein gefahrloses Rendezvous von Kranken und Erholungssüchtigen werden dürfen! Muss hinter den Blättern des Genusses eine Schlange der Verführung lauern. Wozu mitten in die reizende Stille die verrätherische Stimme, die den Frieden der Familie und das Herz der Mütter zittern macht. Monaco ist reizend genug ohne das Spielhaus. Der Reiz, den dieses verleiht, ist wie der Stich der Viper unter Rosen.

Und nicht blos Männer sind es, die fallen. Frauen kommen hin, um fallen zu machen. Die Laster erscheinen immer wie die Wölfe truppweise. Mit der Spielsucht vereint sich der Trunk und die Unzucht. Wo Abenteuer sind, giebt es auch Weiber, die sie suchen.

Man glaubt in Monaco an Frauen nicht mehr, wenn sie der Spieltisch verlockt. Eine englische Herzogin hat selbst einem Bischof das Ereigniss erzählt, das ihr zustösst. Sie hat gespielt und verloren. Sie will einen Check beim Croupier wechseln. Dieser weigert sich ihn anzunehmen, weil er nicht weiss, ob er honorirt wird.

„Aber mein Herr“, spricht sie, „ich bin la Duchesse de M.“

„Was, Herzogin“, antwortet ihr der Croupier, „hier sind alle Herzoginnen.“

Frauen, welche dies lesen, mögen sich einmal -- sollten sie Nizza besuchen, an den Bijouterieläden umsehen. Da werden sie Perlen und Schmucksachen ausgestellt finden mit der Inschrift „Perlen von Monaco“, d. i. solche, welche dort im Spiel verloren, hier zu verkaufen sind.

Das ist eine Species von Perlen, welche die Naturforscher nicht kennen, über die aber der Menschenfreund erschrickt.

Wie verlockend hört es sich an, wenn man in den Zeitungen die Frühjahrsannoncen findet, welche die Societé für Seebäder (Bains de Mer) erlässt, um nach Monaco einzuladen. Aber diese Seebäder sind wie Seeräuber. Nicht das blaue Meer, sondern der grüne Tisch zieht hinab in verhängnissvolle Tiefe.

Was würde es helfen zu sagen: Freunde, horcht der Stimme nicht. Geht nicht nach Monaco. *Nitimur in vetitum,* das Verbotene reizt. Aber das Verbotene braucht nicht zu existiren.

Welcher Vater, der Söhne hat und neben einem Lusthause wohnt, würde sich begnügen, seine Söhne zu warnen! Entweder er oder das Haus müsste weichen!

Und die grossen Staaten Europa's sollten dulden, dass für ihre Söhne ein Lusthaus an der Grenze stehe, das seine Beute aus den Reisenden Europa's mit dreistem Schlag in das Angesicht der Grossmächte ungehindert zu machen wagt.

Der Name Herkules ist im Hause der Fürsten von Monaco heimisch; nun der wirkliche Herakles war berufen zur Reinigung aller symbolischen Augiasställe. Man erzählt von ihm, dass er den Sileus in Aulis erschlagen habe. der alle durchreisenden Fremden zwang, in seinem Weinberg zu arbeiten. Das thut Europa für das Casino in Monaco. Es arbeitet für seine Weinberge.

Wenn einmal die Republik und das deutsche Reich in ihren Grenzen die Spielhäuser schliessen, so können sie nirgends bestehen bleiben; nicht einmal in Constantinopel dürfte man es dulden. Für die Sünde giebt es nur internationale Gesetze. Das heutige Europa ist nur e i n Staat in Bezug auf Genuss und Zucht. Wenn am äussersten Norden Spielhäuser denkbar wären, würde man ihren Einfluss in Berlin und Wien spüren, viel weniger, wenn es bei Nizza paradirt.

Es ist zu beklagen, dass die Regierungen Europa's durch die sogenannte hohe Politik zu sehr in Anspruch genommen sind, um für die christliche Moral ihrer Völker an der einzelnen Person noch mehr zu arbeiten. Es ist wahr, dass viele bedeutende Männer des Landes gegen das Spiel — auch das von Rouge und Noir noch nicht Abscheu genug haben, — als ich für eine Petition des Centralvereins für innere Mission gegen die Spielbanken als Abgeordneter des Landtages im Jahre 1866 Unterschriften sammelte, wollten nicht alle unterschreiben — es ist wahr, dass auch nach der Abolition der Spielhäuser noch Sünde und Laster genug übrig bleiben werden, an welche die Axt noch nicht gelegt ist — aber

nicht aus pharisäischen Gründen soll man die Stimme gegen Monaco erheben — sondern aus dem Drang des Gewissens und der Liebe.

Will man Kreuzzüge unternehmen — so doch nicht aus Hass, sondern aus Liebe. Möge die Stunde bald kommen, in welcher das Europäische Gewissen nach Monte Carlo zieht — nicht mit Goldstücken in der Börse, sie auf dem Altar der Klapperschlange zu opfern, sondern mit der Axt in der Faust den grünen Tisch zu zertrümmern. Das würde ein Zeugniss sein wie das des Bonifacius an der Heidensäule. Der goldne Skandal muss fallen und die Liebe siegen.

## II.

Amadeus VIII., erster Herzog von Savoyen, gab in seinen Staatsgesetzen 1430 auch eine Ordnung über das Spielen in seinen Landen, worin er das Wesen der Spiele unterscheidet — und die Einen ein Heil gegen Lebensüberdruss, eine Stärkung des Körpers, eine Erquickung und Uebung nennt, — „Die Andern aber bezeichnet als Ursachen der Verschwendung des eigenen Vermögens (ad propriam facultatum debursationem), als Diebstahl und Habsucht fremder Güter, als Ursache von Betrug (fraudum), Meineid, Blasphemie und Vergehen gegen Gott und den Nächsten. Unter die Ersten zählt er Schach, Ball, Billard, Bogenschiessen als Gesellschaftsspiele, die man nicht um Geld, sondern höchstens um Esswaaren und Getränke spielen darf, soweit man sie in der Gesellschaft selbst verzehrt. Unter die streng verbotenen und nach dem Gesetz gegen Gotteslästerung zu bestrafenden rechnet er „ludos taxillorum, cartarum, trinqueti“ und ähnliche tückische und habsüchtige —; sie dürfen weder um Geld noch ohne Geld öffentlich oder privatim gespielt werden.“ Das Spiel der Taxilli sind Würfel-

glückspiele; Trinquetum ist soviel als triquetum, Trick oder Tricktrac, ein beliebtes Brettspiel. Der Herzog erlaubt ein Kartenspiel zwischen Männern und Frauen zum Scherz, wenn nur „cum spinolis“ gespielt wird. Der gelehrte Calmet findet nicht, was *spinola* sind. Es sind Schmucksachen, Nadeln, Broschen. Auch Trictrac (deutsch Wurfzabel oder Buf. Puff) spielten die Damen in Deutschland um solche Schmucksachen und Ringe.

Was hier Amadeus angeordnet hat, ist nichts neues. Die Spiellust ist uralt unter den Völkern, wie andere Leidenschaften. Sie hat überall Unheil, Sklaverei und Trauer begleitet. Sie war überall die Folge und die Strafe gedankenlosen Müssiggangs. Berühmt ist die Stelle des Tacitus (Germania cap. 24) über die Spielwuth der alten Germanen. „Würfelpiel“, sagt er, „üben sie wunderlicher Weise nüchtern wie eine ernsthafte Angelegenheit und zwar mit einer solchen Verwegenheit im Gewinnen und Verlieren, dass wenn Alles fehlt, sie mit einem äussersten und letzten Wurf um die Freiheit und den eigenen Leib spielen. Der Besiegte begiebt sich in die freiwillige Knechtschaft; obschon jünger, obschon stärker, lässt er sich binden und verkaufen. Das ist Starrsinn in einer schlechten Sache; sie nennen es Treue. Die Sklaven dieser Art übergeben sie dem Handel, damit sie sich von der Scham über den Sieg befreien.“

Wie tief ist das! Die Folge der barbarischen Freiheit wurde Sklaverei und Menschenhandel. Uebrigens erzählt der h. Ambrosius ähnliches von den Hunnen. „Sie tragen Waffen und Würfel und gehen mehr durch ihre eigenen, als durch der Feinde Waffen unter.“

Dieselbe Leidenschaft im Würfelspiel kannten die alten Inder. Man verspielte Hab und Gut und zuletzt die eigene

Person. Schon Bohlen vermuthete in ihren Spielhäusern die Ausübung einer Art „Rouge et Noir". „Das Spiel". so heisst es in einem von ihm angeführten Citat, „ist dem Spieler ein Reich ohne Thron; er denkt niemals an Niederlage und erhebt Tribut von Allem .... Er erfreut sich der Einkünfte eines Fürsten und zählt den Reichen zu seinem Diener. Geld. Frau, Freunde, Alles kann am Spieltisch gewonnen werden. Alles wird gewonnen, Alles verloren, Alles wird besessen durch das Spiel. Lass mich sehen! Die Drei *(treta)* nahm Alles fort, die Zwei *(pâvara)* setzte mich in Aengsten, das As *(nardita)* brachte die Sache in Ordnung und die Vier *(kata)* spielte das Garaus." Berühmt ist die Spielerhymne im Rigveda, welche zwar Marius Fontane in neuester Zeit nicht für vedisch hält, sondern aus der bewundernswerthen Hand eines Chinesen herschreibt. Ich theile einige Strophen nach Kaegi's Uebersetzung mit:

„Nach seinem Weibe greifen fremde Hände,
Indess mit Würfeln er auf Beute auszieht;
Der Vater, Bruder und die Mutter rufen:
Wer ist der Mensch? Nun fort mit ihm in Banden.

Verlassen grämt des Spielers Weib sich einsam,
Die Mutter, weil der Sohn, wer weiss wo, umirrt.
Er selbst verschuldet, sucht voll Angst Gewinn sich,
Verweilt zur Nachtzeit unter fremdem Dache."

Die letzte Strophe heisst:

Zum Spielhaus läuft der Spieler in Gedanken.
„Heut sieg' ich", spricht er in die Brust sich werfend,
Die Würfel aber streichen ihm die Rechnung:
Er lässt dem Gegner seinen ganzen Einsatz.

Daher stellte man auch Niederlage im Spiel auf gleiche Stufe mit Verhungern und Verdursten. Eifrige Spieler nannte man *sabhasthanu*, Pfosten am Spielhaus. Man spielte mit vier

oder fünf Würfeln *(aksha)*. Der Spieler heisst *kitava*. Das Wort *dhurta*, was sonst Betrüger oder Schelm heisst, wurde einfach für Spieler gebraucht. Man zählte neben dem Trunk, dem Zorn und dem Unverstand die Würfel als Hauptquelle gegen die himmlische Ordnung auf.

Von der Spiellust und Würfellust der alten Griechen und Römer zu reden, würde es eines Buches bedürfen. Man hat aus dem griechischen Alterthum etwa 65 Namen übrig, welche für glückliche oder unglückliche Würfe mit Würfeln gelten. Der Unglückswurf heisst *kyon*, Hund; der glückliche war Aphrodite. Andere Würfe hiessen Alexander, Midas, Solon. Vom Kaiser Claudius, der ein leidenschaftlicher Spieler war, ist ein Buch über das Spiel verfasst worden, das verloren ging. Es wird seinem Verfasser geglichen haben. Aber eine Ehre galt es darum doch nicht, ein Spieler zu heissen. Kaiser Augustus musste sich darum dem Spott seines Volkes aussetzen. Durch Gesetze war das Spiel verboten und eingeschränkt. Man stellte es, wie Horaz in der 18. Epistel (des ersten Buches V. 21) thut, neben die Verderblichkeit der Venus; er nennt das Spiel *praeceps*, weil es zum Abgrund führt. Von dem Lacedaemonier Chilon wird berichtet, er sei nach Corinth gesandt worden, um ein Bündniss abzuschliessen. Er fand die Obersten der Stadt beim Glücksspiel. Er kehrte auf der Stelle unverrichteter Sache um. Er wolle nicht seine Stadt mit der Schmach bedecken, dass man sage, die Spartaner hätten mit Spielern einen Bund gemacht.

Aristoteles schreibt, dass Würfelspieler, Diebe und Räuber von gleicher Gemeinheit seien, weil sie in schmutziger Habsucht sich bewegen.

Seltsam ist die Erzählung bei Herodot, dass die Lydier das Würfelspiel während einer Hungersnoth erfunden

hätten. Denn das Würfelspiel hat viele zur Hungersnoth gebracht.

Was Tacitus von den alten Germanen gesagt hatte, spiegelt sich noch im Mittelalter wieder. Von den Normannen sagt Ordericus Vitalis (um 1090): „In der Nacht bringen sie ihre Zeit mit Schwelgen und Trinken, eitlen Märchen, Würfeln und Glücksspielen hin; bei Tag schlafen sie."

Man verspielte auch im Deutschen Reich Hab und Gut. Ordentliche Leute verachteten einen Spieler. Otto der Grosse musste Geistliche mit Absetzung bedrohen, die nicht vom Spiele liessen. Ludwig IX. von Frankreich verbot sogar die Anfertigung der Würfel. In Regensburg wurde für unehrlich erklärt, der ein Spielhaus besass; ähnliche Gesetze galten für die ganze Christenheit. Wie verbreitet das Spiel war, ersieht man aus dem bildlichen Gebrauch im Parzival von Wolfram von Eschenbach, wo von dem Schicksal des Helden geredet wird, der vom Gral verwiesen wird, weil er nicht gefragt: „Um den Wurf der Sorgen wird gedoppelt (gespielt), da er den Gral fand mit seinen Augen, ohne Hand und ohne Würfels Ecke" (Parz. 248. 13). In dem Spruchbuch des Freidank ist cap. 14 vom Spiele überschrieben und lautet:

Vom spile hebt sich manege zit
Fluch, zorn, schweren, schelten, strit

und schliesst:

„Spiel thut vielen Leuten Leid
Und lehret böse Pfiffigkeit;
Da ist wenig Zucht dabei
Man wird von Schanden selten frei."

Unter den Erfurter Rathhausbildern, die ich vor vielen Jahren beschrieben habe, erscheint auch ein ernster Mann mit der Umschrift:

„Win, wib, Tobelspil
Machet tumer lute vil.“

was in Freidank also lautet:

„Irriu wip, zern unde spil
Diu machent diebe harte vil“,

das heisst: Böse Weiber, Prassen und Spielen machen viele Diebe.

In einem altdeutschen Schwank heisst es:

„Welcher über Tag bei dem Spiel herumleiert,
Frü und spat ligt bei dem Wein
Und des besten alzeit wil vol sein,
Und nit fleucht vor der Schanden Meyl
Der wurt gern dem Hencker zu Theil.“

In der That durfte man in Erfurt kein Hazardspiel treiben. Wer spielt, so gebot man im 15. Jahrhundert, kommt auf den Thurm und muss so viel Tage sitzen, als er um Mark gespielt hat.

Als durch Fahrlässigkeit des Thürmers im Jahre 1416 der Dom zu Erfurt in Brand gerieth, schrieb man diese Strafe Gottes „der Unzucht zu, die oben getrieben wird, wo schnöde Büberey und Unkeuschheit one andere Untugent und Spielerei.“

Als Capistran in Erfurt wie überall gegen die Brettspiele und Würfel eiferte, brachte ein grosser Haufe ihre Tische und Brettspiele und Würfel. Im Jahre 1463 kaufte der Rath von Erfurt dem Bischof von Mainz die Schankstätte zu Daberstadt ab, weil daselbst viel „Buberey von Herren, Buben, gross Doppelspil (getrieben wurde) von allerlei unredtlichen Leuten, die von allen Enden sich dahin fanden, davon denn allda gross Mordt geschah unde Zwietracht uffstunde, wenn das Volk aus der Stadt Erfurt stattlich dahin lief.“ Es war Daberstadt ein klein Monaco geworden — aber der Rath von Erfurt verstand seine Pflicht.

Sehr merkwürdig ist, was Conrad Celtes den deutschen Städten seiner Zeit mit gewaltigem Ernste vorhält:

„Wir sehen es geschehen, dass Obrigkeiten nicht allein öffentliche Spielhäuser vermiethen, sondern auch selbst den Gewinn, wie einen ehrlichen Erwerb suchen und annehmen und zwar von den elendesten Abenteurern und Verächtern der Gottheit. Da kann man sogar Geistliche sehen, und zwar so, dass sie weder durch Gewand, Wort und Geberde vom Volk sich unterscheiden, mitte inne sitzen, spielen, trinken, würfeln und sich mit gleicher Raserei und Thorheit benehmen, fluchen, toben und zanken — und was noch schändlicher ist — man sieht sie über dem Spiel erblassen und erröthen, die Arme werfen, seufzen, sich und ihr Schicksal und Leben anklagen, sich selbst verwünschen und Zorn und zitternde Lippen gegen Gott und die Menschen bewegen.“

Ein anderer Gelehrter, ein Arzt des 16. Jahrhunderts (Paschasius Justus), der grosse Reisen machte, behauptete, von allen Völkern Europas seien die Spanier die Spiellustigsten gewesen.

„Als ich weit und breit durchzog, bin ich in viele Orte gekommen, wo ich die nothwendigsten Lebensmittel nicht fand, aber ich habe keinen so elenden und unbedeutenden Flecken passirt, wo ich nicht Spielkarten gefunden hätte.“

Er erzählt von einem Kaufmann, der durch ein zehnjähriges Patent auf Kartenfabrikation, das ihm Karl der Fünfte ertheilt, ein steinreicher Mann geworden ist. Als Cardinal Poggius als Gesandter des Papstes in Spanien war, verpflichteten sich viele Spanier um des vielen Unglücks wegen mit heiligem Schwur, nicht mehr zu spielen. Aber es dauerte nicht lange, so kamen sie wieder und baten um Ablass ihrer Sünden, weil sie den Schwur gebrochen hätten. Sie bezahlten

grosse Summen, dass er ihnen den Eid wieder abnähme. Ja er berichtet von einem Spanier, der in seinem Testamente die Erben verpflichtet habe, aus seinen Gebeinen Würfel machen zu lassen, mit seiner Haut aber nach sorgfältiger Zubèreitung den Tisch, das Spielbrett und den Würfelbecher sorgfältig überziehen zu lassen, dass er auch nach seinem Tode nicht fern vom Spiele sei.

Das ist in Monaco vielfach geschehen. Gewissermaassen, kann man sagen, ist von der Haut vieler Opfer der ganze Palast überzogen.

Der geisselnde Humor, mit welchem Rabelais in seinem Gargantua und Pantagruel vom Spiele redet, zeichnet völlig, wie es in seinem Vaterlande zuging. Er lässt Gargantua, „nachdem ein grüner Teppich auf den Tisch gelegt, ein Haufen Karten, Würfel, Bretspiel die schwere Menge herbeigebracht waren“, 214 verschiedene Spiele spielen, deren Namen schon nach der ausgezeichneten Uebersetzung von Regis höchst ergötzlich sind. Gargantua hatte zu seinen Kunden und Hofbesuchern die Herren von Fou, Gourville, Grignault und Marigny. Nach dem Essen kamen wieder die schönen hölzernen Evangeli auf den Plan, das ist Brettspiel die Hüll' und Füll', der edle Fluss, Eins, zwei, drei oder alle Trumpf, es kurz zu machen.

Der ältere D'Israeli, der Vater von Lord Beaconsfield, hat in seinen „Curiosities of Literature“ einen kleinen netten Artikel über das Spiel.

Er erwähnt ein Buch von C. Moore, welches „über Selbstmord, Spiel und Duell“ handelt und sagt: „Aber was ist eine Predigt für einen S p i e l e r, einen Duellanten oder Selbstmörder! Ein Würfelbecher, ein Schwert und ein Revolver sind die einzigen Dinge, welche einen Eindruck machen auf

diese unglücklichen Menschen, für ewig verloren in dem Labyrinth ihrer eigenen Mache."

D'Israeli gefiel mit Recht die Meinung eines älteren Autors, welcher sagt: Die Alten versammelten sich um die Gladiatoren, sie sich selbst morden zu sehen und nannten das Schauspiel ein Spiel. Welche Barbarei. Aber sind wir weniger barbarisch, wir, die ein Spiel nennen eine Gesellschaft, die sich zum Pharotisch setzt, wo die Theilnehmer offen bekennen, sich einander ruiniren zu wollen.

„Spieler und Betrüger *(cheater)* waren", sagt er, „gleichbedeutende Ausdrücke in den Zeiten von Shakespeare und Johnson." In der That sagt Hamlet zu seiner Mutter:

„Such an act makes marriage vows
As false as dicer's oaths."

(„Solch' eine That macht Ehegelübde so falsch, wie eines Spielers Eid.")

Und Schaal sagt: Haltet mir einen Spieler von seinen Würfeln und einen fleissigen Schüler von seinem Buch, und ich will von Wundern sprechen. (In den Weibern von Windsor.)

Im hohen Grade interessant ist die Liste, welche das Daily-Journal vom 9. Januar 1731 von dem Personal eines Londoner Spielhauses giebt.

1. *A commissioner*, allezeit ein Bankherr, welcher die Aufsicht in der Nacht hat. Die Wochenrechnung wird von ihm und zwei andern Bankherren geprüft.

2. Ein Director, welcher den Saal überwacht.

3. Ein Operator, welcher die Karten mischt bei einem Betrugspiel (cheating-game) genannt Faro.

4. Zwei Croupiers (crowpees), welche die Karten bewachen und das Geld für die Bank sammeln.

5. Zwei *puffs*, die Geld bekommen haben, um selbst spielend andere zum Spiel zu verlocken, (wie man sonst *puff* einen Mann nennt, der bei einer Auction die Preise in die Höhe treibt.)

6. Ein Beamter, welcher wieder da ist, zu achten, dass die *puffs* das Geld, welches sie zum Spielen bekommen haben, nicht unterschlagen.

7. Ein *squib* (Wicht) ist ein *puff* von niederm Rang, welcher nur halben Sold empfängt, so lange er das Kartenmischen lernt.

8. Ein *flasher* (Taugenichts), der zu schwören hat, wie oft die Bank gesprengt worden ist.

9. Ein *dunner* (Mahner), welcher umher geht, das verlorene Geld einzusammeln.

10. Ein Wärter, welcher Wein auszuschenken oder die Lichter zu putzen und in dem Spielsaal aufzuwarten hat.

11. Ein *attorney* für Newgate (das Londoner Gefängniss).

12. Ein *captain*, welcher jeden Herrn zum Duell fordert, der unmuthig wird, dass er sein Geld verloren.

13. Ein *usher* (Thürsteher), welcher den Herren die Stufen hinauf- und hinableuchtet und dem Portier die Anweisung giebt.

14. Ein Portier, welcher gewöhnlich ein Soldat der Fussgarde ist.

15. Eine Ordonnanz, welche an der Aussenseite der Thür auf und ab geht, dem Portier Nachricht zu geben und Allarm zu machen, wenn ein Constabler naht.

16. *A runner* (Bote), welcher Nachricht über die Gerichtsverhandlungen zu erhalten hat.

17. Fackelträger, Kutscher, Sänftenträger, die Nachricht bringen von den Gerichtsverhandlungen oder Constablern gegen Entschädigung einer halben Guinee.

18. *Commonbails* (unehrliche Bürgen), *affidavit-men* (falsche Zeugen), Raufbolde, Todtschläger, Meuchelmörder *cum multis aliis.*"

Das Personal ist gross und nicht sehr ehrenwerth; aber in Monaco sind im Winter an 130 Croupiers, was doch noch eine andere Zahl ist. Dafür ist die Zeit fortgeschritten. Fackelträger und Bravo's sind nicht mehr nöthig. Man hat electrische Beleuchtung und die Leute tödten sich selbst.

## III.

In der berühmten indischen Dichtung Nalus ist das Würfelspiel Ursache der entscheidenden Katastrophe. Es wird gespielt um Königreich, Macht, Weib und Ehre, gewonnen und verloren. Als der Urheber des Unglückes wird der böse Geist, der sich des Spiels bemächtigt, dargestellt.

In dem Phaidrus des Plato erzählt Sokrates, dass ein ägyptischer Dämon Theuth nicht blos Zahl und Rechnung und Messkunst, sondern auch das Bret und Würfelspiel erfunden und dem König Thamus gebracht habe. Es ist bekannt, dass damit der ägyptische Thoth gemeint ist. Man hat diesen gewöhnlich mit Hermes identificirt. Aber in der Sage ist etwas, was an Prometheus erinnert und an Pandora. Die Gaben des Theut sind Lehren der Cultur, welche aber auch das dämonische Unheil, wie Bret- und Würfelspiel unter die Menschen gebracht haben. Wenn daher in spätern Zeiten dem Mercur das Würfelspiel zugeschrieben wird, als ob er es erfunden habe, so geschieht das mit Rücksicht darauf, dass ihn das Volk zum Gott der Diebe gemacht hat, von dem dann der Satan das Spiel gelernt habe, um es unter die Menschen zu bringen.

Ueberall nahmen die Menschen den satanischen Wahnsinn wahr, der sich der Menschen im Spiel bemächtigt. Wir gehen

nicht für jetzt in die Berichte aller Nationen ein. Wo zeigte sich seit uralter Zeit mehr die dämonische Verirrung und Betäubung desselben wie bei den Chinesen! „Das Spiel", sagt Huc, „ist durch die Staatsgesetze verboten, aber die Gesetzgebung ist so sehr von den herrschenden Sitten des Volkes zurückgedrängt worden, dass heute China wie ein grosses Spielhaus aussieht." „Es giebt kein Dorf und keinen Weiler, in dem man nicht ein Spielhaus und Spieler von Profession findet.

In den nördlichen Provinzen, namentlich in der Nähe der grossen Mauer, trifft man in der strengsten Winterkälte manchmal Menschen vollständig nackend, welche die Kleider im Spiel verloren haben und dann unbarmherzig aus dem Spielhause herausgetrieben worden sind. Sie laufen im eigentlichen Sinn des Wortes wie wahnsinnig umher, und suchen der peinigenden Kälte zu entgehen. Sie schmiegen sich an die Erdschornsteine an, welche in diesen Gegenden längs der Mauern der Häuser und dem Erdboden in gleicher Höhe angebracht sind. Sie suchen sich zu wärmen, bald an der einen, bald an der andern Seite, während ihre Spielgenossen ihnen in ausgelassener Lustigkeit zusehen. Dieses schreckliche Schauspiel dauert nicht lange, denn die Kälte bemächtigt sich bald des Unglücklichen, welcher umfällt und stirbt. Dann gehen die Spieler in den Saal zurück und setzen ihr Vergnügen ganz kaltblütig weiter fort."

Das Spiel ist dasselbe in den Alpen Chinas wie in denen Europas, dasselbe *entre les Jaunes et les Blancs*. Huc theilt ferner aus anderen Chroniken von den chinesischen Spielern mit: „Unter den Leuten, welche der niederen Classe angehören, spielen die, welche kein Geld haben, manchmal um die Finger ihrer Hand. Während sie spielen, haben sie ein Gefäss mit Nuss- und Sesamöl dabei stehen, denn Olivenöl giebt es in

diesem Lande nicht. Darunter brennt Feuer. Zwischen den beiden Spielern liegt ein kleines scharfes Beil; derjenige, welcher gewinnt, nimmt die Hand des Anderen, legt sie auf einen Stein und hackt ihm den Finger mit dem Beile ab. Das Glied fällt herunter und zugleich taucht der Besiegte seine Hand in das Oel, welches sehr heiss ist und das Glied ausbrennt. Diese Operation verhindert den Mann aber nicht, von neuem zu spielen.“ Huc brauchte nicht hinzusetzen, dass diese Gräuel nicht die Regel sind -- aber das Spiel hat überall einen dämonischen Charakter. Die Völker konnten sich die Wuth desselben nicht anders erklären.

Im Koran heisst es (Sure 11): „O ihr Gläubigen, der Wein, das Glücksspiel, der Götzendienst.... sind eine Erfindung des Satans. Enthaltet euch derselben und ihr werdet glücklich sein.“

„Satan sucht den Hass und die Feindschaft unter euch zu erwecken durch den Wein und das Spiel und euch zu entfernen vom Andenken an Gott und an das Gebet.“

Nur einzelne Beispiele kann ich für jetzt herausheben, in welchen das christliche Volk und seine Lehrer dem Satan die Erfindung und Meisterschaft, andrerseits wieder das Gericht über die Spieler zuschrieben. „Der tiuvel schouf daz Wirfelspiel“, so heisst es im Mittelalter. Zu Spielern kommt in einer alten Sage der Teufel, mit Namen Decius, (nämlich *alea, talus,* altfranzösisch *dez,* der Würfel) und ermuntert eine Gesellschaft, ja nicht im Spiel aufzuhören. Wenn der heilige Petrus in einer andern Sage dem Fürsten der Hölle einige Seelen wegnehmen will, muss er ihn im Spiel überwinden. Leider haben sich aber viele seiner nicht so starken Nachfolger und Mitjünger vom Satan besiegen lassen. Cäsarius von Heisterbach (Distinkt. 5. Cap. 34) erzählt von einem Kriegs-

mann in Soest, der ein so glücklicher und eifriger Spieler war, dass er überall die Leute erst lockte und dann immer gewann, bis endlich der Teufel selber zu ihm gekommen ist und ihm alles Geld wieder abnahm. Bist du der Teufel? fragte jener; gewiss, sprach er, bin ich das, es ist auch Zeit aufzubrechen, der Morgen ist da, wir müssen gehen. So nahm er ihn mit in die Hölle. — Bauern in Schleswig denken in der Christnacht nichts Besseres zu thun, als zu spielen. Sie spielten hitzig, da hatte sich ein fünfter Gast eingefunden. Eine Karte fällt unter den Tisch, sie suchen mit Licht. Sieh da, der fremde Gast hat den Pferdefuss. Der Satan war ihr Spielgenoss. Sie gingen in sich und spielten nicht mehr. Bei den modernen Spielhäusern muss man den Pferdefuss nicht blos bei den Gästen suchen. Aus Pommern wird die Sage erzählt: In der Christnacht sass ein Bauer im Kruge und spielte; „Ass' nu gegen Klock Twelven ging, stund de Karniner Jäger, dei mit im Spill was, up un sede: „Smiet de Korten tohoop und lat't uns een Vaderunser tosam beden, damit de Düwel dit Johr keene Gewalt äwer uns kriegt.“ Der Andere aber lacht ihn aus und sagt: „Düwel hin un Düwel her! Niks as Papensäck und Spökels vör Kinner und olle Wiewer; den Düwel hebben se lang doot schlan! Der Jäger warnt ihn, aber was geschah? Eines Tages verbrannte er und sein Haus.

Pfarrer Spizel in Augsburg sagte: „Denn wie aus dem gewinnsüchtigen Spielen allerley Gottlosigkeit, Schwören, Zanken, Hadern, Morden und viel anderes Unheil entsteht, also ist auch durch solches Laster Manchem gar der Weg zu dem teuflischen Bündniss gebahnt worden.“ Und er erzählt davon manche Beispiele.

Wenn man dies dahin versteht, dass die rasenden Spieler in Spott und Hohn gegen abmahnendes Gewissen

und die Gebote ausbrechen, so wird man es nicht bestreiten können.

Es ist eine grausige nicht unwahre Geschichte, dass in Ofen in Ungarn zwei mit einander spielten, der Eine im Namen Gottes, der Andere im Namen des Teufels. Als der verlor, welcher im Namen Gottes gespielt, ergriff er einen Stein und warf ihn wüthend gegen ein Crucifix. Dann folgte sein eigen Ende, da er auch erschlagen ward.

Ein armer Mensch von gebildeter Herkunft, der am 12. Mai 1879 wegen Spiels in Monaco sich getödtet hatte, hinterliess einen Brief folgenden Inhalts: „Ich bitte die Personen, welche meinen Leichnam finden werden, um die Gnade, mich nicht von Priestern begleiten zu lassen, gegen welche ich einen tödtlichen Hass habe. Ich habe als Freidenker gelebt, ich sterbe als Freidenker.“

Wenn er lieber das Spiel gehasst hätte, wie seine Nebenmenschen, die Priester — und statt auf „Frei“ den Nachdruck zu legen, lieber „gut“ gesagt hätte. Nicht anders stellte sich das alte Volk es vor, wenn es von Verführung durch den Satan redet. Erst spricht der Mensch: Ihr werdet sein wie Gott, und — dann fällt er in die thörichte Lockung der Klapperschlange von Monaco.

In der That ist jedes Spielhaus wie ein Tempel der rasenden Fortuna. Statt der langsamen aber ehrlichen Arbeit vertraut man einem Wurfe sein Glück. Die Möglichkeit dieses Glückes ist verführerischer als die Sicherheit — die aus dem allmählichen Erfolge der Thätigkeit kommt. Weil es immer sein kann, darum wird es bis zum Wahnsinn von neuem versucht. Das Hoffen auf den Zufall wird zuletzt der Fall in den Abgrund.

Die Sprache drückt dies unter vielen Völkern aus.

Der Würfel wird fast überall vom Werfen benannt. *Alea jacta est*, der Würfel ist geworfen, so rief der grosse Römer aus, als er den Kampf gegen die mächtigen Nebenbuhler wagte. *Jacere*, werfen ist der besondere Ausdruck, der bei den Römern vom Würfelspielen gebraucht wurde und davon leitet sich Hazard ab (provencal. *azar*, catal. *atsar*, span.-port. *azar*, ital. *azardo)*, Wunderbarer Weise hat man das Wort bald aus dem Arabischen oder Hebräischen erklärt, während es nur in den Romanischen Sprachen vorkommt. Die Ableitung geht in alte Zeit zurück. Das moderne *jeter*, werfen leitet sich von *jactare* ab. Aehnlich gebildet ist *aider*, ital. *aitare* von *juvare*.

Ebenso wie man *aleam jactare* bei den Römern sagte, so auch *aleam dare*. Von letzterem ist das andere romanische Wort für Würfel abgeleitet; ital. span. *dada*, provenc. *datz*, altfranz. *dez*, franz. *dé*, engl. *dice*. Mittellateinisch nannte man den Würfelspieler *Decius*.

Ebenso wenig ist bisher der allgemein bekannte Name der griechischen Völker κύβος, cubus erklärt. Aber er bedeutet nichts als Würfel, Der Name stammt wie die Götternamen Kybele, Kybebe aus dem Semitischen. Das Wort כבב Kubaw ist *rotare*, im Schwunge werfen. Daher heisst *Cubus*, der Würfel. Von *cubus* leitet sich ohne Zweifel der volksthümliche Ausdruck im Deutschen Kobeln, woraus denn in Analogie von Knöcheln das Knobeln entstanden.

Das Knöcheln für Würfeln hat in einem andern griechischen Ausdruck seine Parallele, nehmlich in *astragalus* (ἀστράγαλος). Es ist aus ὀστέον Knochen, ὄστρακος, wofür eine Form mit α gebildet ist, also *astrakos*, *astragos* entstanden ist.

Die Bildung des *al* in *astragalos* lässt es die Bedeutung von Würfelspiel, Knöchelenwurf empfangen. Das *al* erinnert

an den lateinischen Ausdruck *alea* Würfel, der sich aus dem griechischen ἰάλλω werfen erklärt. Lord Byron spricht in einem erhabenen Wort von Würfeln, welche Menschenknochen sind.

Ein Spieler sagte einst mit keckem Munde, es sei in der heiligen Schrift das Spielen nicht verboten. Es stände zwar „du sollst nicht stehlen“, aber nicht „du sollst nicht spielen“. Einen Streit darüber, ob nicht eben das Würfel- und Hazardspiel unter das siebente Gebot gehört, zumal da, wo zum Zufall eine raffinirte Rechenkunst zu treten pflegt, wollen wir hier gar nicht näher beginnen – aber es ist nach dem ersten Gebot hinreichend untersagt. Das Würfelspiel ist ein Dienst der Fortuna, des Zufalls -- ein Dienst, der dem ganzen Geist des ersten Gebotes entgegen ist. Jedes Anhängen an die Fortuna ist ein Leugnen Gottes. Nicht jedes sonstige Wagen im Leben, wo es dem Muthe und der Hoffnung auf Gott entspricht -- aber jedes rasende Rasen nach Glück -- in welchem es dem Andern raubt oder rauben lässt, ist wider Gott. In der That giebt es in der hebräischen Sprache keinen Ausdruck für Würfel. Wenn im Talmud ein Würfelspieler erwähnt wird, ist er mit dem griechischen Wort κυβευτής bezeichnet. Er wird mit einem Räuber gleich gestellt. In den späteren Zeiten wird es allerdings genug getadelt, dass auch Juden gespielt haben. In Nürnberg wird es ihnen besonders verboten. Fromme Leute haben es sich nie gestattet.

Ein Götzenhaus ist ein Spielhaus, in welchem Humanität, gute Sitte und Nächstenliebe verbrannt werden einem Dämon zum Opfer, der kein Erbarmen hat.

Es muss mit ihm geschehen, was Gideon mit dem Götzenaltar seines Vaters gethan hat. Er muss in Trümmer ge-

schlagen werden und aus seinen Elementen aufgeführt werden Werke der Liebe.

Armenhäuser, Badehäuser für unbemittelte Kranke, Kapellen für das Herz Betrübter — die gehören in den Tempel, den sich Gott am Meere aufgebaut.

Mephistopheles muss ausgetrieben werden; die Liebe unter dem Banner des Kreuzes muss einziehn.

---

# Anmerkungen.

Der Name ist nicht alt. Er ist von dem regierenden Fürsten dem schönen Grundstück gegeben worden. Früher hiess es Elysée Alberto, aber auch so erst seit 1858. Sein alter Name war Les spelugues (von *spelunca* die Höhle), der allerdings nicht behalten werden konnte, bei den bezüglichen Ideen, die Jedermann bei solcher Bezeichnung in den Sinn gekommen wären. Denn Circe wohnte auch gewissermaassen in einer Höhle — und für eine Höhle galt auch der Eingang in den Venusberg.

Am 14. Oktober 1856 wurde das Spielhaus in Monaco selbst dem fürstlichen Palast gegenüber mit einem Capital von $2^1/_2$ Millionen Francs eröffnet. Der damalige Leiter war ein Marquis von Arsenano. Erst eine andere Gesellschaft kaufte das Grundstück, das jetzt Monte Carlo heisst, dem damaligen Gouverneur von Monaco, Grafen Rey ab. Die Blüthe des ganzen Unternehmens datirt aber erst seit 1868, in welchem Jahre Herr Blanc, der ehemalige Pächter von Homburg erschien und das Privilegium der Gesellschaft um die Summe von 1 700 000 Francs erstand. Der industriöse Mann schuf ganz Monaco um. Die Erträge — man nimmt eine Million Livresterling an — waren so gross, dass Bauten und Anlagen, Strassen und Gärten entstanden; er versorgte den kleinen Staat mit Wasserleitung und Gas. Die Einwohner von Monaco bezahlen keine Steuern. Wie viel Bluts- und Thränentropfen müssen da geflossen sein! Aber dem Reisenden zeigt man eine Druckerei, um darin die Spielpresse zu publiciren; auf der letzten Pariser Weltausstellung sah man einen Pavillon mit lauter Kunstprodukten der Töpferei angefüllt. Man versteht es dort, auf kunstvolle Weise an die Vergänglichkeit des Irdischen zu erinnern Vielleicht ist der Pandoratopf — aus dem Würfel und Gift und Revolver herausfielen, dort gefertigt worden. Auch eine Parfümeriefabrik ist da — sehr nöthig, um den Leichengeruch zu verbergen — der sich von den gefallenen Opfern erhebt.

Im Spielhaus sind an 500 Menschen beschäftigt, darunter etwa 130 Croupiers.

Die Symbole waren sinnreich. Rahel symbolisirte die Schönheit, Judith die Tapferkeit, Pallas die Weisheit und unter Argine ist, wie Calmet richtig bemerkt, Regine das ist die königliche Macht (die Königin) zu verstehen. Vgl. Dinago: Publications des oeuvres inedites von Dom. A. Calmet. I. p. 84.

Im Jahre 1878 waren in Monaco auf der Polizei 268134 Fremde, im Jahre 1879 314 787 angemeldet. Zutritt hat Jeder gegen Vorweisung einer Visitenkarte. Es soll allerdings Niemand zugelassen werden, der dem Departement der Seealpen angehört — aber die böse Fama sagt, es hätten auch schon Einwohner von Monaco dort gespielt. Das Vermögen, das Herr Blanc, als er 1877 starb (in Leuk in der Schweiz), hinterliess, betrug etwa 60 Millionen Francs. Der Notar, der das Testament aufnahm, berechnete 40000 Francs Gebühren. Wie viel Gebühren könnte Europa in Anschlag bringen.

Vgl. L. Smyers: Les Suicides suivis de faits judiciaires en attendant la publication du Journal le Carcan fondé contre les crimes commis à cause des jeux de Monte Carlo. 1881.

Das alte Indien. 2. p. 176.

Inde Vedique. Paris 1881. p. 357.

Der Rigveda von Adolf Kaegi. Leipzig 1881. p. 113.

Heinrich Zimmer, Altindisches Leben. Berlin 1879, p. 283 etc.

Nicomach. Ethik. lib. 4 cap. 1 „ὁ μέντοι κυβευτὴς καὶ λωποδύτης καὶ ὁ λῃστὴς τῶν ἀνελευθέρων εἰσίν αἰσχροκερδεῖς γάρ.“

Vridankes Bescheidenheit ed. W. Grimm p. 48.

Vgl. meine Schrift: Das alte Erfurter Rathhaus und seine Bilder Erfurt 1857. p. 40.

Vgl. meine Schrift: Erfurt, Bilder und Bräuche. Erfurt 1859. p. 50.

Vgl. J. Chr. Wagenseil: De civitate Norimbergense. Nürnb. 1696. p. 160. Celtes war 1459 geboren am 1. Februar. An demselben Tage starb er zu Wien 1508.

Paschasius Justus hatte sein Buch: „de alea seu de curanda ludendi in pecuniam cupiditate“ geschrieben, um sich selbst von der Spielsucht zu bekehren, was ihm nicht gelang. Mit der Feder kehrt man nicht um, sondern mit dem Herzen.

Gargantua und Pantagruel. Aus dem Französischen von Gottlob Regis. Leipzig 1832. 1. p. 68—71.

Hincmar von Rheims sagt (vgl. Grimm Mythol. p. 136) „primum diabolus hoc Mercurio prodidit, unde et Mercurius inventor illius dicitur.“

Das Chinesische Reich II. p. 202.

Alwin Schultz: Das höfische Leben. 2. p. 412.

Vgl. mein Weihnachten. Ursprung, Bräuche, Aberglauben p. 285. Der fromme Gerson ruft aus: „Welche Gewohnheit kann verdammlicher sein als die, durch welche Geistliche und Laien und Fürsten überall tollen und die allerheiligste Nacht der Geburt mit Würfelspiel feiern, nicht mit Betrachtung göttlicher Mysterien.“

Gottlieb Spizel: Die gebrochene Macht der Finsterniss oder zerstörte teuflische Bundes- und Buhlfreundschaft mit den Menschen. Augsburg 1687. p. 58.

Vgl. meine Zeitschrift Sunem 1881. Band 7. Nr. 27.

Vgl. Movers Phönizier 1. 687.

cf. Curtius, Grundzüge der griechischen Etymologie p. 209. (Leipzig 1879.)

„Whose game was empires and whose stakes were thrones
Whose table earth — whose dice were human bones.“
Age of bronze. st. 3.

Andreas Würfel: Histor. Nachricht von der Judengemeinde in der Stadt Nürnberg. 1755. p. 28.

Zun: Zur Geschichte und Literatur, p. 174.

---

# Das Schach.

*Convenit . . . . . . vertere seriis ludum.*

---

Die Beschäftigung mit dem Gedanken des Schach wird mit Unrecht ein Spiel genannt; sie ist eine Wissenschaft.

Wenn irgend logischer Zusammenhang im Denken, organische Entwickelung eines Themas, systematische auf sich selber beruhende Ideengänge Momente der Wissenschaft sind, so ist das Schach eine solche.

Es bildet eine eigene Welt geistiger Zeugungskraft, ein durch seinen Begriff vollständig arrondirtes Terrain, beruht auf eigenen unantastbaren Gesetzen, steht aber nur dem Geiste offen und ist nur diesem unterthan.

Alles was das Spiel zu solchem macht, der Reiz des Zufalls und des Glückes, liegt ausserhalb der Schachatmosphäre.

An seinen Erfahrungen bekunden sich nur wissenschaftliche Merkmale und alle Erscheinungen, die irgend eine andere Wissenschaft in ihrer Geschichte hervorruft, finden sich bei ihm wieder.

Von vielen Zweigen der Wissenschaft unterscheidet es sich auf vortheilhafte Weise durch frisches, junges Grün und immer neu sprossendes Laub.

Es sprang vollendet aus dem Haupt des Erfinders wie Athene. Entwickelung ist dabei nicht verloren gegangen, denn diese reift und dehnt sich in ihm um so besser und höher, je geschlossener die Natur seines Zaunes ist.

Es gehört der ganzen Menschheit an, weil die Mittel, die es braucht, die einfachen Hebel des Menschenlebens sind; es ist fern von aller Voraussetzung, bedarf keines gelehrten Präparates, fordert keine gereifte Kraft und Altershöhe — weiss aber alles zu schaffen, zu benutzen, hat seine Stufen und Terminologieen, seine Laien und Iniirten es lebt durch Verstand und Zeit.

Es steht über nationaler Neigung und Eigenschaft. Es ist den welthistorischen Gang gegangen, der die neue Menschheit aus dem Innern Asiens mit ihrer Sprache über die Erdtheile führte; es ist, bevor die Wissenschaft aus dem verschütteten Alterthum aufgegraben war, von den denkenden Köpfen Europas ergriffen worden, vor der Buchdruckerkunst und mit dem Aufblühen griechischer Gedanken ergoss es über sich ein Schriftenthum. Italien, die Gärtnerin des wissenschaftlichen Lebens, bedachte, beschrieb und besang es in mehr als 60 Schriften; — Modena zählt keine grösseren Söhne als Ercole de Rio, Lolli, Ponziani; — England hinderte nicht der Maschinendampf seiner Industrie diesem uneigennützigen Gedanken mindestens eben so viele Schriften zu widmen; — Hyde und Jones, Lewis und Walker haben Geschichte und Inhalt errufen und gefördert. — In Frankreich, wo Philidor eine geringe Literatur beklagte, sind nichts desto minder ein halbes hundert Schriften für diesen Zweck entstanden; Deutschland endlich, die zweite Heimath des Gedankens und der Gelehrsamkeit, hat auch hier seinen Ruhm nicht verleugnet. Ohne anonyme Schriften, die wir nirgends

berücksichtigt, in Betracht zu ziehen, da doch nur an 20 Schriften mit dem Titel Schachspiel u. s. w. beginnen, zählen über 100 Werke Deutsche zu Verfassern; hier wie überall wird es Deutschen vorbehalten sein, dem Stoffe Methode und System der historischen Auffassung die Tiefe, der Literatur den Charakter zu geben. Portugal hat nur einen — aber einen Löwen — Domiano; Spanien zählt unter zehn Autoren einen Lopez; Holland und die Slaven, Skandinavien und die Magyaren finden sich auf diesem grossen Platze gedankenvollen Lebens mindestens durch Einen vorgestellt.

Es steht über religiöser Meinungsverschiedenheit und Parthei.

Unter den Christen soll der älteste Autor ein Mönch gewesen sein; der Rigorismus einzelner Verbote ist in den Klöstern nicht durchgedrungen. Bei einer Anklage drückte man sich aus *aliud scachum esse aliud aleam;* während die Würfel *auctoritas illa prohibuit, scachos vero tacendo concessit.* Jacob de Cessolis hat es zum Stoff seiner Predigten gewählt und war „durch die Bitten vieler Brüder und Weltleute“ bewogen worden, das, was er von dem *solatii ludus* auseinander gesetzt für Jedermann niederzuschreiben, offenbar, um die Gedanken, die er hineingelegt, zum Freiheitsbrief für dasselbe zu machen. Die Anzahl der Abschriften und Bearbeitungen, die es erfahren, — 39 Mss. in der lateinischen Urschrift aus dem ganzen westlichen Europa, 7 in deutscher, 1 in holländischer, 17 in französischer, 10 in italienischer Sprache, wozu an 18 Incunabeln aus allen diesen Sprachen (flamänd., englisch, niedersächsisch) — zeigen am deutlichsten die Liebe, die der Inhalt erfahren hat. Drei Jahre vor der französischen Revolution, 1786, wollte ein Autor es verbieten, da es den Geist zu sehr anstrenge!

Auch bei den Juden erhielt sich, trotz strenger Verbote gegen die Würfel und andere Spiele, das Schach in Ansehen;

Ibn Esra, der berühmte Spanier, hat es besungen; Jedaja Penini ward in der Provence der jüdische Jacob de Cessolis; das Buch der Frommen nimmt es in Deutschland in Schutz; bis in die neueste Zeit sagt von ihm ein Italiener, dass, wenn überhaupt dem Spruch Koheleth's „Eine Zeit zum Spielen" nachgekommen würde, das Schach der würdigste Gegenstand sei, und die Warnung eifriger Sittengeissler ward überhört.

Es stand über Kaste und Race der Gesellschaft. In Spanien hat ein berühmter König, in Deutschland ein Herzog mit Ruhm darüber geschrieben; einem Papst ward, wenn auch fälschlich, doch die Abfassung eines *Opus* zugedacht. Minister, wie Graf Brühl, Edelleute, Gelehrte und Künstler stellten neben ihrer sonstigen Thätigkeit das über dieses Object Gesonnene; unter 21 Italienern, deren Lebensbeschäftigung mir bekannt ist, gehören 8 dem Adel (aus Venedig, Bologna, Brescia, Monferrato) an, waren 4 Rechtsgelehrte (Ponziani, Advocat), 1 Arzt, 2 Priester, 1 Jesuit (Saccheri) und 5 Dichter.

Aber wie alle Wissenschaften hat es eine Reihe der besten Köpfe allein beschäftigt, wie alle ist es mit den mannigfachsten Untersuchungen bedacht worden; über Theorie und Zweck ist wie bei allen geforscht und Fleiss in Monographien in nicht minder grossem Masse angewandt worden; ich habe in dem unten anzuführenden Werke 27 Schriften über Spielanfänge, 69 über Spielendungen, 38 über Gambitspiele, 28 über den Rösselsprung gezählt; sein Ursprung ward Aegyptern, Indiern und Persern zugeschrieben und an Plagiatoren hat es auch hier, wie überall, nicht gefehlt.

Die Privatbibliothek von Mr. Alliey zu Tournon zählt 760 Nummern über Schach.

Greco hat bewiesen, dass auch er wie nicht alle Gelehrten (!) der goldnen Wünschelruthe kundig sei. 50 000 Ducaten ist kein mittelmässiges Honorar.

Und eben das, was es zur Wissenschaft erhoben, dass es auf verstandesmässigen, systematischen Gesetzen und Anschauungen beruht, hat es zum Spiel in den Augen der Menschen erniedrigt, weil diese Gesetze einfach, ohne gelehrte Vorbauten jedem verständlich waren. Was es so unendlich verbreitet und der Beschäftigung aller Geister übergeben, über Nation und Stand erhoben, neben alle Lebensberufe, neben Sorgen und Mühen hingestellt, eben sein in sich vollendeter Organismus, der alle fremden Gedanken hinausweist und in der ewig wachsenden Fülle solcher keinen Mangel empfinden lässt, das hat ihm den Namen des Spiels zugezogen.

Weil es wie ein Spiel die Menschen abzog von dem Werkeltag und der Arbeit, abzog vom Staube der gewöhnlichen Lebensstrasse, wie ein Spiel neben dem grossen Strom der Lebensgedanken, ein eigner Canal, hinfloss, wie ein Spiel keine Stellung im Staate und der Gesellschaft, keine Würden und Titel begründet, wie ein Spiel mit den eingeschachtelten Figuren zu Ende schien, hat man es für ein Spiel gehalten.

Der Ausspruch für ein Spiel zu ernst, für den Ernst ein Spiel ist falsch.

Eine Thätigkeit des Geistes, die ihrer Natur nach neben jeder Andern sich hinzieht, vor jeder Andern und ohne jede Andere erscheinen kann, die nur mit Geist operirt und ohne ihn nichts ist, wird allerdings für ein Spiel zu ernst, weil sie kein Spiel ist.

Und wäre ihr Ernst nur deshalb ein Spiel, weil er resul-

tatlos für das Leben und den Fortschritt des menschlichen Daseins scheint?

Die wahre Wissenschaft wirkt nur indirect und auch das Schach ist als solche sich Selbstzweck, Bewegung der Geistesräder, Bau von geistigen Fatamorganen, aber indirect belehrt es als Geschichte, consolidirt es als Mathematik, weckt es den Quell der Gedanken als Psychologie.

Die Wissenschaft wird untergehen, wenn aus den Universitäten nur Maschinenbauer und Locomotivführer hervorgehen sollen. Das Leben wird ein polytechnisches Institut sein, wenn die indirecte Wissenschaft gestorben ist.

Es hat unter dem Namen eines Spiels verloren und gewonnen.

Verloren, weil die meisten Autoren, früherer Zeiten besonders, sich ohne Bitte um Entschuldigung damit nicht beschäftigen zu können glaubten; Hyde sagt, dass er im Bette liegend darüber nachgedacht; Ballières beginnt mit den Worten: *Posthabui tamen illorum mea seria ludo*, und Anton Schmid's Motto ist: *nil molitur inepte;* verloren, weil mit dem Spiel nur jeder spielend sich beschäftigte, die gelehrten Studien über dasselbe oft nur der Abfall der sonstigen wurden, mit denen man immer zufrieden war, weil ja alles Gebotene anerkannt werden musste.

Wenn wir keine tiefe umfassende Geschichte des Spieles haben, wenn wir keine gründliche Entwickelung seines Inhalts und seiner Literatur besitzen, so ist eben das „Spiel“ daran schuld. Die Wissenschaft als solche wird solche nicht entbehren können.

Gewonnen hat es, weil keine Wissenschaft wie diese besungen worden ist; von den Zungen aller Welt, von Juden und Arabern, Italienern und Deutschen, Slaven und Britten, franzö-

sisch und lateinisch ertönte sein Ruhm; das lateinische Gedicht des Italieners Vida hat 31 lateinische Ausgaben, 6 französische, 15 italienische, 10 englische, 5 deutsche, 1 spanische Uebersetzung erfahren.

Gewonnen hat es, weil nur ihm als Spiel der menschliche Geist die Exegese gewidmet hat, die ihm zu Theil geworden, weil die Bewunderung über ein Spiel, das keines war, die tiefsten Gedanken hervorgerufen. Religion und Moral, Philosophie und Politik, die Kriegskunst und die Verskunst, Mythe und Minne und Rechtswissenschaft ist darin gefunden und aus den unzerstörbaren Gesetzen seines Geistes gelesen worden.

Der Fechtkünstler fand darin seine Kunst, der Ethnograph die Racen der Menschen wieder. Der Künstler brauchte den Stoff für seine Phantasieen. Die Zeichnung von Retzsch ist bekannt. So vortrefflich sie an und für sich sein mag, scharf ist ihr Gedanke nicht. Satan kann nicht Schach mit dem Menschen ziehen; Leidenschaft ist das einzige Band, das zwischen ihm und uns bestehen kann oder der Gott sei bei uns selber. Diese kennt das Schach nicht. Sie kann die Figuren umwerfen, aber nicht spielen, sie kann sein Leben tödten, aber nicht in ihm leben. Allen Welt- und Lebensstürmern giebt es die einfache Lehre, innerhalb gegebener Dinge, die unverrückbar sind, Grosses zu leisten und ihre Schwäche, eine Fähigkeit nicht offenbaren zu können, nicht an der Zerstörung dessen zu äussern, von dem sie gehindert zu werden vorgeben. Zwischen Himmel und Erde, zwischen den vier Wänden des Schachbretts ist Platz zum Denken und Handeln und Abkühlen. —

Das Morgenroth einer wahrhaften wissenschaftlichen Bearbeitung des Schach verkündet das prachtvoll ausgestattete Buch:

*Tschaturangavidjâ.* Literatur des Schachspiels. Gesammelt, geordnet und mit Anmerkungen herausgegeben von Anton Schmid, Custos der K. K. Hofbibliothek. Wien. Gerold, 1847. 8. 402 Seiten.

Nach der Anstrengung von vielen Jahren ist es dem bewährten Bibliothekar an der Wiener Bibliothek gelungen, wozu ihn tüchtige Kenner des Schachs und seiner Literatur aufforderten, einen Catalog über alle Schriften und Hülfsmittel derselben mit all der Genauigkeit und Sorgfalt, die eines Bibliothekbeamten Pflicht und Zierde ist, anzufertigen. Nach einer kurzen Einleitung werden die Incunabeln besprochen, Jacobus von Cessoles' Name richtig erläutert und dann in alphabetisch fast zu bequemer Reihe die Namen der verschiedenen Autoren, sowohl derer, die in Universalwerken darüber gehandelt, als derer, die in eigenen Schriften darüber geschrieben haben, aufgezählt. Auch über den Werth einzelner Schachwerke werden Anmerkungen theilweise nach dem Bilguer'schen Handbuche und der Heydebrand'schen Fortsetzung hinzugefügt. Den Beschluss macht 1. ein systematisches Register nach den Stoffen, welche die Schriften behandeln, 2. ein allgemeines Namenregister.

Es wäre eine Ungerechtigkeit gegen den Verfasser, wenn man von diesem vollständigsten Cataloge der Schachliteratur anderes verlangte, als geboten werden sollte. Für den späteren Bearbeiter einer kritischen Geschichte des Schachs und seiner Schriften wird ein höchst schätzbares Handbuch zum Benutzen angeboten und es wird diesem die besten Dienste leisten.

Hier hat der Verfasser seinen Beruf als Custos einer schätzereichen Bibliothek deutlich bewiesen.

Da Vollständigkeit immer nur etwas erstrebtes, nie erreichtes sein kann, namentlich, wenn der Plan ein so weit

gefasster wie im obigen Werke erscheint, so erlauben wir uns einige Zusätze, beschränken uns dabei nur auf das Wichtigste, da wir mancherlei Anderes für spätere historische Arbeiten auf diesem Gebiete reserviren. Wir bleiben dabei zuvörderst bei der Schachliteratur der Juden stehen.

Es ist nicht recht, dass der Artikel Abraham Ibn Esra unter Aben Esra steht, da er entweder bei Abraham oder Esra stehen musste (die Verweisung unter Abben ist unnöthig). Dasselbe ist von Bon Senior Ibn Jachja zu sagen, über den Wolf *bibl. hebr. n. 373.* nachzusehen war, wo in der Note noch aus Wallis, Parasinus Stellen citirt sind. Das Gedicht Ibn Esra's steht *sub n. 110.* Ueber Jedaja Penini, Sohn Bedarschi's, musste Zunz (zur Geschichte und Literatur I. p. 467) citirt werden, der dort von diesem geschickten Manne handelt. Hierzu kommen ferner ein Gedicht über das Schachspiel, welches der Oppenheimer Catalog aus einer Handschrift des Fabelbuches von Berachja citirt (Zunz I, I. p. 252) und חי״א נאה *instructio de ludo scacchico ex Hebr. dial. Jud. Germanico prodiit Wilmersdorf 1708 in 16 plagula una (Wolf 3. 1186. n. 213. b).* Letzterer vermuthet, es sei die Uebersetzung von Ibn Esra's Gedicht. Die Vermuthung, dass das Schachspiel in dem Talmud erwähnt sei, hat J. S. Reggio ausgesprochen im 28. Briefe seiner Igerot Joscher (Wien 1834, 8 p. 72), gestützt auf die Stelle im Commentar der Gemara, wo das Schachspiel erwähnt ist, die übrigens auch schon Hyde kennt, und auf andere Vermuthungen, ebenso ist Ibn Esra's Gedicht dabei mitgetheilt. Grösstentheils seine Resultate hat Franz Delitzsch mit Zusätzen im Orient. 1840, Literaturblatt No. 40, p. 50, mitgetheilt. (Eine andere, ebenfalls bekannte Notiz von Bodenheimer Libl. 1843, p. 250.) Ferner giebt Zunz (zur Geschichte und Literatur p. 174) einige Bemerkungen über die

Spiele der Juden im Mittelalter und citirt dabei R. Salomo Jizchaki aus dem 11. Jahrhundert, das Buch der Frommen und das Sittenbuch Schebet Musar, worüber bei ihm und den Bibliographien das Nöthige nachzuholen ist.

Auffallender freilich als diese Mängel sind die von Bohlen, den der Autor in der Einleitung citirt, von Gildemeister *(scriptorum Arabum de rebus Indicis loci et opuscula inedita)* und Carl Ritter (Asien 4, p. 525. 26) über seinen indischen Ursprung; von Olin Dalin (Gesch. Schwedens 1, 393) und Tegner (Frithiofssage ed. Hartmann VI.) über nordischen Gebrauch. Pallas Notiz (mongolische Völkerschaften 1, 157) scheint noch nirgends benutzt zu sein. — Möge es uns vergönnt sein, auch über andere Lücken, die nur dem weltgeschichtlichen Stoff, nicht dem Literator zuzuschreiben sind, und über andere Bemerkungen bald etwas nachzuholen.

---

# Anmerkungen.

The Greeks, Romans and other nations connect equally various theories with chess. It is played in different ways as is captained in the books witten by the Shatrenjees*) on this subject by easty writers as well by es Juli and el-Adeli who are the best players in our days.

Masudi Mendrus of gold etc. ed. Sprenger ed. London 1841, p. 174.

Ueber die Bedeutung des Schachspiels bei den Arabern, und besonders über das Zutrauen, was darin den Indern geschenkt ward, hat Johannsen Historia Jemanae p. 134 eine interessante Stelle.

Von Godsche Dahir Karubi heisst es (Notices et extraits 4, 258), er sei geeigneter zum Mönchsleben als zur Regierung gewesen, denn er habe sich nur mit dem Spiele und dem Schachbrett beschäftigt. Döllmeyer, Muhamed's Religion. Regensburg 1868, p 72 not.

Timur war ein grosser Liebhaber des Schachspiels; sein geliebtester Sohn erhielt von ihm den Namen Schah roch (aus Ducas). cf. Hammer, Gesch. des osmanischen Reichs 1, 260. 814.

Nicephorus, der byzant. Kaiser, schrieb an Harun Arraschid: „Die zu Grund gegangene (Irene) hat Dich im Schachspiel auf das

---

*) Note von Sprenger. „As the luauribus Mamun happened to be fond of the chessboard, a number of men studied the game and wrothe in this subject collecting and inventing traditions to prove that this game was permitted enquim, into the history and frainy the rules to be observed in playing. These men were called Schatrenjees. An arabic work of this nature, by el Hasan el Basri is in Mr. Rich's collect, in the Brit. Mus. of London (No. 7615) but it contains no historical facts not frund in Hyde and W. Jones works (1, 521). More curious an the details which en Nowairi furnishes on this subject in his Encyclopaedia.

Feld des Thurmes, sich auf das des Bauern gestellt." Hammer, Gemäldesaal 2, 211.

Harun liebte das Schachspiel und ist der Einzige, der öffentlich Maille spielte. Hammer, Gemäldesaal, 2, 217.

Sprenger zu Masudi's goldnen Wiesen ed. London 1841, p. 174 not. berichtet von einem handschriftl. Gedicht über Schach nach einem lat. Original verfasst in deutscher Sprache 1337 v. Michael Scherer aus Strassburg und 1418 geschrieben. Es befindet sich in der Bibliothek des Arsenal von Paris (Ms. Allem. not.).

Der Tyrann Hakim Biemrillah von Aegypten liess das Schachspielen mit Prügeln bestrafen. Hammer, Gemäldesaal 3, p. 248.

Ueber das Schachspiel der Bauern in Ströbeck cf. Thüringen und der Harz mit ihren Messweid. Volkssagen und Legenden. Sondershausen 1840, 2, p. 76. Das Spiel in diesem Dorfe soll unter Bischof Bucko I. 1040—45 hingekommen sein, der einen gefangenen Wendenfürsten in den Ströbecker Thurm setzte, wo dieser dann aus Langeweile seinen Wächtern das Spiel lehrte.

cf. Schudt, Jüdische Merkwürdigkeiten, Continnat. II., p. 163. 381.

cf. Aaron Sason Rga 180.

Ueber das Schachspiel eine Sage cf. Ziuni p. 41 a.

Das Schachspiel, welches Ruodlieb spielte und zwar um Geld cf. Lateinische Gedichte des 10. und 11. Jahrh., herausgegeben von Grimm u. Schmeller, p. 204.

cf. Gervinus 2, 163.

cf. Gesta Romanorum cap. 156 ed. Grässe 2, p. 92 und 2, 231. Erzähl. 5.

Ueber eine bei Halle gefundene uralte Schachfigur cf. Mittheilungen histor. antiqu. Forschung des Thüring.-sächs. Vereins von Förstemann 4, 4. 147.

Ueber das Schach durch die Ascetik verboten. Magnum speculum Exemplor. ed. Major. voce lusus exemp. 1, p. 606.

Schach: Harun und Irene.

Kennst Du das Schach nicht, es ist wie ein König. (Weil.)

Alamtan bei der Schachpartie als man Mustanis Haupt bringt. Weil 2, 397.

cf. Die Geschichte der Bujiden, übers. von Wilken, p. 55, 89 not.

Ueber Schachspiel cf. Dow, Gesch. v. Hindostan 1.

cf. Dunlop: Aus dem Roman Ogier's p. 140.

cf. Dahabije.

# Die bildende Kunst und das Volk.

**Culturgeschichtliche Skizze.**

---

In einem der Kirchmann'schen Briefe aus Italien, welchen die „Breslauer Zeitung" im August 1864 veröffentlichte, findet sich folgende komische Episode, welche der Reisende auf Capri mit einem Eingeborenen der Insel erlebte.

„Als er hörte", schreibt Kirchmann, „dass ich aus Preussen sei, wurde er stutzig und bemerkte nach einigem Zögern, es sei mir wohl angenehm, dass ich hier in Italien mich der Kleider bedienen könne, die ich anhatte. Ich verstand seine Worte nicht und erst nach wiederholten Fragen erkannte ich, dass mein Wirth voraussetzte, dass in Preussen alle Menschen nackt und nur mit einem Fell umgürtet einhergingen.

„Er hatte von Preussen in seinem Leben nichts gehört und gesehen als das preussische Wappen bei dem preussischen Generalconsul in Neapel, das von den bekannten Schildhaltern in heraldischer Weise auf beiden Seiten gehalten wird. Er hatte ihre, seiner Annahme allerdings entsprechende Kleidung für die Nationaltracht in Preussen gehalten und es bedurfte wiederholter Versicherungen, um ihn von seinem Wahne

zurückzubringen. Spätere Erfahrungen lehrten mich, dass solche Unkenntniss in Italien nichts Ungewöhnliches ist.“

So Kirchmann. Es ist anzunehmen, dass auch die Eingeborenen in Capri seit der Zeit mehr Preussen in Italien gesehen haben.

Woher aber sollte jener Bürger von Capri, für den K. der erste Preusse war, den er sah, wissen, dass die Tracht „der wilden Männer“ auf dem Wappen keine moderne und wirkliche war? Vielleicht wäre Herr v. K. selbst in Verlegenheit gekommen, wenn er die Frage hätte beantworten sollen, woher es komme, dass das moderne Preussen sich durch Leute aus der Urzeit, die einen entwurzelten Tannenbaum als Waffe und Pilgerstab tragen, und die man sonst „wilde Männer“ nannte, sich abbildlich vertheidigen lässt.

Aber das Wappen hat niederdeutschen Ursprung. Von Thor, dem alten Biörn oder Bären, stammen die alten deutschen Helden als Bärensöhne ab, von ungeheurer Kraft, die als Stäbe und Keulen Tannenbäume brauchten und in der Sage als „Peter Bär“ und „Hans Bär“ erscheinen, nachdem sie christlich geworden sind. Bärensöhne sind es, welche das Wappen Albrecht des Bären mit ihren Keulen beschützten. Das Volk nannte sie, wo sie im Bilde erschienen, um ihrer urwüchsigen Art willen, „wilde Männer“ (wie die Franzosen uns Barbaren nannten).

In der Sage vom „ungenähten grauen Rock Christi“ erscheint auf dem Schilde des Riesen Metwin ein „wilder Mann“. In Erfurt und anderswo gab es Herbergen zum „wilden Mann“. Bei Volksfestlichkeiten erschienen solche und zeigten ihre Künste. Als Johann Wilhelm der Mittlere 1560 in Weimar Hochzeit hielt, verlor der arme wilde Mann beim Feuerspeien ein Auge.

Von diesen wilden Männern hatte der Mann auf Capri allerdings keine Ahnung, aber er nahm — wie das Volk immer gethan hat — das Symbol für ein wirkliches Abbild. Es ist lehrreich zu beobachten, wie eigenthümlich öffentliche Kunstwerke auf das Volk, in dessen Mitte sie standen, wirkten. Wenn sie nicht aus seinem Geist und vor seinen Augen entstanden waren, so waren ihm natürlich ihre Symbole und Ideen fremd. Aber es hatte immer eine Lust, sie zu verstehen; es wollte wissen, was die todten Gestalten in Erz und Marmor auf Plätzen und Strassen, die Bildwerke an Wänden und Säulen bedeuteten; es machte sich dann selbst mit naiver Phantasie aus seinem Wissen und Verstehen eine eigene Erklärung zurecht.

Es muss für die germanischen Völker bei ihrem Einbruch in das römische Kulturreich ein seltsames Schauspiel gewesen sein, als sie die zahllosen Bilder von Göttern und Helden stumm und herrlich sich gegenüber sahen. Von einem objektiven und schulmässigen Erkennen ihrer Bedeutung konnte nicht die Rede sein. Aber gleichgültig waren sie ihnen nicht; sie sahen dieselben nicht wie moderne Touristen an —; sie versetzten sie vielmehr in ihre eigene nationale Gedankenwelt.

In der alten Wilkina- (oder Thidrek-) Sage heisst es: „In Romaburg liess er ein Bildniss giessen mit seinem Hengst Falke und sich selber und oben auf die Burgmauer setzen, das war von Kupfer gemacht. Dieses Bildniss müssen fast alle Männer gesehen haben, die nach Romaburg gekommen sind.“

Es war das Reiterbild Marc Aurels, welches die alte Sage für Thidreks (Dietrich von Bern) Bild genommen hat. Von dem römischen Kaiser wusste sie nichts.

Wenn die Sage fortfährt: „Ein anderes Bild liess er noch nördlich auf der Romaburg nach sich aus Kupfer machen; da

steht er auf einem Thurm und schwingt sein Schwert Eckisax gegen die Steinbrücke, welche über dem Strom schwebt", so ist es das Bild des Erzengels Michael mit dem Schwert auf der Engelsburg, welches dem Sagenerzähler als Abbild seines nationalen Helden erschienen ist. Vom heiligen Michael und seinem Kampfe wusste er nichts.

So wird auch von dem nordischen Helden Sigurd Jorsalafar (Jerusalemsfahrer) erzählt, dass, als er auf der Heimreise aus dem heiligen Lande im Jahre 1111 in Constantinopel sich befand, er die auf dem Hippodrom aufgestellten Götterbilder für nordische Asen, und für Giukungen und Wölsungen gehalten hat.

„Mit so grosser Kunst", heisst es in der Sage, „sind sie aus Erz und Metall gegossen, dass sie sich wie Lebende ausnehmen und an dem Wettspiel theilzunehmen scheinen." Berühmt ist die Schilderung des Nicetas über die von den Lateinern im Jahre 1204 zerstörten Kunstdenkmale Constantinopels. Hierbei wird „das Standbild eines Mannes zu Pferde erwähnt, von heroischer Gestalt und bewunderns-würdiger Grösse." Es war das Abbild des Bellerophon auf dem Pegasus, das von Antiochien nach Byzanz überführt worden war. Nicetas berichtet:

„Einige behaupteten, dass dieses Standbild den Josua, Sohn des Nun, darstellte, indem sie dies folgerten aus der Ausreckung der Hand dieses Mannes gegen die im Untergehen begriffene Sonne" (so erklärten sie nehmlich die Ausstreckung der Hand nach Westen hin).

Aehnlich hat der jüdische Reisende Benjamin von Tudela um 1170 in sein Tagebuch geschrieben: „Vor S. Giovanni di Laterano steht ausgehauen Simson mit der Lanze in der Hand aus Stein und Absalon, der Sohn Davids."

Er nahm, da die Mythologie ihm unverständlich war, den Helden von Nemea, Herakles, für Simson, der den Löwen zerreisst, und den langgelockten Apollo nahm er für Absalon.

Frau von Staël hatte keinen Grund, solche Beobachtungen blos am Volke zu Florenz zu machen, so interessant es ist, was sie von seiner Neigung erzählte, Personen aus der Fabellehre mit der christlichen Geschichte zu vermischen.

„Ein Florentiner", so berichtet sie, „ein Mann aus der geringeren Klasse, zeigte den Fremden eine Minerva, die er Judith, einen Apollo, den er David nannte, und bezeugte, indem er ein Basrelief erklärte, welches die Einnahme von Troja darstellte, dass Cassandra eine gute Christin gewesen."

Dann dürfte man sich auch nicht über die Deutung von ukermärkischen Rekruten wundern, welche, wie Dr. Schwarz mittheilt, beim Beschauen eines Bildes in der Antike des Kaisersaales im Berliner Museum, das einen pflügenden Bauern darstellt — nicht glauben konnten, man werde eine so gewöhnliche Sache wie Bauern am Pflug abmalen, sondern an den Markgraf Hans dachten, der ein Zauberer war; er sei es, meinten sie, der mit einem Fuss auf den Pflug trete und die zwei Ochsen treibe.

Aber nicht blos Rekruten, sondern auch Gelehrten können wunderliche Dinge beim Bildererklären ereignen. Man könnte eine ganze Sammlung gelehrter Missverständnisse zusammenstellen, die nicht höher als jene des guten Mannes und Freundes von Kirchmann stehen.

An dem Portal der Jacobskirche zu Regensburg finden sich seltsame Darstellungen. Panzer, der geschätzte bayerische Mythologe, hat sie ausführlich beschrieben und auch zu er-

klären versucht. Man sieht da unter andern, wie er es beschreibt, „eine Jungfrau mit herabhängenden Zöpfen auf einem Löwen oder einer Löwin reitend“. Sie lässt sich, meint er, mit der nordischen Hyndla vergleichen, die auf Wölfen reitet.

Aber es ist keine Jungfrau abgebildet; das herabwallende Haar deutet auf Simson mit den starken Locken, welcher auf einem Löwen reitend, von der mittelalterlichen Kunst in vielen Kirchen, so namentlich an den Chorstühlen im Kloster Maulbronn. dargestellt worden ist. Die gesammten Darstellungen an diesem Portal haben christliches Symbol. Vom Heidenthum ist keine Spur. Es ist sowohl Simson wie der Löwe überall der Typus von Christus, dem Löwen von Juda, der wie dieser seine Beute aber zum Segen davonträgt.

Noch seltsamer ist die Deutung eines Bildes des heiligen Martin in der Kirche zu Torsen im Vogtland, welche Schreiter mittheilt und Panzer zu billigen scheint. „Auf dem breiten Saum seines Kleides liest man folgende Worte in grossen lateinischen Buchstaben: TOR E. WOR NOR, d. i. Thor est vester noster, welches ungefähr so viel heissen soll als der heilige Bischof Martin ist euer und unser Thor.“ Aber der gute Mann hat schlecht gelesen oder eine schlechte Lesart erhalten. Es muss gelesen werden: (Sanc)Te ORa PRO NOB, d. h. „Heiliger bete für uns.“ Vom Thor ist keine Spur.

Heute ist schon die wunderliche Deutung Joseph von Hammer's vergessen, die er an den Skulpturen der alten Liebfrauen-Kirche in Arnstadt versuchte. Er deutete sie aus den mystischen Gedanken des Tempelherrn-Ordens. „Unter andern fand er rechter Hand an der grossen Kirchenthür den Weltdrachen, welcher das Menschenkind verschlingt, und den der Gnostiker oder Templer mit Füssen tritt.

Aber der Weltdrache war der Walfisch, der Jonas verschlingt, und der Gnostiker war die Jungfrau Maria, welche ihn mit Füssen tritt. Die Symbolik von Christi Tod, den Jonas vom Walfisch verschlungen abbildet, ist offenbar.

---

Der Italiener von Capri hat durch seine Meinung über die Tracht der Preussen keinen politischen Conflict hervorgerufen. Aber ähnliche Auffassungen vorhandener Kunstwerke sind die Ursache weltgeschichtlicher Meinungen und Kämpfe geworden.

Noch immer findet sich in kirchengeschichtlichen Büchern die Erzählung, dass zwischen dem Papst Leo IV. († 855) und Benedict IV. ein Johannes VIII. auf dem Stuhl Petri gesessen habe, der ein Weib gewesen sei. Es ist bekannt, welch' ein heftiger Disput zumal nach der Reformation über diesen Punkt zwischen Katholiken und Protestanten stattfand, welche letzteren damit die immer behauptete Unfehlbarkeit der Päpste bestritten.

Aber es war keine zuerst von Protestanten aufgestellte Meinung. Rambach hat 33 Schriftsteller in der katholischen Kirche vor der Reformation aufgezählt, welche die Existenz einer Päpstin Johanna zugeben. Ein anderer hat 17 französische, 27 italienische, 5 englische, 9 niederländische, 6 spanische, 17 deutsche, einen Schotten, Polen, Ungarn aufgezählt, welche innerhalb der katholischen Kirche das Dasein einer Johanna bezeugt haben.

Aventin hat sie zuerst bezweifelt, Blondel, ein Protestant, ihre Ungeschichtlichkeit nachgewiesen. Sie kommt seit dem 11. Jahrhundert in Chroniken vor. Die Herausgeber von den Chroniken des Schotten Marianus († 1086) und des Siegbert

von Gemblours († 1113) haben sie n i c h t erfunden, wenn sie auch in einigen Handschriften fehlt.

Stephan von Borbone, der die Erzählung mit entrüsteten Reflectionen mittheilt (um 1225), hat sie bereits in Chroniken gefunden. Dass es eine Päpstin Johanna n i c h t gegeben hat, dass überhaupt zwischen Leo und Benedict k e i n Zwischenpapst gewesen ist, steht nun wohl fest; aber die Entstehung der Fabel ist, wie schon Gieseler beklagt, noch unerklärt.

Ich denke, dass während der eifersüchtigen Polemik zwischen den Kirchen von Byzanz und Rom e i n e Bildsäule die Gelegenheit gegeben hat, eine Frau zur Inhaberin des päpstlichen Stuhles zu machen. Das Concil von Nicäa hatte feierlich verboten, dass Eunuchen eine geistliche Würde erlangen und Bischöfe werden dürfen. In Bezug darauf hatte Leo IX., der römische Papst, an den Patriarchen Michael von Constantinopel geschrieben:

„Es sei fern von uns, dass wir es glauben wollen; aber die öffentliche Meinung zweifelt nicht zu behaupten, es sei der Kirche in Constantinopel zugestossen, dass sie, indem sie Eunuchen stellenweise gegen den Beschluss des nicäischen Concils befördert hat, so e i n W e i b a u f d e n S i t z d e r h ö c h s t e n O b e r p r i e s t e r e r h o b e n h a t."

Mit dem Namen „femina" „Weib" wurden die Eunuchen vielfach bezeichnet.

Der Angriff Roms wird in Constantinopel lebhaften Widerhall erfahren haben. Wie kann Rom so reden! — auch auf seinem Thron hat eine f e m i n a, ein Weib, gesessen!

Die Gelegenheit dazu gab offenbar ein Bildniss J o h a n n e s des Evangelisten, der in der römischen Kirche ständig als v i r g o (Jungfrau) betrachtet und abgebildet wird, während die orientalische Kirche i h n a l s G r e i s darstellte. Man hielt

in Rom soviel auf die Jungfräulichkeit des Johannes, dass seine Kirchenlehrer die Vermuthung älterer Zeit, es sei der Evangelist der Bräutigam auf der Hochzeit von Cana gewesen, entrüstet abwiesen.

Auch in die Volkssage ging die Jungfrauennatur des Johannes über; aus dem Johannestrunk und der Johannesminne, die man zu Ehren des Apostels, des „Freundes" (trut) von Jesu, trank, ging die Gertrudenminne hervor. Gertrud ist dabei nur die Virgo in Johannes selbst. Als Virgo heisst er Gertrud (Freundin), wie er sonst der Vertraute des Heilandes ist. Sein Jungfrauenabbild in Rom konnte daher Byzantinern, zumal diese gegen eine solche Darstellung waren, wie das Abbild eines Weibes erscheinen.

Die ältesten Erzählungen nennen nun den sogenannten Papst Johannes „papa anglicus" und deuten, die Päpstin sei aus England gewesen. Aber man las die Unterschrift falsch. Sie lautete offenbar:

Jo. P. A. das ist Johannes Presbyter Angelus.

Presbyter stand im Mittelalter für Priester und war daher der stete Beiname des Johannes. Angelus, Bote, Evangelist war nicht blos sein Beiname, sondern der der Päpste und Bischöfe überhaupt. Man las statt dessen Johannes Papa Angelus und verstand das letztere als Anglus, wie man Engelländer, Engelland sagte. Das Bild sah jungfräulich aus, und so entstand in der naiven Auffassung des Volkes, welche die byzantinische Polemik verbreitete, die Meinung, es hätte einmal eine Virgo gegeben, die als Papst regiert hätte. Vieles andere, auf das wir hier nicht eingehen, setzte dann die nicht selten unreinliche Phantasie späterer auch oppositioneller Zeit hinzu.

---

Eusebius, der Geschichtschreiber der ersten christlichen Kirche, berichtet aus Cäsarea Philippi (Paneas) folgendes:

„Von da, sagt man, stamme die blutflüssige Frau, welche, wie die Evangelien berichten, von dem Herrn geheilt sei; man zeigt auch noch ihr Haus in der Stadt, und es sind die Wunderzeichen der Wohlthat des Heilandes gegen sie noch übrig. Denn an der Thür des Hauses steht auf hohem steinernen Piedestal das eherne Bild eines knieenden Weibes, welches die Hände einer Bittenden ähnlich weit vorstreckt. Und ihr gegenüber das aufrecht stehende Bild eines Mannes aus demselben Metall und mit einem Mantel würdig bekleidet, der die Hand dem Weib (sie zu erheben) reicht. . . . . Diese Bildsäule, sagen sie, ist die Statue Jesu Christi. Sie blieb bis auf unsere Tage, und wir haben sie selbst, als wir in die Stadt kamen, mit eigenen Augen gesehen."

Es ist hier ein lehrreiches Beispiel von der umbildenden Sage des Volkes, alten Denkmälern gegenüber. Eusebius denkt nicht etwa daran, dass Christen die Bildsäule gesetzt, sondern glaubt, dass Heiden sie zur Ehre Christi, des Wohlthäters, errichtet. Philostorgius gesteht, dass man allerdings lange nicht gewusst, was sie vorstelle, bis man auf jenen Gedanken gekommen und entdeckt habe, dass die geheilte Frau dem Herrn das Denkmal errichtet.

Es kann nicht unklar sein, was sie wirklich bedeutet. Es ist bekannt, dass Münzen nicht fehlen, auf welchen römische Kaiser erscheinen, die einem knieenden Weibe die Hand reichen. Ihr Bild war ein bestimmter Typus, um Wohlthaten zu bezeichnen, welche Fürsten Ländern und Städten erwiesen. So theilt Eckhel eine Münze mit, wo

Vespasian einem knieenden Weibe aufhilft, mit folgender Umschrift:

„Roma resurges. Rom, du wirst erstehen."

Auf einer andern steht Hadrian, der Kaiser, in der Toga und hebt ein knieendes Weib auf. Hier ist es Italien. Auf einer dritten steht der Kaiser und hebt Judäa als knieendes Weib auf.

Die Bildsäule in Cäsarea Philippi stellt sicherlich Titus dar, der im jüdischen Kriege dort den Geburtstag seines Bruders feierte und bei der Gelegenheit ein so strenges Gericht hielt, dass er etwa 2500 Juden hinrichten liess, die durch Feuer oder wilde Thiere getödtet wurden.

Das Weib, das um Gnade fleht, ist wohl Berenike, die Schwester des zweiten Agrippa, welche Titus begleitet hatte. Von dieser erzählt Josephus, dass sie mit vielen Bitten für das Leben Verurtheilter sich verwandte. Die Tradition scheint dies zu bestätigen, denn nach ihr berichtet Malala, der Byzantiner, dass jenes vom Erlöser geheilte Weib Berenike geheissen habe. Aus Berenike, Beronika ist in lateinischer Bildung Veronika geworden.

Die Umbildung des heidnischen Kunstwerkes in ein christliches ist aber nicht ohne ergreifende Gedanken. Jene Berenike, die Tochter Agrippa's des Ersten, der Jacobus hinrichten liess, war ein schönes; aber sittenloses Weib. Die christliche Legende verwandelt sie in eine arme kranke Frau, die büssend und bittend zu Jesu fleht. Berenike wurde die Buhlerin ihres kaiserlichen Liebhabers Titus; der Veronika giebt die Legende einen armen Eremiten zu Gatten, den h. Amator (Liebhaber); Berenike sah bewundernd zu, wie ihr Titus mit seiner Armee in Rom triumphirend einzog, weil er Judäa und seinen Tempel niedergeworfen — Veronika, wie die Legende

erzählt, stand am Wege, als Jesus nach Golgatha geführt wurde und reichte ihm ihr Tuch, damit den Schweiss vom Angesicht zu wischen, und — siehe da, es drückte sich sein Antlitz im Schweisstuch ab.

Es ist bekannt, welchen Werth die römische Kirche darauf legte, das Bild empfangen zu haben; es werden Sagen erzählt, dass dies schon in den Zeiten des Tiberius der Fall gewesen, und wieder ist es der Kaiser Titus, welcher durch Berührung damit vom Aussatz gereinigt wurde; es wird bis heute bewahrt, aber auch nur fürstlichen Personen gezeigt, die sich um deswillen zu Titular-Domherren von St. Peter aufnehmen lassen.

Aber das eigentlich Interessante ist doch die Verbindung, in welche man die Veronika, die das Schweisstuchbild empfing, mit dem kranken Weibe setzte, das auf dem Denkmal von Cäsarea Philippi vor Christus knieen sollte. Denn dort fand sich doch ein steinernes Bild Christi. Also dem Weibe zumal, welches ein Christusbild geschaffen haben sollte, gab Jesus sein eigen Leidensbild im Schweisstuch.

Der tiefe Gedanke, der damit verbunden wird, ist offenbar. Man wollte nicht ein künstlerisch nach blossen Regeln der Kunst gemachtes Christusbild, keinen in einer subjektiven Phantasie entstandenen Christus — sondern ein Original, ein unbestrittenes, von Christo selbst gewolltes; auch nicht der Christus, der wie ein Kaiser aussah, konnte sein wahres Ebenbild sein. Der leidende, zum Leiden geführte Dulder, das ist das wahre Original. Der Gedanke geht weit über das blosse Kunstbild hinaus; nicht den subjektiv gemachten Jesus, sondern den im Schweisstuch der Evangelien eingeprägten soll man für den echten halten.

Dieser Gedanke war älter als das Schweisstuch in Rom, von dem nicht feststeht, wann es dahin gekommen. Die Chroniken, welche die Bollandisten über seine frühe Ankunft daselbst anführen, werden von ihnen selbst nicht für echt gehalten.

Man kann in dem Wettstreit der römischen Kirche mit Constantinopel den eigentlichen Ursprung des römischen Schweisstuches finden. Denn dort befand sich ein ähnliches, das wieder eine andere Sage hatte. Moses von Chorene, der armenische Geschichtschreiber, berichtet schon, dass der Herr dem König von Edessa, Abgar, mit einem Briefe sein Bild gesandt habe, welches sich noch zu seiner Zeit in Edessa befunden habe. Dieses ist später, wie ein anderer erzählt, zu den Zeiten des Kaisers Nicephorus (968) nach Constantinopel gekommen und wurde dort als nicht „von Menschenhand" gemalt, als heiliges „Mandelion oder Mandylion" verehrt. Später, wohl nach der Eroberung Constantinopels, findet sich das Bild in der Sylvesterkirche zu Rom, wo es noch gezeigt wird.

Aber auch Genua behauptete ein solches zu haben, und eine an Bischof Hefele gekommene Schrift des Armeniers Samuelian behauptete, dass in Genua das echte Bild sei, in Rom nur die Copie. Selbst Hefele will ihm aber nicht glauben, dass Jesus dem König Abgar wirklich sein Bild gesandt habe, etwa wie moderne grosse Männer anbetende Verehrer mit ihrem Photogramm beglücken; auch erreicht die legendenhafte Gelegenheit, bei welcher es geschickt sei, bei weitem nicht die Schönheit des Gedankens vom Schweisstuch der Veronika.

Wie in beiden Bildern ein Gegensatz der römischen Kirche und der byzantinischen sich darstellt, zeigen auch die

Tage, an denen die Sendung beider kirchlich gefeiert wurde. Wie in Constantinopel die Ankunft des Bildes auf den 16. August gesetzt war, einen Tag nach Mariä Himmelfahrt, so wurde in Rom der Tag der Veronika, des kranken Weibes, noch treffender auf den 4. Februar gesetzt, zwei Tage nach Mariä Reinigung (der 3. Februar war schon besetzt), da der Februar schon im römischen Heidenthum der Reinigungsmonat war. Auch dass das Bild später aus Constantinopel gerade nach der Sylvesterkirche kam, hat Beziehung auf den Zusammenhang des heiligen Sylvester mit Kaiser Constantin, den er durch die Taufe vom Aussatz heilte und reinigte.

Dass diese Bilder auf Tüchern aus dem Orient kamen, darf nicht bestritten werden. Gerade dort hat die Stickerei von Thier- und Menschenbildern begonnen. Dass die Kunst von da auch nach Europa überging, ist bekannt. Die Tapisserie von Bayeux ist berühmt, auf welcher mit breiten Wollenfäden die Geschichte Englands gestickt ist. Die drei Töchter des nordischen Sagenhelden Ragnar Lodbrok waren so geschickt, dass sie ihrem Vater eine Fahne stickten, in welcher ein Rabe durch vollen Flug den Sieg verkündete, der aber im Gegentheil die Flügel hängen liess.

Aber zumal wurde die Kunst für die Kirche im Orient geübt. Wenn Anastasius erzählt, er habe eine Stickerei gesehen, wo ein Mann auf einem Pfauen reitend dargestellt war, so war dies wohl Christus, der sonst auch auf Löwen reitend erscheint. Der Pfau war als Phönix das Abbild der Unsterblichkeit und Auferstehung. Theophanes schildert ein Kenteton, wie ein solches Gewebe hiess, auf dem der Kaiser Justin prächtig abgebildet war. Man erzählte, dass bei dem Transport des edessenischen Bildes sich dasselbe auf einen

Ziegel abdrückte, welcher ebenfalls bewahrt wurde. Auch dies erinnert an orientalische Kunst. Die Hauptsache bleibt freilich immer, dass das echte Bild des Geistes zu uns gekommen ist.

---

Die alten Städte hatten eine besondere Gattung von Museen an ihren Hausbildern und Hausnamen. Geistliches und politisches Leben, Industrie und Handwerke, Krieg und Frieden fanden dort ihre Symbole. Ich habe vor Jahren in Erfurt den Versuch gemacht, wie er anderswo gewiss noch besser nachgemacht werden könnte, aus den Hausbildern der alten Stadt den Bildungsstand seiner ehemaligen Hausbesitzer anzudeuten. Die Kunst, wie einfach sie noch vielfach erscheint, lehrt uns, was die Leute können.

Die Symbole standen dem Volke zum Theil näher, zum Theil legte man mehr Werth darauf, als bei uns geschieht. Das Verhältniss der Hausnamen, die von den Hausbildern stammten, ist darum interessant genug. Es finden sich Deutungen, die sowohl von der Phantasie wie vom Witze des Volkes zeugen. Es macht sich bei ihrer Betrachtung zuweilen eine wahrhaft novellistische Neigung des Volkes kund. Es entstehen daraus naive Sagenmären, wie sie nur jemals ein Märchenerzähler mitgetheilt hat.

Das Volk ist dabei durchaus nicht genau verfahren; wie es von einander Geschichten im Bierhaus oder bei der Spindel erzählte, an denen oft kein Span der Wahrheit war, so ging es mit seinen Erklärungen von Bildern an Häusern und Kirchen. Beispiele bieten unsere Städtegeschichten und Sagensammlungen die Fülle. Nicht immer ist es leicht, das Bild selbst durch das Gewebe der Dichtung hindurch zu erkennen.

Aber um so reizvoller ist es, diese Räthsel eines naiven Kunstverständnisses kennen zu lernen.

Eins der seltsamsten Beispiele bietet die sogenannte **Dresdener Gans**. An einem Hause der grossen Brüderstrasse, hiess es, wäre eine Gans abgebildet gewesen und diese hätte, wie man noch bis in's vorige Jahrhundert erzählte, sieben Menschen getödtet. Denn eine Kröte wäre in einer Gans mitgebraten und mitgegessen worden und hätte so die ganze Familie vergiftet.

Bei näherer Nachforschung ergiebt sich, es sei gar keine Gans abgebildet gewesen, sondern ein Adler, der den Ganymed gen Himmel trug.

Die Hausnamen, welche die Erfurter Häuser früher alle trugen, waren von den Häuserbildern alter Zeit so entlehnt, wie die der Gasthöfe in neuerer Zeit, welche die einzigen Ueberreste des alten Brauches waren. Aber es ist nicht leicht, aus dem Namen das wirkliche Bild zu erkennen. In Nürnberg gab es ein Haus, welches zum „Gläsernen Himmel" hiess. Es deutete auf die Sagen vom Glashimmel und **Glasberg**, wie in Lübeck ein Haus „**Zum Grale**" hiess. Es fällt nicht gleich ein, dass das Haus „zur Engelsflasche" auf das Buch Tobias weist, wo der Engel Raphael die Kürbisflasche trägt. Das Haus, wo ich wohnte, hiess der „**stolze Heinz**"; offenbar ging es auf „Heinrich den Löwen", der in Erfurt sich vor Friedrich Barbarossa demüthigte. — Für die Kunstgeschichte noch interessanter, aber noch seltsamer sind die Sagen, die sich an Kirchenbilder und Symbole lehnten, die vielfach wirklich dunkel sind. An der südöstlichen Freitreppe des Erfurter Doms bemerkte man zwei Skulpturen, die man für einen Hund und einen Kalbskopf hielt. Das Volk machte eine Geschichte daraus, dass ein diebischer Hund, der einen

Kalbskopf gestohlen, von den Metzgern verfolgt, aber auf übernatürliche Weise hier verschwunden sei.

Und es waren doch nichts als die uralten Symbole der Evangelisten Stier und Löwe, die hier dargestellt waren. —

Man will mehrfach an alten Kirchen das Bild eines Mannes mit dem Hund bemerkt haben. Kinkel hat das Bild zwar nicht mehr am Kölner Dom gesehen, aber man erzählte ihm, es sei das Abzeichen gewesen von dem Pakt, den einst der Satan mit Meister Gerhard abgeschlossen habe. Der Meister hätte sich in Verzweiflung vom Thurm gestürzt, der Satan wäre ihm als Hund gefolgt.

Desgleichen will man an einem der Thürme der Liebfrauenkirche in Arnstadt einen Mann mit dem Hunde in Stein bemerkt haben. Hier erklärte man es sich durch den vielfach in der Sage überlieferten Neid der Baumeister unter einander. Der Meister neidete dem Gesellen das Gelingen seines Thurmes und stürzte ihn heimtückisch hinab. Sein Hündlein sprang ihm nach und starb wie jener.

Aber beide Bilder drückten den heiligen Dominicus aus, der mit einem Hunde abgebildet ward; denn die Dominicani waren die *Domini canes*, des Herrn getreue Hunde, wie sie im Ernst — aber auch im Spott genannt wurden. Der Mutter des Heiligen wurde ihr Sohn in Gestalt eines Hundes, der eine Fackel im Munde trug, gezeigt. —

„In der alten Klosterkirche zu Königslutter, wo der Kaiser Lothar begraben liegt, befindet sich an einer Wand im Kreuzgang das steinerne Bild eines Mannes mit einem Buche in der Hand, neben ihm sitzt eine zusammengekauerte Gestalt mit ausgeschlagenen Augen; das sind Meister und Lehrjunge, jeder von ihnen hat einer um den andern eine Säule des Kreuzganges gebaut; die des Lehrjungen sind aber

viel schöner gewesen, darum hat ihm der Meister die Augen ausgestochen."

So ist Kuhn mündlich erzählt worden, aber das Volk hat gern schauerliche Deutungen; es sieht gern Hinrichtungen; es liest gern Kriminalgeschichten; es glaubt immer Schreckliches mit brennender Neugierde.

So hat es ein rührendes Bild mit solcher Schauergeschichte verbrämt. Es ist offenbar nur eine Darstellung, in welcher der Lehrer einem blinden Kinde lehrt: Selig sind, die nicht sehen und doch glauben. —

Aus Brügge erzählt man, dass beim Bau der Liebfrauenkirche ein Maurer sehr schlecht von seiner Frau gespeist worden sei, und zuletzt nichts als Knochen erhalten habe, weil sie zuvor alles Fleisch aufgegessen. Im Zorn darüber habe er Löffel und Kessel eingemauert. Die Maurerkelle und zwei Knochen seien noch heute als Wahrzeichen zu sehen. Aber die Geschichte ist aus einer Darstellung des heiligen Wunibald entstanden, der immer mit einer Maurerkelle abgebildet wird, während daneben an einer Kirche gebaut wird.

Zu Wildeshausen in Oldenburg findet man oben im Gewölbe über dem Altar eine Figur, die den Kopf nach unten gekehrt hat. Sie stellte, wie die Sage geht, den Baumeister der Kirche dar, der beim Bau herunterstürzte. Aber in Wahrheit stellt sie Petrus dar, der aus Demuth sich mit dem Kopf nach unten habe kreuzigen lassen. —

An der Südseite der Kirche zu Parthenay le vieux in Poitou sieht man einen lebensgrossen Reiter in reichem Mantel, den Falken in der Faust, stehen. Das Ross, im Galopp begriffen, scheint eine kleinere Figur niederzureiten.

Die Sage geht, dass ein Herr von Parthenay auf der Jagd ein Kind überritten habe. Kinkel, der wohl weiss, dass sich

die Darstellung in Frankreich an Kirchen häufig wiederholt, meint, es sei der heilige Martin. Aber dieser wird nie so abgebildet, sondern es ist der heilige Bavo, ein fränkischer Graf, der sich nachher bekehrt hat und fast immer im gräflichen Ritterkleid dargestellt wird. Das Bild stellt gerade das Gegentheil von dem vor, was das Volk glaubt. Der Heilige heilt einen Mann, welcher von einem Wagen überfahren ward.

*Monumenta* sind *monimenta*, das sollten wir nicht vergessen. Nicht um der Kunst willen allein, auch zur Lehre sollen sie geschaffen sein. Die Kunst, wenn sie lehren soll, muss aus dem vollen Volksbewusstsein der Zeit herausquellen. In Athen waren die Kunstwerke zugleich Volksthaten, im Mittelalter Glaubensthaten. Mögen sie in unsern Tagen beides in einem sein. Was Begeisterung schafft — wird auch Verständniss und Veredelung wirken.

# Die Musik und ihr Einfluss auf die Menschen.

---

Der Mensch, der so schnell vergisst, hat den Wald schon wieder vergessen — und die Stunden und Stimmungen verloren, die er darin erlebt und genossen. Wer darin still auf dem Steine sass — und die Wipfel rauschten —, wenn die Vöglein darüber zwitscherten, die Biene summte und die Grille im Zirpen nicht müde ward — wem wurde das Herz nicht voll! Die Zweige rauschten ihm von Sehnsucht wie nach dem fernen Paradies; die Einsamkeit füllte das Auge mit Thränen; es erfüllte ihn ein Träumen und Stillsein — wie schwer war es aufzustehn und wegzugehn — wenn das Glöcklein hineinfiel von der fernen Höh — und die Lämmlein läuteten von der Wiese herab, um nach Heim zu wandern.

Und mich ergriff ein süsses Grauen,
Es rauscht der Wald geheimnissvoll,
Als möcht' er mir was anvertrauen,
Das noch mein Herz nicht wissen soll.

Als möcht' er heimlich mir entdecken,
Was Gottes Liebe sinnt und will!
Doch schien er plötzlich zu erschrecken
Vor Gottes Näh — er wurde still.

(Lenau.)

Aber nicht Alle sind im Wald vor Gottes Näh erschrocken. Des Waldes Rauschen hat die Leidenschaft nicht still gemacht. Die heiligsten Stimmungen, die er erweckt, haben die Stimme der Wildheit nicht schweigen gemacht. Man nennt den Wald einen Tempel, aber auch im Tempel haben sich die Menschen erschlagen. Tacitus erzählt von dem geheimnissvollen Walde der Semnonen, etwa in der Mark Brandenburg, in welchem die Vornehmen des Volks in festlicher Versammlung einen Menschen schlachteten. Auf den grünen Rasen floss sein Blut. — Sigurd hörte, nach der Dichtung der Edda, wie die Adlerinnen im Walde ihm zum Morde riethen. — Esau, der im Walde sein Heim hatte, verkaufte des Geistes Erstgeburt um ein Linsengericht. Ich erinnere mich mit Schrecken an die Unthat, die im Thüringer Walde begangen war, als ich in Erfurt lebte. Im duftigen Waldesgrund, da die Vöglein sangen, die Bäche rauschten, da erschlug ein Mörder einen Schulknaben, um ihm seine Mappe zu rauben.

Wundervoll sind die Stimmungen, die der Wald erweckt. In ihm haben sicher die Menschen Musik gelernt. Der rauschende Bach, die tosende Welle, die singende Quelle, — das Flüstern des Laubes gab dem Menschen musikalischen Unterricht. Er ahmte nach, — Musik war seine erste Kunst. Ein Herz zu hören, zu empfinden, zu geniessen brachte er mit; und die Flöte, die Zither, die Saite erfand er, um das Herz reden und ergreifen zu lassen. Musik ist die erste Kunst, weil sie die allgemeinste, die elementarste ist. Was die Völker erzählen, dass unter dem Klange der Leier Amphion die Steine zum Bau von Theben bewegt hat, drückt solches aus. Um von schmelzender Melodie ergriffen zu werden, bedarf es keiner Vorbildung. Plastische Kunstwerke haben die Barbaren nicht verstanden, aber das Klagelied und das

Sturmlied versteht auch ihre Empfindung. Auch Pescherähs und Feuerländer haben Freude an Musik. Ein tiefsinniger Gedanke ist ausgedrückt, wenn auf einem Basrelief in der Villa Pamphili zu Rom Orpheus einen Cerberus einschläfert. Er beschwichtigt damit den unerbittlichen Höllenhund. Plinius erzählt von einem Kunstwerk eines Demetrius, der die Athene mit dem Schilde der Aegis, auf dem der Schlangenkopf der Medusa war, abgebildet hatte. Die Schlangen gaben eine Resonanz von sich, wenn vor der Bildsäule musicirt wird. Der elementaren Macht widersteht auch die böse Schlange nicht, wie nach der nordischen Sage Gunnar so meisterhaft die Harfe mit dem Zeh spielte, dass er sich, so lange er dies that, das Leben im Schlangenthurm unter giftigen Nattern erhielt. Was die Griechen ihrem Sonnengott zuschrieben, dass er auch der Meister der Musik war, als wären die Sonnenstrahlen die Saiten einer goldenen Harfe, das haben sogar die alten Mexicaner in Verzerrung wiedergegeben.

Als die Sonne geschaffen war, heisst es, liess Tezcatlipoca, der Aztekische König der irdischen Welt, die Musik aus dem Sonnenhause holen und erbaute sich dazu eine Brücke von Walfischen und Schildkröten. Es waren Pauken, Hörner, Trompetenmuschel die Musik der Mexicaner und barbarisch und melancholisch — aber entbehren konnten sie sie nicht. Die Sprache der Musik ward nicht getheilt, als die Rede der Menschen babylonisch verwirrt ward. Ihre Alphabete verstanden Inder und Perser — die Germanen und die Araber. Es ist natürlich, dass die Beduinen ihren Kamelen zuschrieben, was sie selbst empfanden. — Ein nicht gerade bescheidener Sänger am Hofe des Kalifen Mamun sagte: „Ich singe so schön, dass Kamele, die drei Tage gedürstet haben, wenn sie Wassergeräusch und zugleich meine Stimme vernehmen, des

Durstes vergessen und mir wie verzaubert zuhören.“ Der ungalante Kalif Suleiman äusserte sich: „Lass die Nachtmusik, denn auf das Wiehern der Pferde versammeln sich die Füllen —, das Brüllen der Kühe ruft die Kälber —, aber beim Tone der Musik laufen die Weiber herbei, ohne dass es möglich ist, dieselben durch vernünftige Vorstellungen zurückzuhalten.“

Das Wunder dieser elementaren Macht, mit der sie jedes Volk, jedes Geschlecht, jedes Alter, jede Bildung ergreift und fortreisst, gleicht völlig der Einwirkung der Natur auf unser Herz. Die Musik wirkt wie das Rauschen des Waldes, das Tönen der Wellen; die ahnungsvolle Stille, auf der Blätter flüstern und Vogelstimmen ruhen, äussert sich mit einem physischen Eindruck auf unsere Nerven und bringt nach ihrer Bewegung in uns selber — und in Allen — Stimmungen hervor, die in der Seele schlummern. Wie wenn die Sonne am Morgen sich erhebt — und ein leiser Wind ihren Aufgang den Wäldern in keuschem Flüstern meldet.

In einem älteren Heft der „Bayreuther Blätter“ sagte Richard Wagner in weiteren Ausführungen zu seinem Artikel über „Religion und Kunst“ im ersten Satz: „Wenn wir nach dem Innewerden der Nothwendigkeit einer Regeneration derselben den Möglichkeiten der Veredelung der menschlichen Geschlechter nachgehen, treffen wir fast nur auf Hindernisse.“

Da dieser Satz den Aufsatz beginnt, so weiss man nicht recht, worauf sich das derselben bezieht, ob „auf Heidenthum oder Christenthum“, wie ein zweiter Titel heisst, oder auf „Religion und Kunst“. Ich vermuthe auf letztere. Er „suchte sich, wie er weiter fortfährt, ihren Verfall aus einem physischen Verderben zu erklären“; er hält dafür, „die gegen die ursprüngliche Pflanzennahrung eingetauschte animalische Nahrung als Grund der Ausartung zu erkennen. Er meint,

dass „Religion und Kunst" verfallen seien, weil die Menschen keine Vegetarianer wären. Wir hoffen auf die geschichtliche Bedeutung des Vegetarianismus ein anderes Mal ausführlicher einzugehen; für heute fühlen wir uns nur genöthigt, nicht blos im Namen des Menschen — sondern auch zum Schutze der Thiere, mit deren Fleische wir uns nähren, öffentlich zu erklären, dass nicht sie und ihr Fleisch daran schuld sind — wenn die Menschen Sünder sind; die Vegetarianer sind es auch und werden ihre Sünde durch alle Enthaltung von fleischlicher Nahrung nicht los. Die Schrift alten und neuen Testaments stimmt damit überein. Adam, so lehrt sie uns — ass Pflanzenkost — aber als er sündigte, fiel er durch Ungehorsam.

Kain kann auch als Pflanzenesser angesehen werden und war der erste Mörder.

Von den Stimmungen des Menschenherzens, das seit Adam durch die Leidenschaft leidet, zeugt eben die Musik, welche sie an den Tag bringt, und die in den stillen Herzenskammern ihre Knospen öffnet.

Aus Soka kommt sloka, sagt der Inder. Aus dem Leid das Lied. Noch tiefer stellt das erste Buch Mosis die Kinder Kains als die Erfinder der Waffen und der Musik vor. Der Eine lehrte mit Erz kämpfen, der Andere damit klingen. Der Eine führte das Schwert und der Andere entzündete zur Schlacht. Aber allerdings, während der Eine den Schmerz bereitete, lernte der Andere ihn ausdrücken und beklagen.

Für das Klagelied hat die älteste Musik besonderen Schwung. Es rührte ihr Ton die Völker zu Thränen, wie der Frühling in seinem schönsten Morgen unser Herz bis zum Weinen bewegt. Die Musik -- wenn sie klagend geht, rührt an den tiefen Saiten des Menschenherzens, von denen jedes

litt. Sie ruft verborgene Thränenquellen, die in jeder Seele ruhn — wie die schöne griechische Sage erzählt, dass Hyakinthos, der durch einen unglücklichen Wurf das Leben verloren, in eine Blume verwandelt ward, auf welcher der Schmerzensruf ai ai deutlich zu lesen sei. Wer hat die Musik der Nachtigall im grünen Busch gehört, ohne mit ihr zu sehnen in die stille Nacht! Wann wird man müde werden, die Melodien dieser Philomele zu hören. Und das Alterthum hörte aus ihr Klagestimmen. Falsche Liebe war über sie gekommen, wie sie als Mensch lebte; wahre Liebe hat sie nicht erreicht. Und nun schmettert sie in jedes Menschenherz hinein: Liebe rein!

Die Spartaner hatten keine Kunst wie die Athener — aber einen Tyrtäus hatten sie allein. Das Kriegsvolk hatte seine Kriegsmusik. Dass die Männer alle vom Mann des Schwertes etwas haben, der seinen Bruder besiegt, zeigt die elementare Macht des Kriegsmarsches über das Herz. Wie die Trommel geht, schreitet der Fuss gewaltig vorwärts. Unter dem Nationallied vergessen die Soldaten das feindliche Geschoss. Die Standarte weht, die Drommete geht — sie blasen die Wacht am Rhein — wer wird dann noch zurückbleiben! Es ist wie ein physischer Zauber, der die Nerven stärkt und die Stimmung bis in den Tod begeistert.

Nichts anderes erfahren wir im Gotteshaus. Heilige Stimmung fördert der Orgel Lied. Es waren heilige Kriegslieder, welche die Reformation schuf, und ohne sie wäre ihr Erfolg nicht so rasch, nicht so tief gegangen. „Eine feste Burg ist unser Gott“, war die heilige Marseillaise in den Anfechtungen der Verfolgung. „Jesus, meine Zuversicht“, klingt wie des Glaubens Generalmarsch gegen den Tod.

Die Melodie der Musik hat eine zauberische Macht über unser Herz. Das Instrument, das sie gebraucht, spiegelt sich innen, wie der Himmel im blauen See. Inwendig sind die Saiten — im Innern klingen die Noten wieder. Wie Narciss in dem See sein Angesicht sieht, so hört unsere Seele in den Variationen der Melodie ihr Leid und ihre Freude. Der Tanz ist wie das Echo der Füsse auf den wirbelnden Takt, den sie hören. Stimmungen bringt in wechselnder Fülle die Musik hervor. Sie bringt zum Lächeln den Traurigen – sie macht still den Uebermüthigen; es falten sich die Hände, die das nie gewohnt sind, wenn die Psalmen rollen aus den Tönen des Organons — oder dem Munde des Sängers. Es bereitet die Musik Stimmungen, wie der Maler Landschaften; man kann fahren auf ihnen wie in einem sich schaukelnden Kahn. Die Töne wie Wellen — der Hörer lauscht und ist frei. —

Es sind schöne Worte, die Corinna bei Frau von Staël spricht: „Unter allen Künsten wirkt die Musik am unmittelbarsten auf die Seele ...... Was man von der Gnade gesagt hat, dass sie plötzlich die Herzen umschaffe, das kann in der irdischen Sprache auf die Macht der Melodie angewandt werden — und unter den Ahnungen des künftigen Lebens ist die von der Musik erzeugte nicht zu verwerfen ...... Die Musik verdoppelt das Vertrauen, das wir auf die Fähigkeiten unserer Seele haben, wir halten uns, wenn wir sie anhören, der edelmüthigsten Anstrengungen fähig; mit ihr geht man begeistert dem Tode entgegen; sie besitzt den glücklichen Mangel, keinen Ausdruck für niedrige Gesinnungen zu haben, weder Hinterlist noch Lüge. Das Unglück selbst in der Sprache der Musik ist nicht bitter, nicht quälend, sanft hebt die Musik die Last von unsern Herzen,

die Jeder trägt, der einer tiefern ernsthaften Neigung fähig ist."

Und doch ist es ein geistreicher Franzose und ein Mitglied der französischen Academie, Viktor de la Prade, der sich also äussert: „Ich habe die Musik angeklagt, mitschuldig zu sein an allem socialen Verfall und allem politischen Missbrauch — und der entnervende Verderber der verdorbenen Völker zu sein; ich habe der Musik bestritten, als eine Sprache mit demselben Recht wie Malerei und Poesie zu gelten." Er sucht das weiter auszuführen. Er will es namentlich an der Geschichte Italiens zeigen. „Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts öffnete sich für Italien die Aera der grossen Musiker parallel mit der Aera jeden Verfalles. Italien hörte auf, einen Maler hervorzubringen, einen Bildhauer, einen Dichter, der würdig gewesen wäre, vom ganzen Europa gekannt zu sein, und seine Componisten, seine Sänger, seine Spieler regierten über die Welt." Seine Fruchtbarkeit hörte in dieser Gattung nicht einen Augenblick bis nach Verdi auf — seinen heute überall vorgezogenen Meister, den Musiker des Materialismus par excellence, den Zeitgenossen der sogenannten Erhebung Italiens, jener Revolution, von der ich nichts zu sagen weiss, als dass sie zugleich die am wenigsten heroische und am wenigsten anständige gewesen, von welcher ich je in der Geschichte gelesen habe."

Das Erste über Italien Gesagte ist ohne Zweifel übertrieben, aber die allgemeine Betrachtung, dass Musik — die Mitschuldige des Völkerverfalles sei, ist wahr!

Man könnte Beispiele angeben, welche scheinbar der Meinung de la Prade's entsprechen. Im klassischen Jahrhundert der Athenischen Kraft wird man neben Aeschylus und Sophokles und Phidias keinen Musiker stellen können.

Es wird Niemand den Flötenspieler Antigenides, der eine Zeit lang Lehrer des Alcibiades war, dazu rechnen. In der Zeit des Samniten- und Carthagerkrieges stand nicht in jedem Hause Roms ein Pianino. Es war nicht um ihres vierhändigen Spiels willen, dass Cornelia ihre Söhne, die Gracchen ihren schönsten Schmuck nannte.

Die Lyder, denen die Musik allerdings manches verdankt, waren ein verweichlichtes Volk. Von den Arkadiern hat Polybius eine merkwürdige Nachricht. Er kann nicht genug von ihrem musikalischen Eifer erzählen: „Selbst in Gesellschaften und in ihren Lustbarkeiten bringen die Arkadier ihre Zeit nicht mit Gesprächen und Erzählungen zu, sondern mit abwechselndem Singen und gegenseitiger Ermunterung zu diesen Uebungen. Sie halten es für keine Schande, ihre Unwissenheit in anderen Dingen zu gestehen, allein ihre Geschicklichkeit im Singen können sie nicht verleugnen, und singen können und nicht singen wollen, halten sie für die grösste Schande."

In den üppigen Zeiten Asiens nach Alexander dem Grossen wurde an den Höfen der grossen und kleinen Tyrannen viele Musik geübt. Die Musiker sassen an Gastmählern, um zu ergötzen, und erwarben dabei goldene Ehren, zuweilen auch einen schnellen Untergang. Als am Hof des Dionysius ein Musiker des Hofes, Democles, angeklagt war, sprach er: „Ja Herr, der Grund des Hasses meines Feindes war, dass jener Pindar's Oden, ich aber deine spielen wollte." Natürlich wurde er gerettet. Jener Andere aber, von der Tafel des Cyprischen Königs, verlor sein Leben, weil er, als die Fürstin eintrat und eine Mandel zertrat, ausrief: Das war kein musikalischer Ton.

Besonders merkwürdig ist, was Ammianus Marcellinus vom Rom des 4. Jahrhunderts n. Chr. erzählt: „Bei solchen Sitten strömen denn freilich die wenigen Häuser, die sonst von Liebhabern ernsterer Wissenschaften besucht wurden, von Tändeleien träger Unthätigkeit über, und ertönen von Sängerchören und rauschendem Saitenklang. Statt des Philosophen ward der Sänger berufen, an die Stelle des Redners tritt der Lehrer possenhafter Künstler; dagegen verfertigt man Wasserorgeln, Leiern wie Wagen gross, Flöten und ganze Lasten von Theatergeräthen."

„So weit", fährt er fort, „ist sogar die Lockerheit gediehen, dass man vor Kurzem (er erzählt vom Jahr 353) bei Besorgniss einer Hungersnoth die Fremden schleunigst aus der Stadt trieb, dass man die Liebhaber edler Wissenschaften und Künste, so unbeträchtlich auch ihre Zahl war, ohne sie zu Athem kommen zu lassen, zum Thore hinauswies, hingegen wirkliche, vielleicht auch nur vorgebliche Anbeter von Theatermädchen bleiben liess, dass man, um 3000 Tänzerinnen nicht in ihrem Luftspringen zu unterbrechen, sie und die Musikanten und eben so viele Tanzmeister beibehielt." (lib. 14. 6.)

Es waren dies Zeiten, von denen er an anderer Stelle sagt: „Fressgier, um unermessliche Magenschlünde zu füllen, nahm bei Schmausereien immer mehr überhand; an die Stelle der Kriegstriumphe traten Triumphe des Trinkgelages; der Gebrauch halbseidener Kleider ward immer allgemeiner; auch die Webekunst ward ausgebildet, und die Kochkunst verfeinert." (lib. 22. 4.)

La Prade spottet über etwaigen Einfluss, den man der Musik auf die Sitten zuschreibt. „Wir haben ja", ruft er ironisch aus, „1870 und 71 gesehen, als die so musikalische deutsche Race uns den Krieg machte, wie sehr die Musik die

Sitten besänftigt, die Charaktere edelt, die Empfindungen und den Geschmack vergeistigt, und Grossmuth, Liebe, Uneigennützigkeit einflösst." So redet freilich der Franzose, der nicht vergessen kann, besiegt worden zu sein.

Er kann nicht einsehen, „dass die Vermehrung des Orpheons in Stadt und Land eine Wohlthat für das Land sei." „In der That", ruft er aus, „beim französischen Volk, welches noch nicht seine musikalischen Fähigkeiten bewiesen hat, obschon die Musik heute furore macht und die Orpheons und Cafés chantants nach Tausenden zählen – kann ich durchaus nicht den Vortheil einsehen, welchen Sitten, Arbeit und Volkswirthschaft von der Einrichtung musikalischer Gesellschaften gezogen haben." Er bleibt dabei, dass die im Schwange gehende musikalische Neigung und Uebung ein Zeichen und mitschuldig sei für den Verfall der Sitten.

Er verwechselt Ursache und Wirkung, statt zu erklären.

Man kann ihm zugeben — und die Erzählung des Ammianus ist ein klassischer Beweis —, dass von allen Künsten in den Zeiten des Verfalles die Musik allein sich erhalten habe — aber sie ist nicht der G r u n d des Verfalles. Es liegt nur in ihrem Wesen, dass sie in materiellen und ideallosen Zeiten, wo andere Künste verlieren, Blüthe und Einfluss behaupten kann. Wenn sie den Geschmack für erhabene Tragik und ernste Schöpfung verloren haben, haben die Völker doch den Sinn für Genuss behalten. Es war schon ein Wunder, dass Tacitus noch zu den Zeiten Trajans schreiben konnte, wie er schrieb — aber auch dann, als Niemand mehr wie er zu schreiben vermochte — so wollte man doch noch geniessen. Die Musik hat die Kunst des Bacchus Dionysus. Sie zähmt und beruhigt und berauscht. Die Menschen, die nicht mehr denken können, wollen doch für Leiden und Lange-

weile einen Trost. Weil die Musik eben eine elementare Macht über die physischen Nerven des Menschen ausübt — braucht sie in seiner Art der Feuerländer so gut wie der depravirte Weltmensch. Die Blasirtheit braucht einen Rausch, welchen sie durch die Melodien und Concerte empfängt. Zu jeder anderen Kunst gehört eine antwortende Gegenarbeit. Wenn eine Statue des Alterthums nicht blos für den Beschauer eine Puppe sein soll, so braucht er ein Nachdenken über ihre Idee und Schönheit. Man kann Sophokles und Tacitus nicht lesen mit passiven Sinnen. Aber in der Musik vermag der Mensch passiv zu schwelgen. Es rauschen über ihn Wellen von Tönen, welche ihn wie das weiche Wasser eines Bades umgeben. Er kann baden ohne zu schwimmen. Ich erinnere mich der Unterhaltung mit einer intelligenten Frau. Warum, sprach sie zu mir, thut mir der Kopf weh, wenn ich eine halbe Stunde einen Denker anhöre, — aber Stunden lang höre ich Musik ohne Erschöpfung. Ich antwortete — beim Zuhören wird von Ihnen eine Arbeit verlangt; beim Anhören der Musik empfinden Sie ein lustvolles Bad, das die Sinne angenehm kitzelt und in süsse oder wehmüthige Stimmungen hinreisst.

Was niedersteigende und verfallende Kulturvölker bewahren, ist die Musik, weil sie in ihr den Genuss und den Reiz einer sinnlichen und sinnvollen Stimmung erfahren.

Dazu tritt noch ein anderer Umstand, den La Prade übersieht. So unpoetisch es ist — so muss man es doch sagen. Volkswirthschaftlich redet man vom Gesetz der Production nach der Fülle der Nachfrage. Was man braucht, wird producirt. Wodurch erkennt man den Verfall des idealen Lebens in einem Volk? Wenn man an Schöpfungen von

Plato, von Aeschylus, von Dante kein volksthümliches Interesse mehr verspürt — wenn der Beifall für Phidias blos in den künstlichen Kreisen sogenannter Kunstkenner vorhanden ist —; es fehlt der Beifall des Volks und in ihm erstickt die Kraft der Kunst. Die Völker haben, wenn sie selbst das Organ verloren, um Tacitus zu lesen — auch nicht mehr die Fähigkeit, ihn hervorzubringen. Der Genuss der Geistesliebe entscheidet über das Genre des Products. Wenn die Nachfrage fehlt — nach idealer Schöpfung — so wird auch dem Markt des Lebens davon nichts gebracht. Ein ander Ding ist es mit der Musik. Sie findet immer Beifall, weil sie an das elementare Herz des Menschen sich wendet. Das nicht ideale Herz will auch seinen Rausch haben. Es berührt sich die Barbarei mit der depravirten Cultur. In beiden können die Menschen keine andere Kunst verstehen und geniessen als die Musik. Und sie hat die Mannigfaltigkeit, sich nach dem vorhandenen Beifall zu moduliren. Musiker wollen gehört und wollen belohnt sein. Je mehr dem Wagen des Dionysus Freunde folgten, desto mehr bestiegen denselben, ihn zu leiten. Käme man nicht in die Cafés chantants, es würde keine Musik für sie da sein. „Orpheus in der Hölle“ hatte mehr Zuhörer wie der wahre Orpheus und wurde von den Bacchantinnen nicht zerrissen, sondern bezahlt. Völker der Decadence brauchen den Rausch noch nöthiger; — je träger sie sind, je rauschlustiger. Wer von Ihnen keine Erregung hat, braucht sie von Aussen: Cantores amant humores. Sänger lieben den Rausch — aber Musik hat darin ihre Kraft, sie betäubt die Langeweile, sie bewegt die schlaffen Nerven, sie wirft — und wer mag das entbehren — über das Menschenherz aller Zeiten und Zonen bald den Rausch der Vergessenheit, — bald den der Erinnerung.

La Prade sollte es nicht beklagen, dass in Zeiten des Verfalles die Musik in ihren grössten Erfolgen sich offenbart. Sie ist an ihm nicht schuldig, nein, sie hält ihn von dem Sumpfe zurück. So lange noch Klänge und Gesänge die Menschen fesseln, haben die Musen die Völker nicht verlassen. Es ist nicht uninteressant, dass die Musik allein von allen Künsten den Musennamen bewahrt hat. Es ist oft die einzige, die noch von den Menschen gehört ward, — wenn auch nicht immer im olympischen Kleid. Aber noch als Phryne erinnert sie an ihre höhere Abkunft. Das dumpfe und stumpfe Dienen des Bauches allein, das Bärenschnarchen in der Faulheit und Wollust ist der Fall in der Gemeinheit, aus der man nicht aufersteht. Während der bacchantische Tanz sich erhöhen und neu gestalten kann, wenn ein neuer Windhauch weht, in das heilige Menuett des Königs David, der mit Psalmen seinem Gotte sang, als er vor der Arche einhersprang. —

Was La Prade von der Ueberschwemmung der Musik in Frankreich sagt — können wir es bei uns leugnen? Wer zählt die Concerte eines Winters, die häuslichen und die öffentlichen Genüsse, die geboten werden, und öffentlichen und privaten Zwecken dienen. Unser Leben ist wie mit einem tönenden Gitter musikalischer Saiten umgeben. Es kommt Niemand heraus. Es gilt nicht etwa, wer Ohren hat, der höre — sondern wer Ohren hat, der h ö r t, er muss hören, er wird hören. Es wird ihm nirgends erlassen. Musik darf nirgends fehlen.

Es ist wahr, dass nur in Berlin (1883) 201 Fabrikanten für Pianofortes sind, aber das ist nicht viel für eine Million Menschen, von der zwei Drittel spielen und alle hören wollen. Es führen nur 113 Personen den Titel eines Musikdirector, aber Musiklehrer zählen sicher in die Tausende. 85 Personen

beschäftigen sich damit, die Instrumente wieder zu stimmen. Das ist viel zu wenig für die gute Stimmung unseres Volkes.

La Prade würde spottend fragen: Wenn die Fülle von Tönen, von Adagio's, von Symphonien und Concerten irgend welchen segensreichen Eindruck auf die Stimmung des Volkes machte — in welchem Frieden und Vergnügen müsste Berlin sich befinden! Dass von Harmonie und Symphonie in den Herzen des Volkes grade in diesen Tagen viele Spur gefunden sei, möchte Niemand behaupten. Die Wirkung der ungemeinen Tonverwendung und Verschwendung scheint durchaus Null zu sein. Statistisch lässt sich davon nichts darstellen. Publicistisch nimmt man davon nichts wahr. Concertannoncen sind allerdings keine socialen Recepte und die modernen Weltverbesserer — Richard Wagner ausgenommen — geben in ihren Theorien den musikalischen Uebungen keinen Platz.

Und dennoch hat La Prade in jedem Stücke Unrecht.

Dass in dem Café chantant so viel Ströme von Bier und Branntwein fliessen, dazu ist doch nicht der Gesang der Grund. Wird weniger getrunken in den politischen Sälen, wo keine Muse erscheint? Es ist richtig, dass im Salon die arkadische Sitte herrscht, die Conversation durch musikalische Vorträge zu durchbrechen. Aber einen Verlust — weder sittlichen noch geistigen — erleidet dadurch die Versammlung nicht. Wenn die Musik weiter keinen Zweck hätte, als die Menschen zuweilen zum Schweigen zu bringen, so wäre dies in vielen Stücken schon ein unschätzbarer Gewinn. Meint La Prade, dass die moquante Zunge der Pariser kürzer würde, wenn es keine musikalischen Gesellschaften gäbe? Es ist sonderbar, wenn ich behaupte, dass der naturgemässe Eindruck der Musik sich oft mehr kund giebt in dem Lied des Strassensängers oder des Leierkastens, — und im Volksliede mehr, wie in dem ent-

wickelten Kunstgebilde, für welches die Opernhäuser und Academien gebaut sind.

Die moderne Kunst ist in vielen Dingen zu viel Kunst geworden, um eine Volksbildung zu werden. Die Museen sind allem Volk offen, aber die Opernhäuser nicht. Die musikalische Production verlangt einen Glanz und so viel Unkosten, dass sie nicht populär sein kann. Die moderne Oper ist der Mittelpunkt der Genüsse der guten Gesellschaft, mehr um der Personen, die wirken, als der Wirkung selbst willen. Man geht hinweg, mehr mit bewusster Kritik, als mit unbewusstem Entzücken. Man hört auch weniger mit dem Herzen -- als mit den Noten und aus Mode. Der Mensch gewöhnt sich an Alles. Er hat sogar Mode- und Parteiohren. Die grossen Opern von Richard Wagner sind eine Art Gelehrsamkeit im musikalischen Kleid. Eine Art Luxuskunst für die Reichen. Es handelt sich nicht um's Wirken, sondern um Ruhm und Bewundertwerden. Wenn es sich aber um jenen Genuss handelt, der das innerste Herz ergreift, dann ist es nicht die dekorirte und purpurgeschmückte Melpomene, sondern die unbewusst wirkende Macht, mit der die Melodie sich in die Seele einstiehlt, um ihr Bewegung und Rührung zu entreissen. Wie mancher Mann, der alle Bühnen der Welt mit dem Reiz ihrer Heldinnen ausgekostet, sitzt dann einsam zu Haus und entlockt der wieder neu eingeführten Cither schmucklose Töne, bei denen er empfindet und gedenkt.

Der patriarchalische Israelit, der in alter Zeit keinen Genuss kannte, als den Gesang seines Synagogenvorsängers, in dem Modernes und Altes zusammenschmolz, fuhlte sich durch das klagende Moll seiner Lieder bewegter, wie der reiche Mäcen der Jetztzeit, in dessen Salons und an dessen Tafeln

die Meisterinnen des Gesanges in prachtvollen Trillern sich kundgeben.

Anderseitig ist die moderne Kunst vielfach zu wenig Kunst und zu viel Technik, Beruf, Arbeit, Concurrenz. Die Künstler wollen leben, und es giebt ihrer viel. Sie brauchen die Oeffentlichkeit — sie sind abhängig vom Beifall. Sie bedürfen der Reclamekünste für ihre Kunst; daher wirkt das nicht immer harmonisch. Dass unter den Meistern der Harmonie die Herzen symphonisch klingen, kann nicht behauptet werden. Die Herren Orpheuse zerreissen sich unter einander selbst. Die Alten erzählen von gegenseitigen Antipathien der Adler und Drachen. Solches behaupten viele von Künstlern und Recensenten. Die Musik giesst — wenn rechte und heilige — in das suchende Herz herrlichen Frieden; aber in der musikalischen Welt ist kein Frieden. Er fehlt auch sonst — aber man sollte ihn da am meisten erwarten. Aber er fehlt auch noch in anderen Verbänden, wo man ihn noch höher und heiliger erwarten sollte.

---

Man nennt die Deutschen mit Recht ein musikalisches Volk. Kein Volk singt lieber als das deutsche. Zumal in Thüringen habe ich dies in schönen Stunden wahrgenommen. Aber ein grosser Theil der modernen Musik ist doch nicht aus seiner „Gemüthlichkeit“ hervorgewachsen. Die ganze musikalische Terminologie ist fremd, französisch und italienisch. Das Concert und die Fuge, die Arie und das Duett, der Chor und die Symphonie, Piano und Violine und Violoncell, Alt und Bass, Moll und Dur, Sopran und Tenor, Fagott und Clarinette — Alles ist fremd. Schon am Anfang dieses Jahrhunderts hatte man zum Scherz folgenden Concertzettel zusammengestellt:

## Grosse Gesang- und Klangmachwerkerei.

### Erster Theil.

Zusammenklangwerk (Symphonie) von einem unbekannten Tonsetzwerker.

Lustsang für Höchstsang mit Vollsang mit obligatem Hellholz (Clarinette).

Tonstreitwerk (Concert) für die Hochgeige.

Zweisang mit Dreisang für Höchstsang.

Dünnsang (Tenor) und Grundsang (Bass).

### Zweiter Theil.

Klangmachsatz für Hellholz, Tiefholz (Fagott), Tiefgeige und Hochgeige.

Tonfluchtwerk (Fuge).

Zweisang und Vollsang.

Solche Concertanzeigen würde man heut nicht verstehn; trotzdem sich über die Fremdworte zu beklagen, wäre wunderlich. Man gebrauchte sie eben als prägnante Formen für musikalische Weisen, die man aus Italien — zum Theil durch französische Vermittelung — herübernahm.

Die Vorwürfe, welche La Prade der Musik macht, sind darum nicht zutreffend, weil er ihr eine Aufgabe zuschreibt, die sie gar nicht hat.

Die Musik ist nicht zur Regeneration der Menschheit geschaffen; sie wird vielmehr selbst von den ideal regenerirten Menschen erhoben und vergeistigt. Sie ist ein Begleiter — es kommt darauf an, wen sie begleitet. Sie bringt Stimmungen hervor — das Entscheidende ist, welche von diesen der Empfangende liebt und braucht. Sie wird auf ihr Maass zurückgeführt werden, wenn der Mensch mehr zu denken gewöhnt ist. Sie wird aber das Ufer überschwemmen, wenn die Seele der Völker flach geworden ist.

Wenn man die Musik erneuern wollte, wird es nicht ausreichen, dem Menschen ein neues Ohr zu geben, sondern einen neuen Kopf und ein neues Herz. Der erneuerte Mensch wird die Künste pflegen. — Athene entsprang — nach der griechischen Sage — nicht aus dem Ohr oder dem Auge, sondern aus dem Haupte des Zeus.

Die Musik gedeiht nicht zum Segen der Gesellschaft, wenn sie die andern Künste überschwemmt, sondern wenn sie mit ihnen wetteifert. Sie hat ihren Geistesquell nicht in dem wunderbar geübten Finger, der die Tasten bewältigt, sondern in dem Herzen, welches den Anschlag vergeistigt.

„Den Arkadiern", sagt Polybius, „liegt an allem andern Wissen nichts, wenn sie nur musiciren können." Ihre Noten sind verhallt; — dass es Hirten waren, darauf kommt es nicht an. Es müssen Hirten sein, die Engelsstimmen der Höhe hören können.

Die Alten reden vielmehr davon, wie die Kunst der Musik auf die Menschen wirke — und haben ihr Urtheil über verschiedene Neuerungen davon abhängig gemacht. Aristophanes, der alte Komödiendichter, lässt in einem seiner Stücke die Musik als Person sich beklagen und sagen: „Philoxenus", der Komponist, „hat mich schlaffer, weichlicher und langsamer gemacht, und mich ganz mit den harmonischen Trillern und Läufern erfüllt, die keine Würde und Nachdruck haben."

Ein anderer Dichter, Pherekrates, stellt die Musik als ein Weib, das am ganzen Körper zerschlagen ist, dar; die Gerechtigkeit frägt sie nach dem Grunde der üblen Behandlung; sie antwortet: „Als die erste Ursache meines Verderbens sehe ich den Melanippides an, der mich durch seine zwölf Saiten meiner Kraft beraubt und weibisch gemacht hat . . . . .

Timotheus dagegen, meine Beste, hat mich auf das Aergste misshandelt und mir den letzten Stoss gegeben."

Die Gerechtigkeit spricht: „Was für ein Timotheus?"

Die Musik antwortet: „Der Milesier, der hat mir zehntausendfältige Uebel angethan, und mir durch seine abscheulichen Triller und Läufer mehr Unheil gebracht, als alle Vorbenannten. Wenn er mich irgend allein gehend fand, so band er mich los und zerlegte mich in zwölf Saiten."

Mit den nöthigen Varianten würde dies sicher auf meine Erscheinungen der neueren Musik angewendet werden.

Ueber das Verhältniss von Kunst und Kirche werden wir ein ander Mal reden.

Der Apostel fordert seine Gemeinde auf zu lieblichen Liedern — er ist ein Freund der Musik, in welcher man Psalmen anstimmt.

Aber nicht blos mit der Harfe in der Hand zog er zu den Menschenkindern. Die Eroberung des neuen Lebens geschah allein durch das W o r t.

Nur der Geist der Wahrheit kann uns frei machen, und die Freiheit in Gott beweist sich durch Liebe.

---

# Die Jagd.

## (Iron und Isolde.)

Sagen von angesehenen Männern zu kennen, ist deshalb nützlich, weil sie den Männern heldenmüthige Werke und tapfere Ausführungen zeigen —, aber üble Werke erklären sich aus Lässigkeit und sie unterscheiden so Gutes von Bösem. Das ist die Uebereinstimmung vieler Männer, dass ein Mann sich manche Stunde damit unterhalten kann, aber die meisten kurzweiligen Spiele sind mit Arbeit verknüpft und etliche mit grossen Unkosten, etliche werden nicht vollbracht, ausser unter vielen Männern; etliche Spiele sind wenigen Männern Kurzweil und dauern kurze Zeit, andere Spiele sind mit Lebensgefahr verbunden, aber der Sagen und der Lieder Kurzweil ist nicht mit Unkosten oder Lebensgefahr verbunden; da mag Einer Viele unterhalten, die ihm zuhören wollen. Diese Unterhaltung kann man auch mit wenigen Männern haben, wenn man will; sie ist ebenso bereit Tag wie Nacht; es sei hell oder dunkel. Es ist aber unverständig, das Lüge zu nennen, was man nicht gesehen oder gehört hat, und man doch nichts anderes Wahrhaftigeres um diese Sache weiss."

So lautet es in der Einleitung der sogenannten „Wilkinasage" oder eigentlich Thidreksage, welche zum ersten Mal 1715

von Johannes Peringskiöld schwedisch und lateinisch in Stockholm bekannt gemacht worden ist. In Deutschland hat sie in dem Jahre 1814 durch H. von der Hagen Uebersetzung und Verbreitung erhalten. In's Dänische ist sie 1823 von C. C, Rafn übersetzt worden. Eine Ausgabe des nordischen Urtextes gab 1853 C. R. Unger in Christiania heraus. In neuer deutscher Bearbeitung hat sich August Rassmann 1858 in seinem Buche „die deutsche Heldensage“ hochverdient um sie gemacht.

Was man „Wilkinasage“ nannte, jetzt „Thidreksage“ heisst, ist ein Complex von sagenhaften Erzählungen der Nibelungen und Wölsungen, in denen allerdings Thidrek (Dietrich von Bern) den Mittelpunkt bildet. Sie enthält jedoch auch Sagen, die nur lose mit jenen verbunden sind. Zu diesen gehört die Novelle von Iron und Isolde von Brandenburg. Eine Erklärung und Deutung hat sie nirgends erhalten. Die wenigen Notizen, die P. Erasmus Müller und von der Hagen zu derselben gemacht haben, betreffen etymologische Deutungen von Namen, die nicht glücklich sind.

Die Erzählung der Sage ist volksthümlich lebendig und malerisch. Der Sammler gehört zwar dem Norden an; man streitet, ob er aus Norwegen oder Island war, aber er selbst sagt, dass er die Geschichten nach Erzählungen deutscher Männer und aus ihren Liedern componirt habe. Es finden sich Ueberlieferungen, die sich mehr an den celtisch-romanischen Cyclus anschliessen. Von diesem ist auch die folgende Novelle beeinflusst. Sie könnte eine ähnliche Bearbeitung erfahren haben, wie Tristan und Isolde. Sie würde einem Dichter wie Hartmann von der Aue wohl angestanden haben.

I.

In der alten Lehniner Klosterkirche zeigt man noch den Eichbaum, unter welchem Otto der Erste von Brandenburg geschlafen hatte.

Es war im Jahre 1180, als der Markgraf, der ein eifriger Jäger war, sich ermüdet unter den Baum am Mittag niedergelassen und im Traum eine Hirschkuh sah, die ihn belästigte und nicht in Ruhe liess, bis er den Spiess auf sie warf und sie tödtete. Als er den Traum erzählte, meinten Einige, er müsse an der Stelle eine Burg gegen die Slaven bauen; andere schlugen ein Kloster vor; Otto aber sprach: „ich werde allerdings eine Burg bauen, durch welche die teuflischen Feinde in die Flucht geschlagen werden — und in welcher ich den jüngsten Tag ruhig erwarten werde.“ Das Kloster empfing den Namen Lehnin von der Hirschkuh, die noch heute böhmisch *lane, lan* heisst; (der Hirsch wird sonst in den slavischen Sprachen *jelen, helen, gelen* genannt).

Man fände in dem Umstand, dass Otto im Traume eine Hirschkuh erlegt habe, keinen Grund zu dem Entschluss, eine Burg oder ein Kloster zu bauen, wenn nicht sagenhafte oder symbolische Anschauung im Hintergrunde wäre. Aber Hirsche sind es, die öfters in den Legenden den Weg und die Stätte zeigen, wo ein Kloster und ein Gotteshaus gebaut werden soll. Auch Karl der Grosse ist durch einen Hirsch geleitet worden, einen Dom zu bauen. Der Hirsch ist es, welcher nach der christlichen Symbolik zu Quellen des Heils geleitet. Aber Otto von Brandenburg wird von seiner Jagdlust verleitet, die Hirschkuh im Traume zu tödten. Als er dies im Wachen überdenkt, überkommt ihn Busse; er bereut seine Jagdleidenschaft und will im Kloster sicher sein, am jüngsten Tage dafür dem Gerichte zu entgehen. —

In der Artussage kommt eine wunderbare Jagd nach dem weissen Hirsch vor. Wer immerhin denselben erlege, hat das Recht, der schönsten Dame des Hofes einen Kuss zu geben. Die weltliche Minne ist in dieser Sage an die Stelle der geistlichen in der Legende getreten. Denn der Hirsch drückt die Sehnsucht der Seele aus, die im Quell, den er sucht und nach dem er schreit, befriedigt werden soll.

In einem allegorischen Bilde älterer Zeit reitet die Seele auf einem Hirsch dem Brunnen zu, an welchem Amor als Christus steht und aus seinen fünf Wunden das Wasser des Heils ergiesst.

In einer andern Artussage gewinnt Parzival, was nach dem ganzen Charakter dieses Helden sehr sinnig ist, den weissen Hirsch und empfängt dafür einen goldenen Becher, offenbar um Heil und Erlösung aus dem Brunnen zum Trunk zu schöpfen.

Iron ist auch Markgraf von Brandenburg, er wird ein Sohn des Artus genannt und ist ein überaus leidenschaftlicher Jäger. Er denkt an nichts als an Jagd. Hunde und Habichte sind seine liebsten Genossen. Waidmannslust lässt ihm keine Ruhe. Und es fehlt ihm doch nicht an einem schönen Haus. Er hat eine herrliche Gattin. Die Sage spricht von ihr „als der schönsten und weisesten und der trefflichsten in allen Dingen“. Sie heisst Isolde.

Als sie einmal wieder hörte, dass ihr Gatte auf zwölf Tage wegbleiben und in König Salomo's Marken jagen wolle, da warnte sie ihn und sprach: „Herr, Du thust übel, immer auf der Jagd zu sein. Du versäumst dadurch Grösseres, nämlich zu sorgen für Dein Land und Deine Leute. Bleib lieber heim und warte Deines Reiches. Es kann Uebles für Dich aus dem Waidwerk entstehen. König Salomo ist mächtiger wie Du.“

Jarl Iron hörte zuerst nicht darauf. „Ach!“ sprach er, „Jagen ist meine höchste Lust, davon kann ich nicht lassen. Ich fürchte mich vor König Salomo nicht. Ich traue mich sogar in seinen Wäldern, wie in meinen zu pirschen.“ Da griff Isolde zur edlen List. Es war Winter, der Schnee lag hoch. Da ging sie am Morgen, da der Jarl ausfahren wollte, hinaus vor die Burg; an einem Lindenbaum liess sie sich in den Schnee fallen, dass er ihr ganzes Bild wiedergab. Dann ging sie wieder zu ihrem Gatten und sprach: „Du willst in der Ferne jagen und mitten unter Gefahren und hast doch in der Nähe Thiere, die Du leicht überwinden kannst.“ „Nicht doch“, antwortete er, „hier in der Nähe giebt es keine Thiere, die es zu jagen frommte.“ Sie aber sagte: „Ich will Dir das Bild eines solchen zeigen, willst Du es jagen, so ist es gut, sonst sieh Dich vor, dass es nicht ein Anderer jagt.“ Und sie zeigte ihm das Bild im Schnee. „Erkenne es wohl“, sprach sie, „wer es ist, willst Du es nicht jagen, so jagt es ein anderer Mann. — Und Iron sprach: „Nein, Frau, dieses Thier will ich allein jagen“, und er kehrte um und blieb zu Haus.

Dies ist gleichsam der erste Akt der romantischen Geschichte.

Die Jagdlust der Europäischen Völker war in alter Zeit eine erstaunliche. Die Nothwendigkeit der Jagd wurde von der Lust weit übertroffen. Die prachtvollen Wälder, die Fülle des Wildes bot eine ungemeine Gelegenheit. Aber freilich wurde die Jagdlust für viele Herren eine schädliche Leidenschaft, die alle Pflicht vergessen liess und Haus und Familie hintan setzte. Die Kirche rang durch Lehre und Legende gegen sie, ohne ihrer völlig Herr zu werden; wurden doch sogar Bischöfe von ihr aus der Kirche in den Wald gerissen. Sie ward auch die Ursache vieler unglücklicher Er-

eignisse. Kaiser, Könige und Herzöge verloren dabei ihr Leben. König Karlmann der Dritte, einer der letzten Karolinger, kam auf der Jagd um.

Die Kirche suchte solche Unfälle als ein Gericht darzustellen. Als Aistulph, König der Longobarden, auf der Jagd starb, stellte man seinen Tod als eine göttliche Strafe dar. Von dem Unglück eines älteren Welfen, Heinrich, giebt Ekkehard von St. Gallen eine anschauliche Schilderung. Er hatte den Zins an das Kloster zu zahlen sich geweigert, gegen den Willen seines Bruders. Er geht mit diesem auf die Jagd; ermüdet setzen sie sich auf den Abhang eines Felsens; da wankt der Stein, auf dem Heinrich sitzt, und stürzt mit ihm in den Abgrund. Er war noch ein junger Mann voller Hoffnungen. Andere Nachrichten erzählen, wenn auch irrig, er sei durch einen Eber gefallen. Es geschah am 8. Februar 990 in der Nähe von Botzen (bei Lana).

Die Jagd wurde Gelegenheit auch zu andern Katastrophen. Byzantinische Kaiser, welche Eber mit vergifteten Geschossen jagen, verwunden sich selbst und sterben. Noch in der neuen Zeit (um 1780) schrieb man in Berlin in derselben Gesinnung wie Isolde zu Iron sprach: „es werden bei der unmässigen Jagdlust die wichtigsten Regierungsgeschäfte bei Seite gesetzt; man bekümmert sich darum wenig oder nicht recht .... kurz die Grossen sind nur gross bei der Jagd ..... in ihrem Amt aber, wenn sie sich durch allzu öfteres und allzu vieles Jagen über die Maassen abgemattet haben, nothwendig desto verdrossener ..... Friedrich der Einzige zu Potsdam verachtet daher diese Lustbarkeiten und bauet dagegen, denn dieses giebt den Leuten Brot.“

Iron von Brandenburg versäumte nicht blos Land und Leute durch seine Jagd, sondern vergass auch darüber, dass

er im Hause ein Wild hatte, edler als alles Andere, und das Sehnsucht hatte, gejagt zu werden. —

Dass das Verlangen nach Menschen eine Jagd genannt ward, auch zum sinnlichen Genuss, ist schon seit dem Alterthum bekannt; Xenophon sagt, es sei Alcibiades wegen seiner Schöne von Frauen gejagt worden (θηράμενος). In den Heldensagen kommt vor, dass Fasolt ein wildes Weib jagt; der wilde Jäger jagt die Waldfrauen. Wie andere Fürsten auf der Thierjagd stirbt Ludwig III. in Frankreich, als er einem Mädchen bis in ihr Haus nachjagt und sich dabei den Kopf einstösst.

Feinsinnig genug macht Isolde den Iron auf das aufmerksam, was er versäumt; zu züchtig, um ihn mit Worten zu mahnen, gebraucht sie dazu das Jägerbild; in winterlicher Zeit ging meist die Jagd vor sich; in den Spuren des Schnees erkannte der erfahrene Waidmann das Wild, das er suchte. Isolde zeigte im Schnee ihr Abbild. Sie warnt ihn, dass nicht Untreue Untreue, Versäumniss Versäumniss herbeiführe. Wird dies Thier, ruft sie aus, nicht von Dir gejagt, werden es Andere jagen. Kannst Du nicht im Haus bleiben, werden Andre in's Haus kommen. Er versteht ihre Sprache, er kehrt zurück; die gute Sache hat triumphirt. Er ist noch einmal gerettet. Isolde, die Liebe, hat über die Leidenschaft gesiegt, wenigstens für eine längere Zeit.

## II.

Die Erzählung ist von fein psychologischer Art. Iron ist von seiner Leidenschaft bei Weitem nicht geheilt. Sie ist durch Zurückdrängen nur brennender geworden. Aber nicht ohne Anstoss bricht sie wieder aus. Ein unbekannter Mann, der um eine Herberge bittet, wird gleichsam sein Versucher.

Als Iron sich abends beim gastlichen Tisch Mähren erzählen lässt, theilt der Gast mit, er sei den ganzen Winter bei König Salomo gewesen. Iron kennt ihn dem Namen nach; der Wald — der ihm zum Jagen geboten ist, stösst an den von König Salomo; Iron frägt den Gast nach ihm — und dieser — als wenn er absichtlich Iron's Leidenschaft reizen will, erzählt von Salomo's Jagdlust; „er ist aller Waidmänner bester und verbringt dabei grosse Heldenthaten und zwar zumal im Walschlongwald.“ Iron wird schon dadurch gereizt und frägt nach den Thieren, die sich dort finden; da schildert ihm der Gast, dass dort ausser Hirschen und Bären namentlich ein mächtiger Wisent sei, den König Salomo schone, weil er junge Wisente haben wolle; zehn sind schon da, „aber Niemand ist so dreist, dass er es wagte zu jagen, was Salomo gehört.“ Es bedurfte nicht mehr, um Iron mächtig zu reizen und die schlummernde Lust wach zu machen; es fehlte nur die Gelegenheit, um ihn wieder wie früher alles über die Jagd vergessen zu lassen — und diese kam.

Sein Bruder Apollonius glaubte sich von König Salomo beleidigt, welcher in seinem Walde gejagt hätte. Apollonius wollte ihm das vergelten und forderte seinen Bruder auf, mit ihm zu jagen. Was konnte Iron besser kommen! Es ging ihn zwar die Angelegenheit nichts an und er war im Frieden mit Salomo, — aber Iron gewann dabei einen Grund, um sein Wort, das er der Isolde gegeben, aufzulösen, — und alsobald befahl er, alles zur Jagd zu rüsten. Isolde bittet ihn zwar wieder flehentlich, zurückzubleiben, aber er behauptet, er könne nicht anders; modern würde er „die Ehre“ vorgeschoben haben, um seine Leidenschaft zu verbergen. Ihre Bitten prallen jetzt an seiner voll ausbrechenden Lust völlig ab; da stellt sie ihm vor, er möge wenigstens blos im eigenen

Walde jagen. Er meint, das käme auf König Salomo an; würde der in der Brüder Walde jagen, so würden sie ihn auch nicht verschonen. Und er hört auch nicht auf Isolde's Weissagung, dass wenn Salomo wahrnehmen werde, man mache Jagd auf seine Wisente, daraus grosser übler Streit entstehen werde zu ihrem eignen Schaden. — Beide Brüder machten sich nun auf zum Pirschen, blieben aber nicht in ihrem eigenen Wald, sondern drangen auch in den Walschlongwald, der dem König Salomo gehörte, und hielten da eine lange Jagd; sie erschlugen viele Thiere, nahmen sie aber nicht mit, sondern liessen sie als Trophäen, dem König Salomo zum Aerger, liegen. Höchstens liessen sie die Hunde davon fressen und die Knechte davon braten.

Iron hatte doch einen Eindruck von den Worten Isolde's erhalten; als er lange mit seinem Bruder gejagt hatte, kehrte er um. Allerdings sah er ein, dass beide nicht genug Gefolge hatten, um Salomo zu widerstehen, wenn er zornig heranzöge, denn Schaden hatten sie ihm genug gethan. Apollonius klagte zwar, dass sie den Wisent nicht erlegt hätten, der ihnen manchen Hund getödtet hätte, aber Iron sagte: „jetzt müssen wir fort, aber, so ich gesund bleibe, werde ich schon wieder kommen, um den Wisent zu tödten, denn ich werde nicht ablassen, bis er erjagt ist."

So kehrten sie heim und Isolde mochte glauben, dass Iron für lange Zeit befriedigt sei. Aber sie irrte sich. König Salomo war in der That höchst erzürnt über die Jagd der Brüder in seinem Lande gewesen. Er vergalt es auf das Gewaltigste. Namentlich den Wald des Apollonius, den er eigentlich für seinen Feind hielt, verödete er an Thieren; ein Jäger des Apollonius traf bei einem Ritt in den Forsten auch den König Salomo; er sprach mit ihm und erhielt die Weisung,

seinem Herrn zu sagen, dass er sich allerdings nun hinreichend gerächt habe für die Unbill, die die beiden Brüder auf seinen Gebieten ausgeübt, indem sie sogar die Wisente gejagt hätten, welche er selber doch verschone.

Natürlich hatte der König nach seiner Art nicht Unrecht, aber die Jägerleidenschaft liess den Andern keine Ruh. Apollonius wollte sich nun wieder für die Beleidigungen Salomo's rächen; er fordert seinen Bruder Iron auf, ihm zu helfen. Dieser ist bereit und erfreut und macht grosse Anstalten zur Jagd. Da beginnt von Neuem der Kampf Isolde's mit ihm; aber vergeblich bittet sie ihn, bei ihr zu bleiben, vergeblich warnt sie ihn gegen nahendes Unheil; umsonst auch bittet ihn sein Töchterlein Isolde. Er widersteht, er redet sich ein, verpflichtet zu sein. „Weiber sollen ihn nicht zurückhalten", aber sie wollten ihn vielmehr zu seiner eigenen Pflicht zurückhalten. Isolde stellte ihm die grössere Macht Salomo's vor: „Du wirst das erfahren, noch ehe das Spiel beendigt ist." Auch hätte nun Iron Vorwand genug gehabt, zu Haus zu bleiben, da sein Bruder erkrankt war und den Zug nicht unternehmen konnte — aber er liess nicht nach, alle seine Jagdhunde hatte er mit; den Wisent musste er jetzt fangen; er sah auf nichts als auf seine Lust und so ging es hinein in den Walschlongwald und man kam auf die Spur des Wisent.

Dieses gewaltige Thier (bos bison) mit mähnenartigem Haar und starken Hörnern, war sonst ein Einwohner der Wälder Deutschlands. Was Oppian davon sagt: „Entsetzliche, den Ochsen ähnliche Thiere sind die in Thracien wohnenden Bisonten. Sie haben Mähnen wie Löwen, spitzige, krumme Hörner, mit welchen sie Menschen und Thiere emporschleudern", trifft in der Schilderung der Sage zu. Alte Volkslieder be-

richteten von einem Fürsten Erbo, den auf der Jagd ein Wisent getödtet hatte. Was von Salomo erzählt wird, dass er nicht erlaubt habe, einen Wisent zu schiessen, das findet, wie Oken erzählt, im Bialowizer Forst in Litthauen noch statt. Nur da finden sich noch Wisente und es darf keines ohne Erlaubniss des Kaisers geschossen werden; früher unter den Königen von Polen war derselbe Brauch.

Iron hatte Hunde, „von denen in den Sagen erzählt wird, dass es nie bessere gab.“ Namentlich von zwölfen heisst es, dass sie in deutschen Liedern genannt werden. Hunden bezeichnende Namen zu geben, liebte man schon im höchsten Alterthum. Es werden die Namen der Jagdhunde des mythischen Jägers Actäon in doppelter Weise überliefert. Interessant ist an den Namen, wie sie Ovid überliefert, die völlig griechische Form zu beobachten; ebenso sieht man in der Wahl der Namen die gleiche Jägerneigung und Anschauung aller Zeiten. Sie werden nach ihrem Aussehen genannt „Schwarzfuss“ (Melampus), Bunt, Gefleckt (Sticte) oder Tiger, Weiss (Leucon) oder Kohlschwarz (Asbolos, Melanchaetis) oder Zottig (Lachne); vom Bellen wie Bello heissen sie Nape, Hylactor, Hylaeus oder Lärm (Canache). Von der Schnelligkeit heissen sie Sturm (Laelaps oder Aello), Schnellfuss (Pterelas, Dromas, Thous), Ungestüm (Labros); sie heissen von ihrer Fressgier: Allfrass (Pamphagus), Raubschnell (Harpalos), Drache (Ladon), Harpyie; Berghunde scheinen Oribasius, Oresitrophos; andere Namen werden von den Thieren entlehnt, die sie jagen, wie Dorkeus vom Reh, Alke vom Elenthier, Nebrophonos vom Hirsch. Aehnlich würden die Namen sich erklären lassen, die Hyginus in seiner 181. Fabel anführt.

Die Namen der Hunde, welche Iron hatte, sind schwerer zu erklären; doch stimmen zwei von ihnen mit solchen

Actäons zusammen. Iron's Hunde hiessen: Stapp, Bracka, Stutte, Luska, Ruska, wie sie zuerst c. 257 genannt werden. Stapp, Stapf ist der Spürhund, der die Fusstapfen der Thiere aufsucht; er entspricht unter den Hunden des Actäon dem Ichnobates oder dem Ichneus (*ichnion* die Fussspur, *ichneutes* der Spürhund). Luska ist das griechisch-lateinische *lyciska*, Wolfshund, was als *lyskus* und in verschiedenen Dialekten als Lusch, Lutsche und in Glossen als wölfischer Hund, Winthohe, Wolfbizo vorkommt. Es ist einer von Actäon's Hunden ähnlich so genannt.

Bracka, Bracke ist der bekannte waidmännische Ausdruck für Hund, der dem Mittelalter sehr geläufig war. Merkwürdig ist, dass *braconner* „jagen in fremdem Gehege" heisst, wozu Iron auch hier seine Bracken sammelte. In den friesischen Gesetzen kommt ein *barm* oder *barnbracco* vor, der für einen *parvus bracco* steht, einen kleinen Hund. Iron hat auch einen Hund *baron* (paron), der vielleicht dadurch erklärt wird. Das Wort selbst könnte mit *parvus*, klein, zusammenhängen. Es ist offenbar auch dasselbe Wort, wie das spanische *perro* für Hund.

Von seinem Hunde Ruska rühmt Iron seine Raschheit; es leitet sich auch der Name daher; altnord. *ruska* heisst: sich rasch bewegen; das deutsche rasch ist auch von der rauschenden, raschelnden Bewegung genannt. Von seinem Hunde Stutte sagt Iron, dass er ihm lieber sei, wie ein Ross und deutet damit auf die Bedeutung des Hundenamens von Stute, dem Pferd. Der Name Bonigk, den ein Hund trägt, mag wie Luska aus einem griechischen Wort verdorben sein, nämlich *phonikos*, d. i. mörderisch, wie einer der Hunde Actäon's Nebrophonos und ein anderer Therophonos hiess. Am dunkelsten ist der Name des Hundes, der zugleich mit Bracka

vom Wisent niedergestossen wurde, weil er in den Lesarten bald porsi, por, polli, posha genannt wird. Man möchte am Ende sich für polli, bolli, einen Bello, Kläffer, wie Hylactor entscheiden.

Aber all' die guten Hunde fielen vor dem wüthenden Wisent, als es Iron jagte, bis auf Paron und Bonigk, und es wäre ihm und seinen Waidmännern nicht gelungen, das mächtige Thier zu tödten, wäre nicht ein sonderbarer Zufall eingetreten. Die ernste Jagdgeschichte entbehrt nicht des humoristischen Einschlags.

Unter den Jagdgenossen Irons war auch ein Ritter, Wandilmar, der gross und stark, aber furchtsamer Art war. Als dieser das gewaltige Thier durch den Wald stürmen sah — allen Widerstandes spottend — und gerade auf die Seite zu, wo er seinen Stand hatte, gerieth er in Furcht, verliess sein Ross und kletterte auf einen Baum. Als das Thier ihn sah, folgte es ihm nach an den Baum; der Ritter aber konnte von den Aesten, zu denen er immer höher kletterte, nicht getragen werden; sie brachen und er stürzte — und zwar gerade auf das Thier hinab, wie es im Augenblick gegen die Hunde stand, und ihm den Rücken kehrte; er fiel ihm auf den Hals zwischen die Hörner. Krampfhaft umspannte er das eine Horn, um nicht zu fallen, mit den Füssen sass er wie zum Ritt auf dem Thiere. Dies, von der ungewohnten Last bedrückt und in seinem Widerstand gehemmt, setzte sich in einen wüthenden Lauf; die jungen Wisente fahren hinterdrein; die Hunde jagten nach. Iron und seine Leute waren erstaunt über das Schauspiel, das sie in der Ferne sahen. und eilten vor. Da war eine lärmvolle Scene. Die Thiere brüllten, die Hunde bellten, die Jäger sausten durch das Gebüsch, um nahe zu kommen; Wandilmar, in der Angst zu fallen — denn

stürzte er, war ihm der Tod gewiss — hielt sich mit ganzer Lebenskraft am Horn; es war seine Hoffnung, dass er durch sich selbst das Thier müde machen würde. Das geschah auch, die Hunde holten es ein, das Thier konnte den Kopf nicht bewegen; da stiess ihm Iron die Lanze in den Leib und es sank und starb.

Da wurde Wandilmar von Iron hoch gepriesen. Niemand habe einen solchen Ritt wie er gewagt; die Anderen priesen den Jarl Iron als den Wisenttödter, aber der Jarl den Wandilmar, der ihm solche Ehre bereitet habe. Er versprach ihm den besten Lohn, den er geben könne. Da war grosser Jubel, sie speisten fröhlich von der gewaltigen Beute und kehrten heim. Isolde und ihre Tochter kamen ihm mit Freuden entgegen. Da führte Iron sein Töchterlein zu Wandilmar und gab sie ihm zur Frau, als dem tapfersten Ritter und er blieb bei Iron alle Zeit als sein Graf und Schwiegersohn.

Es ist echter Volkshumor, der sich hier offenbart. Wandilmar wird wider Willen ein grosser Held. Aus Angst hat er den Wisent bezwungen. Aus Furcht ist er auf den Baum geklettert — und nun wird er zum Schwiegersohn des Jarls erkoren. Es sind das rechte Sagenzüge — als ob es nicht auch in der Geschichte vorgekommen wäre, dass Einer und nicht der Stärkste durch Zufall gesiegt hat — und wie jener Tambour ausgezeichnet worden ist, der statt zum Rückzugsmarsch im Irrthum zum Angriff trommelte und zum Siege führte—; auch in der Geschichte wurden die Helden, die grosse Thaten vollendeten, Schwiegersöhne, wie Othniel in der h. Schrift die Hand der Aska, der Tochter Kaleb's, erhielt, wie der messenische Held Aristomenes ein heroisches Landmädchen mit seinem Sohne vermählte, weil sie ihn aus Lebensgefahr gerettet. Die humoristische Volkssage bildet

dies nach und erzählt von solchen, die ähnlichen Heldenlohn empfangen haben, doch nur, weil ihnen in Folge ihrer eigenen Furcht das zugestossen war, was bei andern Resultat der Furchtlosigkeit zu sein pflegte. In einer ungarischen Sage ist es ein Schneider, der auf einem Ackergaul, als wäre er der Königssohn, dem Heere vorauszog. Aber das Pferd ging durch, erschrocken über den Lärm; der Reiter gerieth in Angst und wollte herunter; da stand an der Strasse ein hölzernes Kreuz, das umfing er mit beiden Armen, um so sich herunterzulassen. Da brach das Kreuz und er hielt es in den Händen. Das Pferd scheute noch mehr, grade aus ging es gegen den Feind. Die Gegner hielten das Kreuz für den Ungargott selber, und liefen davon. Da war Alles über den Sieger erstaunt. Im Triumph zog er heim und erhielt die Tochter des Königs zur Frau. In einem russischen Märchen wird von einem Eber erzählt, der Alles verwüstet und den Niemand überwältigen kann. Da begegnet dem Unthier ein Hirt; voller Angst rettet er sich auf einen Baum; der Eber setzt ihm nach und sucht die Wurzeln zu zernagen, um ihn zum Sturz zu bringen. Der Hirt ist in Todesangst. Der Baum dröhnt durch die Stösse des Ebers bis in den Grund; da fällt ihm ein, den Eber dadurch zu beschäftigen, dass er ihm Weintraubenäste, die sich um den Baum schlingen, herunterwirft. Der Eber verschlingt sie gierig und wird trunken. Im Schlafe erschlägt ihn der Hirt. Den Kopf bringt er dem König und dieser giebt ihm seine Tochter, die schöne Czarewna zur Frau. Eine schwäbische Geschichte erzählt von einem Schneider, der sich vor einem Einhorn auf einen Baum rettete; das Einhorn stiess sein Horn mitten in den Baum und konnte nicht wieder heraus. Da band der Schneider das Einhorn mit seinem ledernen Träger an den Baum und meldete dem König seinen Sieg.

## III.

Iron ist das rechte Bild menschlicher Leidenschaft. Er hatte nun erreicht, was er wollte. Seltsamer Zufall hatte es ihm möglich gemacht, den Ruhm davon zu tragen, ein Wisenttödter zu heissen, mit dem Recht etwa wie der Nibelunge Hagen ein Wisenthorn im Wappen zu tragen. Er hatte keine Ausrede falscher Ehre mehr, welche ihn aus Isolden's Armen riss. Es war ihm alles gelungen, ohne in Gefahr zu gerathen. Bis jetzt waren der klugen Isolde Befürchtungen noch nicht zur Wahrheit geworden. Er hätte überlegen können, dass König Salomo sich es nicht gefallen lassen werde, solche Jagd in seinem Gebiet und an seinem Eigenthum zu schauen. Aber es liess ihm keine Ruhe. Er rennt absichtlich in sein Geschick. Er hat den alten grossen Wisent erschlagen, er will auch die Kleinen fangen. Wieder macht er sich auf die Jagd und Isolde fleht vergeblich. Sie schlingt die Arme um seinen Hals, bittend, er möge bleiben, sie habe seinetwegen einen Traum gehabt. Aber er lässt sich nicht halten und begegnet mit einem kleinen Gefolge dem König Salomo, der mit einer grossen Schaar auszieht, Apollonius' Gebäude zu verbrennen. Seine Geleiter entrinnen um der grossen Zahl willen. Iron mag nicht fliehen — so wird er selbst ein gefangenes Wild des Königs. Sein Schwiegersohn Wandilmar war heim geflohen, aber sein Genosse Nordian bleibt treulich bei ihm. Sie werden beide gefesselt und von Salomo in's Gefängniss geworfen. Das war ein trauriges Ende seines Uebermuths.

Aber es war kein grausamer Feind, der ihn gefangen hatte. Die Gefängnisse im Mittelalter waren oft schrecklich genug. König Enzio, der herrliche Sohn Friedrich's II. wurde die letzten Jahre seines Lebens in einem eisernen Käfig aufbewahrt. Herzog Heinrich von Schlesien wurde von seinem

Vetter Konrad von Glogau sechs Monate in einen so engen Käfig eingesperrt, dass er darin weder stehen noch liegen konnte. Erzbischof Siegfried von Köln wurde nach der Schlacht bei Woringen 1288 gefangen und in einen Käfig gesperrt. Dort soll er sieben Jahre, ohne den Harnisch ablegen zu dürfen, eingesperrt gewesen sein. Dafür rächte er sich, als er frei geworden war, liess den mit List gefangenen Adolf von Berg nackt ausziehen, mit Honig bestreichen und in einem eisernen Käfig, den Stichen der Insekten und der Sonne preisgegeben, aushängen.

Nach 13 Monaten gab er ihn los. Der Gefangene starb bald an seinen Leiden.

Wie der christliche Erzbischof, so war König Salomo in unserer Sage allerdings n i c h t.

Als Iron drei Tage im Kerker war, liess er den König Salomo um ein Gespräch bitten; Salomo ging zu ihm in den Kerker zu fragen, was er wolle. „Lass meinen Waidmann Nordian los, dass er zu meinem Weibe gehe und ihr Botschaft bringe", sprach er. Der König, obschon er dem Jarl bemerkte, wie er eigentlich keine Gutthat von ihm verdient habe, that ihm den Gefallen. Iron hatte in den drei Tagen eingesehen, wie recht sein Weib mit ihren Warnungen gehabt hat; auf ihre Liebe und Klugheit hatte er jetzt allein seine Hoffnung gestellt. Sie wusste freilich, dass er gefangen sei, aber nicht, ob er noch lebe und wo er sei. Die Entfernung war gross — Verbindungen des Friedens gab es nicht. Selten kamen Wanderer; es hätte lange gedauert, bis eine Kunde zu Isolde gedrungen wäre; um so mehr eilte Iron sein Weib zu bitten, dass sie Alles aufbiete, ihn auszulösen. Es ist ein feiner Zug der Erzählung, dass Iron nicht an seinen Bruder einen Boten schickt, dass er ihn etwa durch Gewalt befreien solle.

Iron will sich darauf nicht verlassen; allerdings hatte er seinem Bruder früher gedient, aber die Hülfe, die er geleistet, war doch nur ein Vorwand gewesen, um jagen zu können. Er hätte seinem Bruder vorstellen können, als hätte er um seinetwillen die Freiheit verloren — allein er wollte keine Unwahrheit. Iron war das Urbild manches modernen edlen Jägers. Er war leidenschaftlich und in der Leidenschaft rücksichtslos — aber er hatte ein stolzes Herz. Sein Weib sollte ihn auslösen, dazu sei sein Land reich genug, aber bitten wollte er nicht. Es hätte ihm auch nichts genützt; denn Nordian begegnete zwar auf seiner Heimkehr dem Apollonius, wie er mit einem Heere gegen Salomo zog. Aber Apollonius wurde krank und starb und sein Heer löste sich auf.

Isolde aber machte bald Ernst, ihren Gatten zu retten. Sie dachte nicht daran, dass sie ihn doch gewarnt, dass er sie hintan gesetzt und die Jagd auf Wisente der Gemeinschaft mit ihr vorgezogen habe; sie war nicht empfindlich und grollig, sondern dachte an nichts als ihn zu retten.

Treue beweist sich in der Noth. Deutsche Treue hat sich zumal bei Frauen herrlich gezeigt; die ganze Tiefe derselben zeigt sich in der Legende, nach welcher, als man der sächsischen Prinzessin Margarethe als einer Heiligen ein kostbares Grabmal bereitet hatte — ihr Sarg nicht bewegt werden konnte, um hineingelegt zu werden, bis auch ihrem Gemahl dieselbe Ehre erwiesen ward. Was Isolde zu thun unternahm, haben auch Andere versucht. Die Schwestern des Friesen Occo ritten von Friesland nach Neapel in friesischer Tracht, um ihren Bruder aus den Händen der üppigen Königin Johanna auszulösen. Isolde legte eine Schatzung auf ihr ganzes Land, Junge und Alte, und brachte ein grosses Gut zusammen. Sie hatte einen

Wagen voll Gold und Silber und edlem Gut, denn sie wollte auch Salomo zeigen, wie hoch man Iron hielte. An dem Lösegeld erkannte man den Mann. Als Otto von Brandenburg gefangen genommen war (1278), wurde er in eine „Kiste von dicken Bohlen“ gesteckt und dann gegen ein geringes Lösegeld losgelassen. Das nahm er übel. „Ihr hättet mich“, sprach er, „gewappnet auf ein Ross setzen und mit Gold und Silber so weit überschütten lassen sollen, als die Lanze reicht, das wäre ein Lösegeld gewesen, das meiner würdig ist.“ Isolde hätte mit der Fülle ihres Geldes so thun können — aber sie traute doch dieser Lösung nicht allein, sondern sie zog erst zum König Attila nach Susat (Soest) und bat ihn um Empfehlungsbriefe. Attila sollte ihr ein Schreiben an König Salomo geben, Iron loszulassen, da die beiden Könige gute Freunde seien.

Allerdings scheint sich dabei ein Schattenbild aus der Geschichte zu offenbaren, aber wie in den Gesichten der Fata morgana verkehrt. Die Sage hat die geographische Lage gerade umgekehrt. Sonst wohnte, wie wir aus dem Gedichte der Nibelungen wissen, Attila mit den Hunnen in Ungarn, sein Hauptsitz war Gran; „Ezelen sie funden in seiner stat ze Gran“ heisst es im Epos. In Gran wohnten auch die ältesten ungarischen Herrscher. Stephan, der Heilige, war da geboren. Dagegen wohnten die Franken mit Gunther an dem Rhein. Hier in der Ironsage ist die Geschichte umgekehrt. Attila wohnt im Westen, seine Hauptstadt ist Susat (Soest), aber es ist dieser Attila nicht mehr der wirkliche Hunnenetzel. Es ist vielmehr Attila wie Ottila zu nehmen; es spiegelt sich in dem Namen die Macht der deutschen Kaiser aus der Ottonen Zeit. Die Sage bezeichnet mit Otto (Otnit) jeden deutschen König und wie in der Verwechslung mit dem

alten Etzel werden auch die Hunnen nach dem Westen übertragen. Waren die Hunnen im Westen, so kamen die Franken in die entgegengesetzte Richtung. Es wohnte jetzt Salomo, König der Franken, da, wo früher Attila wohnte. Auch hier zeigt sich ein Schatten der wirklichen Geschichte. Es gab einen König Salomo von Ungarn, und zwar der Sohn Andreas I., Vetter vom h. Stephan; er war mit der Tochter Heinrich's III. von Deutschland vermählt und kam nur durch deutschen Einfluss auf den Thron. Es gab zwischen Ungarn und Deutschland damals befreundete Verhältnisse, obschon sich im Lande selbst die deutschen und nationalen Parteien bekämpften. Salomo ist in der Sage eben nur der Typus eines mächtigen Königs, der auf Attila's Frieden und Freundschaft Werth legte.

Es waren keine geringen Strapazen, denen sich die edle Isolde unterwarf. Erst kam die Verhandlung mit ihrem eigenen Lande. Das Land hatte, wie sie selbst, immer die Abwesenheit ihres Jarl trübselig empfunden. Iron hatte leider nicht gehandelt, wie man Ludwig XIII. zuschreibt, gethan zu haben, der, als man ihn zu einer herrlichen Jagd, die er liebte, einlud, antwortete: „er jage nur, wenn es die Geschäfte seines Landes erlaubten. Kaiser Wilhelm ging auch nicht auf die Jagd, als die Schlacht von Königgrätz tobte.

Isolde musste dann zu Attila — und von da erst zu König Salomo fahren, weite, traurige Wege, nicht ohne Gefahr — und in Wehmuth, ob es ihr gelingen möge. Ihr Traum war in Erfüllung gegangen, den sie träumte, als Iron sie verliess. Wird ihre Hoffnung nun eine gütige Lösung erlangen! Ihre Hoffnung wurde nicht zu Schanden.

Salomo war kein harter Mann und sein Weib war edel. In jenen Tagen etwa, in welchen die Sagensammlung entstand,

war ein deutscher Kaiser nicht von der Gesinnung Salomo's. Als die Wittwe Kaiser Adolfs von Nassau den siegreichen Albrecht um Wiedergabe ihres Sohnes bat, stiess er sie grausam zurück. Die Gemahlin Albrecht's unterstützte sie nicht in ihren Bitten; da schied sie mit dem Wunsche, Gott möge ihr ähnliches Leid nicht gewähren. Aber es kam über die harte Kaiserin noch schrecklicher, wie über die Bittende. So ging es an Salomo's Hof nicht zu. Es ist in der That eine herrliche Scene, da Isolde zu König Salomo kommt. Freundlich nimmt er sie auf, denn edel erscheint ihr Thun, berühmt war ihre Klugheit und Treue. Er liess sie neben sich und seiner Gattin sitzen, aber sie hat keine Geduld zu warten mit ihrer Bitte; zu geniessen und Ehre zu empfangen ist sie nicht gekommen. Sie fiel vor Salomo auf die Knie und sprach von dem weiten Wege, den sie mit grossem Harme gemacht; aber er wollte sie nicht reuen, wenn sie erlange, was ihres Herzens Wunsch ist.

Sie bringe viel Gold und Silber, Purpur und Perlen, gute Rosse und Rüstwagen, und gebe alles in seine Gewalt — aber ihren Gatten, den Jarl Iron, sollte er ihr herausgeben, den er gefangen hielte. Er möge es als Busse annehmen für das, was Iron ihm gethan; er möge denken, dass lieber als alle Schätze ihr die Vereinigung mit ihrem Gatten sei, dass, wenn ihm Verluste zugefügt seien, sie noch mehr verloren habe. Der König habe noch Thiere genug in seinem Walde, sie aber hätte nur den einzigen Gatten. Es sei ja einmal eine Leidenschaft unter den Männern, zu jagen — und es sei die Sache der Frauen, ihre Gatten zu warnen — aber doch immer zu lieben. Er möge nicht blos an seine Rache, sondern an ihren Schmerz gedenken. So etwa sprach sie; der König hörte sie freundlich an und sprach: „Wahrlich, du bist eine edle Frau;

nimm nur wieder mit dir all' dein Gold und Silber und deine Kleinode, aber Jarl Iron hat in meinem Reiche so manches Böse gethan und mir zur Schmach, dass er dessen nun wohl entgelten mag und schwerlich kann ich ihn sogleich losgeben und hinwegfahren lassen." Aber diese Verweigerung war nicht ganz ernst gemeint. Er redete nur, dass er ihn sogleich nicht losgeben könne. Er wurde schon anderen Sinnes, als seine eigene Königin aufstand, ihre beiden Hände um seinen Hals legte, ihn küsste und sprach: „Mein lieber Herr! Zu uns ist diese treffliche Frau Isolde gekommen — weinend liegt sie zu deinen Knien — bittet dich für ihren Gatten, und du schlägst es ihr ab; ach, so gewähre mir nun und ihr zugleich die Bitte, zumal auch nach der Botschaft unseres lieben Freundes, des Königs Attila.

Man muss beachten, dass Isolde in ihrer Bitte nichts von Attila gesagt hat; es sollte in ihrem Munde nichts wie eine, wenn auch noch so leise Drohung klingen. Iron war ja Attila's Unterthan. Er hatte ihn nach Brandenburg gesandt.

Aber die Gattin kann es; sie darf mit ihrer eigenen Bitte den Namen Attila's verbinden, der doch Salomo um Befreiung Iron's angegangen habe; sie darf leise erinnern, dass es Gefahren herbeiführen könnte. wenn Attila es übel nehme, dass Iron nicht befreit würde. Die Thatsache der Ankunft Isolden's war ja eine ungewöhnliche. Es würde Unmuth erwecken, wenn Salomo nicht grossmüthig wäre und ihr wie der Isolde — beiden zugleich liebenden Gattinnen — harten Bescheid gäbe; sie fühlte nach, was Isolde selbst gelitten; er möge und müsse die Bitte gewähren. Es ist reizend, die Frauen der beiden Feinde so im Bunde zu sehen und zwar für die Liebe. Aber Salomo's Gattin fuhlt mit dem Herzen Isolden's. Sie kann nachempfinden, wie jener zu Muth ist; es ist der Bund

des Leidens, den die Frauen schliessen gegen der Männer Leidenschaft. Salomo war nicht hartherzig, er konnte nicht widerstehen. Er befahl, man möge Iron zu ihm bringen. Und da er kam, sprach er zu Isolde: „Sieh, da hast du Jarl Iron, deinen Gatten; wir wollen ihn mit euch zurücksenden zu seinem Herrn, dem König Attila; wir wollen ihn losgeben wegen dessen Botschaft und eurer Trefflichkeit.“ Und als nun Isolde aufstand und vor den Augen der Andern ihren Gatten umschlang und küsste, da war Rührung und Freude bei Allen. Welche ergreifenden Empfindungen müssen in Iron's Seele sich erhoben haben! Alle die Demüthigung, die er ertragen muss, wenn Salomo bei all' seiner Grossmuth ihn doch seinem Herrn Attila „zurückzuschicken“ sich bereit erklärt — und ihm damit den Hochmuth verweist, mit welchem Iron sich ihm gleichgestellt, — hätte er erspart, wenn er den Bitten derselben Gattin gefolgt wäre, die nun ihn vom Feinde losgebeten hat. Salomo hat sich eher von ihr erweichen lassen, als er selbst in seiner Leidenschaft. Der feindliche König hat auf die eigene Gattin in ihrer Bitte für den trotzigen Feind mehr gehört, als er selbst auf Isolde in ihrer Bitte für sich und ihn selbst. Freilich, dass es Liebe war, die ihn rettete, nahm der Demüthigung den spitzen Stachel. Liebe ist ein Balsam, der auch solche Wunden heilt.

Am andern Morgen wurde alles gesetzlich erledigt. Iron musste mit zwölf Rittern Urfehde beschwören, dass er nicht mehr im Lande Salomo's heeren wolle, noch ihm Rache nachtrage, dafür, dass er in Gefangenschaft gehalten worden sei.

Das geschah. Iron zog mit seiner Gattin in Freuden heim, aber zuerst zu Attila, zu dem ihn Salomo sandte, um zu offenbaren, dass er ihn seinetwegen freigelassen habe. Iron fragte ihn, ob er nicht durch die Conflicte mit Salomo sein

Vertrauen verloren habe und was er wünsche, dass er thun solle. Attila sagte, er möge heimkehren in seine alte Würde. Dafür war ihm Iron dankbar. Nun kamen sie in Glück nach Brandenburg heim. Er blieb nun still in seinem Land. So lange Isolde lebte, fiel er nicht mehr in die alte Leidenschaft. Da ward die edle Gattin krank und starb. Mit ihr wich der gute Geist von Iron's Seite.

## IV.

Attila (wie ein deutscher König) fuhr gen Süden nach Rom. Die Sage mischt sich nun wieder in die alte Heldenerzählung von Ermenrich und Theodorich ein; sie hängt sich an den Namen Attila's an. Auf dieser Fahrt folgte Iron von Brandenburg wie ein Lehensmann nach.

Damit beginnt der letzte Act des Lebens und Streitens unseres Helden. Der Schmerz um Isolde war verschwunden; die alte bittere Erfahrung war vergessen, seine Kraft und Schönheit war wie zuvor — aber auch seine Leidenschaft. Er war mit Attila an den Hof des Herzogs von Fritila, des Aki, mit dem Zunamen Aurlungatrausti (Harlungatrausti), gekommen. Dieser nahm sie glänzend auf, gab ihnen ein prächtiges Fest; am Abend tranken sie Wein und Aki's Gattin Bolfriane, die schönste aller Frauen, schenkte ein.

Und sie sah mehr als recht war auf den edlen Gast, der mit Attila gekommen war, auf seine ritterliche Gestalt, sein langes und schönes Haar wie geschlagenes Gold, seine weisse Haut, sein lichtes und durchaus schönes Antlitz; helle Augen hatte er und weisse Hände und Niemand war ihm an Schönheit gleich. Sie sah ihn oft und anlächelnd an — und er sah sie an, er vergass das Trinken über ihr Anschaun; er wurde von brennendem Verlangen nach ihr ergriffen. Während die

Andern trunken waren vom Wein, wurden die Beiden es von Liebe; sie gestanden einander, was sie fühlten. Er gab ihr den liebeerweckenden goldenen Ring, welchen Apollonius seiner Gattin gegeben. Iron vergass abermals, dass er nach dem Besitz eines Andern jagte.

Sie sehen sich noch einmal, als Attila und Iron wieder heimfuhren aus Italien und wieder bei Aki eingekehrt waren; sie gelobten einander ewige Minne, ob sie nochmals zusammen kämen oder nicht. Iron kam wieder nach Brandenburg und jagte wie zuvor.

Aber plötzlich brach er zu einer grossen Jagd auf; Nordian, sein treuer Gefährte, mit ihm. Und er wendete plötzlich den Weg, ritt immer tiefer und tiefer, bis er in das Land Aki's, in die Nähe der Burg Fritila kam, wo Bolfriane weilte. Bei der Gelegenheit hörte er, dass Aki nach Rom zum Gastmahl reisen würde. In Folge dessen sandte er einen Ritter mit einem Brieflein an Bolfriane, dass er bei Aki's Weggang mit ihr zusammen kommen werde. Der Ritter verkleidete sich als Spielmann — kam in die Burg und fand im Saale ein grosses Trinkgelag. Er suchte eine Gelegenheit, ihr zu nahen, gab ihr das verabredete Zeichen und den Brief. Sie steckte den Brief schnell in die Tasche und liess Iron sagen, er möge in der Nachtzeit, wenn Aki fort sei, in die Stadt einreiten. Sie glaubten, dies alles heimlich gethan zu haben — aber Aki hatte gesehen, dass Bolfriane etwas in die Tasche steckte, doch er schwieg. Bald jedoch liess er Bolfriane neben sich sitzen, schenkte ihr ein, nöthigte sie zum Trinken. Da ward sie berauscht und schlief. Aki aber, als er mit ihr allein war, schloss die Thür, nahm den Säckel und sah, was hineingesteckt worden war, nämlich den Brief, worinnen Iron also an sie schrieb: „Iron Jarl von Brandenburg

sendet Gruss Bolfrianen, seiner Geliebten. Er ist in den Wald gekommen, der nicht weit von hier ist. Wenn Aki morgen aus seinem Reiche reitet, wollen wir uns Abends in dem Walde treffen, welcher bei der Burg ist; er will da einige Zeit mit euch verweilen. Im Fall aber, dass Herzog Aki mit seinem Fortreiten länger zögert, so gieb mir Nachricht durch den, welchem du trauest und ich will dann darauf warten."

Aki las, faltete den Brief wieder zusammen, that ihn wieder in die Tasche, legte sich zu Bett und schlief.

Am andern Morgen schlief er lange, ging dann zu Bolfriane, weckte sie auf, that freundlich mit ihr und sagte, er wolle Abschied nehmen, er müsse nach Rom ziehen. Er ritt hinweg nach dem Süden zu — aber gegen Abend sprach er: er müsse umkehren, König Thidrek werde nach Fritila kommen und es passe nicht, dass er nicht zu Hause seiner warte. Er kehrt um, es war nach Sonnenuntergang, als er wieder in der Nähe des Waldes war. Da sah man einen Ritter daher reiten, zwei Hunde rannten vor ihm her, ein Habicht ruhte auf seiner linken Hand, ein glänzendes Schild trug die Abzeichen von Habicht und Hund. Es war eben Iron von Brandenburg, der Jäger.

Aki gab seinen Rittern das Zeichen zum Angriff. Iron sah bald, wen er vor sich hatte. Aki war der grösste Kämpe und Berserker der Zeit; es kam zu einem mächtigen Zweikampf. Iron hatte gute Waffen, aber ein schlecht Gewissen; er stritt tapfer, aber er unterlag — todt stürzte er zur Erde. Aki fuhr hinweg und liess ihn liegen.

Am andern Morgen kam Thidrek von Bern mit seinen Mannen, darunter Widga und Heimir (Wittich und Heime), des Weges; da fanden sie einen todten Mann; bei ihm stand ein Ross mit einem Rittersattel, aber es schlug um sich und

wollte sich nicht greifen lassen. Die Hunde wichen nicht von dem Leichnam und knurrten und heulten; zwei Habichte sassen auf dem Baume und schrieen laut. (So waren seine treuen Hunde nicht von der Leiche des erschlagenen Florens V. von Holland gewichen und starben bei ihm.) Thidrek vermuthete aus diesem seltsamen Ereigniss einen bedeutenden Mann, dem seine Thiere so treu geblieben seien und erkannte, als sie ihn aufhoben, Iron von Brandenburg. Darüber klagten sie alle sehr; Thidrek pries ihn als vortrefflichen Helden und grossen Häuptling und sprach: „Wer ihn auch erschlagen habe — wir wollen ihn begraben." Da gaben sie ihm ein stattliches Grab, legten ihn mit seinen Waffen hinein und machten aus Stein und Holz ein Grabmal, dass man erkennen möge, wer darin liege.

Und noch während sie schaufelten und arbeiteten, kam Herzog Aki und begrüsste sie. Da fragte Thidrek: ob er wisse, wer Jarl von Brandenburg erschlagen habe. „Ich", sagte Aki, „mit meinen Mannen." „Aber", sagte Thidrek, „wie kamst du dazu, einen so trefflichen Helden zu erschlagen." „Wie?" antwortete er. „Er wollte in dem Walde ein zweifüssiges Thier jagen, mit schöner List und Kunst und schlauer Berathung ihrer Beider, wider meinen Willen." Da schwieg Thidrek und sie ritten zusammen nach Rom.

Iron war, als er in den Wald zu der Begegnung mit Bolfriane geritten war, allein gewesen; Nordian und seine Ritter hatten auf ihn warten sollen. Da er nicht wieder kam, ritten sie endlich ihm nach; da fanden sie das Grabmal und erkannten ihren Herrn. Da stand noch das Ross, das nicht weichen wollte; die Hunde heulten über dem Grabe, die Habichte sassen auf dem Baume. Da nahmen sie alle mit sich — denn den Nordian kannten die Thiere als Genossen ihres Herrn, —

erkundeten, wer ihn erschlagen habe; dann zogen sie heim zu König Attila, es ihm zu melden. Der setzte einen andern Jarl über Brandenburg.

Das tragische Ende Iron's ist ungemein dramatisch geschildert. Er fällt durch dieselbe Leidenschaft, die ihm schon einmal trübe Erfahrung bereitet. Das Ende contrastirt mit dem Anfang. Er verweigert das seiner rechtmässigen Gattin — was er jetzt auf fremdem Gehege sucht. Isolde will sein „zweifüssiges Wild" sein und er verlässt sie um der Wisente willen; jetzt verlässt er seine Jagd um eines zweifüssigen Wildes wegen, das ihm nicht gehört. Isolde warnt ihn, er möge nicht auf fremdem Gebiete jagen, sonst werde er Leid erfahren, aber er hört sie nicht und wird gefangen. Jetzt warnt ihn Niemand. Dort gelingt es der Liebe, der rechtmässigen, ihn zu retten. Hier ist es die Leidenschaft, die ihn verdirbt. Er hat nichts gelernt und nichts vergessen. Die Lust zu haben, was ihm gelüstet, beherrschte ihn bis zuletzt. Daran ging der stattliche Held unter. Sein Wappen ist der Habicht und Hund, die Jägerthiere; — der Habicht ist der eigentliche deutsche Jagdvogel — und seine Begier ist sprichwörtlich; es ist eben der *accipiter*, welcher zu rauben (capio) bereit ist. Aehnlich ist die Lust des Jägers Iron, die sein Verderben ward. Die treue Isolde hat er verlassen — aber als sie lebte, rettete sie ihn; der untreuen Bolfriane wendet er sich zu — und er geht unter. Die Sage der Hellenen von dem Aktaeon, dem grossen Jäger, der nicht blos Thiere, sondern Diana, die Jagdgöttin selbst, jagen wollte, ist nicht parallel, denn Bolfriane, nach deren Genuss Iron trachtete, war eine untreue Frau, während Artemis die keusche Jungfrau war. Aber nach Aktaeons Tode heulen die Hunde ihm nach, wie an Iron's Grab. Sie sind ihm treu geblieben.

Die Historie von Iron's Schicksal hat allerdings viel Aehnlichkeit mit östlichen und westlichen Sagen, welche die Rache eines beleidigten Ehemannes darstellen; sie ist wahrscheinlich eine ihrer Quellen, aber ist grandioser und klarer als alle.

In der türkischen Erzählung von den vierzig Vezieren erzählt der Neununddreissigste von einem Vornehmen, der einen Kaufmann als Gast bei sich hatte. Am Abend bei der Mahlzeit sah dieser in einem Winkel eine schöne Frau mit einem Hunde zusammen essen. Auf seine Frage erfuhr er, dass dies die Gattin des Mannes sei; sie habe sich mit einem Sclaven in eine Liebschaft eingelassen und sei dabei ertappt worden. Nur durch die Hülfe des Hundes sei die Ueberwältigung des Verführers möglich gewesen, darum müsse die Frau zur Strafe täglich mit dem Hunde essen. Eine ähnliche Historie persischen Ursprungs war dem Herrn von Haxthausen mitgetheilt worden. Auch da kommt ein Hund vor, der mit der Frau speisen muss, aber seltsamer Art wird, wie das oft in orientalischen Märchen wiederkehrt, der Verführer und Geliebte als ein hässlicher Sclave geschildert, wodurch die widersinnige Leidenschaft noch stärker hervortreten soll. Auch darin zeigt der Orient ein sonderbar Widerspiel gegen die europäische Sage. Iron wird als der schönste Ritter mit seinen Goldhaaren und weissen Händen geschildert. Anders klingt schon die Erzählung in der Sagensammlung der „Thaten der Römer" (Gesta Romanorum). Ein Kaufmann ist zu einem Fürsten eingeladen. Wie glücklich scheint er zu sein! Er hat ein herrliches Haus und eine schöne Frau. Da sieht er bei Tisch, während Allen auf silbernen Schüsseln servirt wird, der Frau allein auf einem Todtenkopf die Speisen anbieten. Als er später um die Erklärung bittet, sagt ihm der Fürst, dass der

Todtenkopf einmal einem edlen Herzog angehört habe, der seine Frau verführt hätte. Als er sie zusammen traf, schlug er dem Verführer den Kopf ab; seine Frau liess er leben, aber sie musste täglich durch den Todtenkopf sich an ihre Sünde erinnern lassen.

Allerdings wird der Fürst auch als ein grosser Jäger geschildert und eben auf der Jagd hat er den Kaufmann kennen gelernt. Vicente Espinel, der eine ähnliche Thatsache mittheilt (in dem von Tieck übersetzten Leben des Escudero Marco Obregon), schildert den Ritter, aber den Beleidigten auch als Jäger mit dem Falken auf der Hand; es kommen Hunde vor, die der Frau Hände und Antlitz lecken und ihr treu sind, und der Geliebte wird gleichfalls als dumm und hässlich dargestellt.

Es sieht wie eine gerade Umkehr von Iron's Sage aus. In ihr ist der Verführer schön; Aki ist alt und wie ein Berserker roh und wild: seine Weise sich zu rächen hat etwas dämonisches und höhnisches.

Es treten daher viel näher die sentimentalen Erzählungen der Troubadours, welche viel besprochen worden sind. Berühmt ist namentlich die Sage von Guillem von Cabestaing. Raimund von Roussillon hat eine liebliche Gattin Margarida. Diese fasst eine Liebe zu dem schönen Ritter Guillem von Cabestaing, der ein Freund ihres Mannes, auf seinem Schlosse dient. Sie findet Gegenliebe. Guillem liebt die Jagd und ist ein Troubadour; er besingt seine Herrin. Als Raimund eifersüchtig wird, sucht die Schwester Margarida's ihn zu beschwichtigen, aber ein Lied Guillem's bringt ihn auf; er lässt Guillem vor das Thor fordern, überfällt ihn und schlägt ihm den Kopf ab; dann reisst er ihm das Herz aus dem Leibe, lässt es rösten und setzt es der Margarida vor. Als diese

es unwissentlich gegessen und er ihr nun das Haupt des Geliebten zeigt, spricht sie: so soll mir denn keine andere Speise mehr den Geschmack verderben, den Guillem's Herz zurückgelassen. Raimund stürzt auf sie mit dem Schwert. Sie wirft sich vom Balkon herab und stirbt.

Nicht ganz ähnlich ist die Sage vom Ritter von Coucy, der als Ritter im Kreuzzug, da er sterben muss, der Dame von Fayel, die er lange liebt, sein Herz sendet. Es fällt in die Hände des eifersüchtigen Gatten, der ähnlich damit wie Raimund verfährt. Zwischen Guillem und Margarida hatte ein Liebesverhältniss bestanden, zwischen den Andern nicht. Der Herr von Coucy reisst sich sterbend selbst das Herz heraus. Raimund thut es an dem Gemordeten. Der Ritter von Coucy ist in der Ferne, Guillem in der Nähe umgekommen. An Aki's dämonischer Tücke und Freundlichkeit gegen Bolfriane, obschon er ihr Geheimniss weiss, erinnert die Tücke der beiden Ritter, mit der sie das Herz zu essen geben, wie Uhland dichtet:

„Dann mit Blumen reich bestecket
Bringt man es auf goldner Schale,
Als der Ritter von Fayel
Mit der Dame sitzt am Mahle.
Zierlich reicht er es der Schönen
Sprechend mit verliebtem Scherze:
Was ich immer mag erjagen,
Euch gehört davon das Herze.

Die von Boccacio erzählte Geschichte, in welcher der Ritter, welcher erschlagen wird, Wilhelm Guardastagno heisst, ist völlig, wenn auch etwas kürzer erzählt dieselbe, wie die von Guillem Cabestaing. Es ist auch derselbe Name; man hat allerdings noch nicht bemerkt, dass Cabestaing aus dem

lateinischen *cavere* (hüten) gebildet ist und Gardastagno nur die Uebersetzung davon ist, da *garde* dasselbe bedeutet. Der Name scheint auf den ritterlichen Gebrauch hinzugehen, den die Stange bei den Zweikämpfen hatte; diese wurden durch das Vorstrecken einer solchen geschieden. Man sagte wohl „der Stangen begehren", d. h, man wolle den Kampf aufgeben und sich für überwunden erklären. Das altdeutsche *stanga* ist in das italienische *stango*, in das französische *stangue* (*étangues*) übergegangen. Cabestaing heisst etwa: Hüte dich vor den Stangen, vor der Niederlage.

In der modernen literarischen Forschung ist zwar mancherlei Notiz über diese Erzählungen gesammelt worden, aber an einen Vergleich mit der Geschichte von Iron und Bolfriane hat Niemand gedacht — und doch hätte die deutsche Version des provencalischen Romans, die Dichtung vom Brennberger am ersten dahin führen sollen. Es wird in Volksliedern und fliegenden Blättern von dem Ritter Brennberger erzählt, dass er vor einer schönen Frau gesungen hätte; als der Gemahl derselben das bemerkt hat, liess er den Ritter fangen und ihm den Kopf abschlagen. Das Herz giebt er ihr zu essen. Als die Frau erfährt, was sie gethan, tödtet sie sich durch Hunger. Sie war, wie die Dame von Fayel, nie untreu gewesen. Da tödtet sich der Herr aus Verzweiflung selbst.

Die Sage hat mit dem wirklichen Sänger Reinmar von Brennberg so wenig zu thun, wie das Lied vom Tannhäuser mit dem gleichnamigen Dichter. Nun, der Name Brennberger ist belehrend genug.

An sich ist eine geschichtliche Thatsache der Erzählung vom Iron noch weit näher als die erwähnten Dichtungen. Ein Mann wie Aki in unserer Sage, war Herzog Ludwig von Baiern,

der am 2. August 1254 Maria von Brabant geheirathet hatte. Es war dies eine edle, tugendhafte Frau. Ein schöner und edler Ritter, Rucho von Ottlingen, spielt oft mit ihr Schach und kommt ihr nahe, ohne dass sie sich eine Blösse giebt, da sie ihren Gatten lieb hat. Rucho hat sie gebeten, ihn zu duzen, wie einen ihrer Diener. Sie hatte das verweigert. Da zieht ihr Gemahl in's Feld und die Herzogin schreibt ihm, er möge sich doch so viel Gefahren nicht aussetzen. Zugleich aber schreibt sie an Rucho, sie wolle ihm die Bitte gewähren, um die er sie angegangen, wenn er ihren Gemahl dazu bringe, das Feld zu verlassen.

Beide Briefe werden verwechselt. Der an Rucho kommt an Ludwig, welcher, wie man sagt, durch Neider und Verräther aufgeregt, in den heftigsten Argwohn gerieth, den Boten niederstiess. In seiner Wuth hörte er auf keine Einrede. Maria, die Gattin, liess er enthaupten, ein Hoffräulein liess er von der Mauer stürzen, einer Andern stiess er das Messer in die Brust. Es war wunderbarer Weise ein Fräulein Eilika von Brennberg.

Ludwig war offenbar schlimmer als Aki, nur nicht so dämonisch. Der Berserker von Fritila hat zwar Iron getödtet, aber seine Gattin liess er leben. Sie hat sich, wie die Sage geht, nach dem Tode Aki's wieder vermählt. Brennberger heisst der Ritter in den Volksliedern, die von ihm handeln. Der eigentliche Brennberger ist Iron selbst, nämlich der Brandenburger. Schon in den ältesten Urkunden wird Brandenburg Brennaburg genannt (bei Widukind). Diese Namensbildung hat die Veranlassung gegeben, sagenhaft an den alten Keltenführer Brennus zu denken. Die Einwohner der Mark hiessen Brennen, wie noch die Dichter des vorigen Jahrhunderts statt von Preussen und Märkern vom Volk der

Brennen redeten. Ein Namenerklärer des 16. Jahrhunderts sagt: Brennburg, was heutzutage an allen Höfen falsch ausgesprochen wird Brandenburg; denn die Einwohner der Stadt selbst in der Mark nennen die Stadt Brennburg. Dass der Name Brandenburg in der That ein deutscher ist, kann kein Zweifel sein. Mit Brand als „Neubruch, Schwende" sind in ganz Deutschland Ortsnamen zusammengesetzt. Aus der Schweiz sagt Meyer: Brand, Brandlen dient zur Bezeichnung einer Ortschaft, die durch Feuer gereutet und nützliches Erdreich geworden ist. Dasselbe findet statt in Waldeck, ebenso in Hessen; zumal auch Berge werden so genannt, die gereutet werden, um für Burgen Platz zu machen, so Schorebranth (Schur, Abtrieb des gewonnenen Holzes). In Nassau kommen Ortsnamen, wie Brandberg, Brandbusch, Brandmorgen, Brandholz vor. In Schwaben giebt es Waldnamen, wie Brandenburger, Brandlewasen; desgleichen in Sachsen, in der Lausitz und der Berg Brennenberg oder Prennenberg bei Regensburg, aus der der Minnesänger Reinmann stammt, hat dieselbe Erklärung. Deshalb haben auch die Slaven die Stadt Brandenburg Schorelitz (sgorcelitza) genannt, was dasselbe bedeutet und sich noch in „Görlitz" wieder findet. Eben weil die Slaven die Stadt Schorelitz nannten, sollte man nicht auf die Hypothese zurückkommen, nach welcher Brandenburg aus Slavisch *Branni* (Schutz) und *bor* (Wald) sich herleiten sollte, als auf Schutz des Waldes, was keinen klaren Sinn giebt, denn man beschützte nicht den Wald, man wurde durch den Wald beschützt.

Iron von Brandenburg ist daher der eigentliche Brennburger, der durch Aki erschlagen wird. Aki und Iron stehen sich einander gegenüber wie der Verführer und der Rächer;

der eine fällt in die Leidenschaft, der andere warnt. Daher ist auch Aki in der Weiterbildung der Sage der treue Eckehard geworden — und Iron ist das Bild der unersättlichen Jagdlust, — der wilde Jäger selbst, der ruhelos durch die mächtigen Wälder stürmt. Sie setzen beide noch ihr Thun im andern Leben fort. Aki zieht dem wilden Jäger voran und lehrt die Schrecken der Jagd, die hinter ihm tobt, ebenso wie er am Venusberg sitzt und die Leute warnt, sie sollen nicht in den Berg gehen. Der wilde Jäger hat an vielen Orten die Namen des Berners getragen. Man verband dies mit Thidrek von Bern, weil dieser der bekannte Sagenheld war — aber Thidrek's Gestalt trägt nicht die Maske der Jägerleidenschaft. Der Berner ist kein Anderer als Iron der Brennberger, der Brenner, was als Berner nach niedersächsischer Lautverschiebung ausgesprochen wird. Der alte Ausleger des Tacitus nannte den Brennus, welcher Rom erzittern liess, Berno. Man sagte bernen statt brennen, Bernholt statt Brennholt, Bernburg statt Brennburg. Aus Iron dem Brandenburger wurde der Berner, der Jäger, der auch als Bernhard vorkommt, wie man ihn im Harze zu nennen pflegte. Auch unter dem Namen Bärens kommt er vor. Wenn Fichte erzählt, man habe in seiner Jugend Ruprecht, das Schreckgespenst von Weihnachten Dietrich von Bern genannt, so beweist dies, dass auch in der Lausitz der Name des Berner, als der eines unheimlichen Gespenstes bekannt war. Aki als Eckehard zog einher, um die Leute vor dem sündhaften Thun Iron's, der zweifüssige Thiere im Gehege des Fremden gejagt hat, zu warnen.

Auch die Stellung, welche die Sage dem Aki am Hofe des Königs Ermenrich giebt, hat denselben Charakter, wie die, welche er gegen den Jarl von Brandenburg einnimmt.

Er ist auch dort ein Warner und Rächer. König Ermenrich hatte sich am Weibe Sibich's vergriffen; dieser wusste sich nicht besser zu rächen, als dass er die eigenen Verwandten, die Harlungen, beim Könige verleumdete. Der liess sie tödten. Vor dieser Gräuelthat hatte ihn Aki (Fritila) gewarnt, zuletzt soll Aki den Ermenrich getödtet haben. Aki wird der Aurlungentrausti (Pfleger!) genannt. Die Aurlungen sind aber dieselben wie die Harlungen. Die Erklärung des Namens ist bisher dunkel geblieben. Aber ich sehe in Aurlung nur ein Eorlung. Eorl ist das altsächsische und angelsächsische Wort für nordisch Jarl. Die Bedeutung des Wortes (englisch earl) ist der Edele, der Graf. Die Harlungen waren die Nächststehenden am Hofe Ermenrich's. Es waren die Edlen, die Vornehmen, die Jarle, welche Ermenrich tödten liess.

Die Sage von dem Morde der Harlungen war im Mittelalter weit und breit im Volke bekannt. Fulko, der Erzbischo von Rheims, wendet sich (893) an König Arnulf mit der Bitte, dass er gegen seinen Vetter, den König Carl den Einfältigen in Frankreich, der seine Hülfe brauche, nicht handeln möge, wie Ermenrich gegen sein Geschlecht gehandelt habe, verleitet durch einen bösen Rathgeber, was in „deutschen Büchern" erzählt werde.

In Quedlinburger Annalen wird sie gleichfalls erwähnt.

Eine Klosterschrift von Pegau, welche die Herkunft des Grafen Wipert von Groitzsch behandelt, hat die merkwürdige Nachricht von einem Herlibo, Vater und Sohn. Der Vater wird der Bruder des Ermenrich genannt und hei st Herlibo von Brandenburg. Er habe drei Söhne, Emelrich, Vridelo und Herlibo gehabt, „welche die Harlungen heissen".

Mit dieser Nachricht hängt offenbar zusammen, dass es bei Leissnig in Meissen einen Harlungerberg gegeben hat.

Denn wie Herlibo ein Vorfahr des Wipert von Groitzsch, so gehörte dieser Harlungerberg mit Leissnig zum Besitzthum dieses Fürsten. In dem Namen Herlibo ist auf den Namen Harlung schon angespielt und es ist kein Zweifel daran, dass da er ein Brandenburger genannt wird, auf die Persönlichkeit des Jarl von Brandenburg hingedeutet wird.

Nun giebt es in Brandenburg selbst einen Harlungerberg, der unter diesem Namen schon 1166 erwähnt wird, weil die Marienkirche auf ihm lag. Die zweitälteste Urkunde ist von 1173. Im Namen spricht sich eine doppelte sagenhafte Erinnerung aus, einmal an den Jarl von Brandenburg und an die Geschichte der Harlungen, die mit einander vermischt werden, wie die Sage von Aki (Eckehard) beiden angehört. Da die Erzählung von dem Morde der Harlunge volksthümlicher war, so überwog sie die Erinnerung an den Jarl von Brandenburg. Möglich, dass der Berg ursprünglich wirklich Jarlsberg oder Herrenberg geheissen habe.

Jedenfalls ist durch diese Zusammenstellung klar geworden, dass der Eorl (Jarl von Brandenburg) sprachlich und sagenhaft, neben den Eorlungen oder Harlungen eben so steht, wie Aki, der Mörder Iron's und Warner vor seinem Schicksal zu Aki dem Pfleger der Harlungen und Mörder Ermenrich's und Warner vor dessen Sünde und Strafe.

Als solcher Eorl und unter diesem Namen ist Iron als wilder Jäger in der Tradition des Volkes gewesen, zumal in der celtisch-romanischen Welt (England und Frankreich), während er als Berner und Brennberger in der deutschen Sage gelebt hat. Hiernach empfängt der bisher räthselhafte Name des Jägers Herla seine Erklärung.

V.

Walter Map erzählt eine wunderbare Geschichte von einem Könige der Briten, welcher Herla hiess. Nach einem Abenteuer mit einem Zwerge, von dem er mit Pferden, Hunden und Falken, wie mit Allem, was zur Jagd gehört, beschenkt worden ist, muss er in ewiger Irre mit seinem Jagdgesinde wüthende Umfahrten rast- und ruhelos machen. „Wie wir“, sagt der humoristische Erzähler, „im Hof König Heinrich II. von England herumziehen mit Wagen und Rossen, mit Schüsseln und Körben, mit Falken und Hunden, Männern und Frauen, so auch das Herlething“ (das ist Herla's Gesinde). Er erzählt ferner, dass der wilde Jäger Herla zur Zeit des genannten Königs Heinrich erschienen sei; man habe mit Gewalt aus dem schweigsamen Heer, in welchem man manche, die man todt wusste, als lebend sah, eine Antwort erzwingen wollen, aber da habe es sich hoch in die Lüfte erhoben. Auch wolle man es dann im Flusse Wye in Herefordshire untergehen gesehen haben; sicher habe es sich nicht mehr blicken lassen. Es ist der wilde Herla kein anderer, als der Earl, Eorl, Jarl Iron, welcher als Jäger keine Rast und Ruhe hat.

Es ist derselbe, der in Frankreich als *maisnie* (maison) Hellequin, Hielekin einherzieht. Hellequin, Hielekin steht für Herlekyn, was nichts anderes bedeutet als Herlething; Kyn ist das alte Wort für Genossenschaft; Herlekyn ist das Gesinde, das Gefolge, das Geschwader des wilden Jägers Herla.

Dass dem so ist, ersieht man daraus, dass er als Karlekin erschienen ist, indem man harl, jarl, herla in Karl verwandelte und an Karl den Fünften (Caroliquinti) gedacht hat.

Herla, das muss man nicht vergessen, erschien in England; bei Shakespeare heisst er Herna und trägt am

Haupt ein grosses Hirschgeweih. (Lustige Weiber von Windsor IV. 4.)

> „Man hat ein Mährlein, dass der Jäger Herne
> Im ganzen Winter jede Mitternacht
> Um eine Eiche geht mit grossen Hörnern
> Und rasselt mit der Kette wild und gräulich.
> Ihr Alle hörtet von dem Spuk und wisst,
> Dass unsre schwachen abergläubschen Alten
> Die Mähr vom Jäger Herne so überkamen
> Und unsrer Zeit als Wahrheit überliefert."

In Herne, wenn man es nicht statt Herla setzen wollte, wird ein Anklang an Iron erkannt werden dürfen.

Nun finden wir bei Gervasius von Tilbury, „dass die Hüter der Wälder, die das Volk Förster nennt, dass sie jeden andern Tag um Mittagszeit oder im Anfang der Nacht im Vollmondschein oftmals sehen eine Fülle von jagenden Rittern, Hunden mit Hörnerschall einherziehen, die denen, welche sie danach fragten, antworteten, sie seien aus der Genossenschaft des Gesindes und der Familie des Arthur." Schottische Berichte wiederholen das.

Herla, von dem Walter Map erzählt, war ein Britenkönig. Mit Arthur muss er in Verbindung sein, welcher der grosse Sagenbritenkönig war, von dem solches allein berichtet wird.

In der Wilkinasage wird eben Iron der Jäger von Brandenburg ein Sohn Arthurs genannt.

Der Name Iron hat allerdings celtischen Klang. Es wird noch ein anderer Iron erwähnt, der in Scrottan und Buttan herrschte (eine andere Lesart ist Skorottan und Mittan), doch heisst er in anderer Handschrift Iran und deutet jedenfalls auf Erin, Irland hin.

Der Name des wilden Jägers Iron ist aber kein anderer als der des ältesten wilden Jägers der Sage, nehmlich Orion. Er ist auch ein Sohn des Arthur, nehmlich des Arktos, des Bären, denn sein Vater wird Hyrieus genannt, was auf Honigfresser deutet. (Hyron Bienenstock.)

Er hat auch in der Unterwelt keine Ruhe. Odysseus spricht beim Homer (Odyss. 11, 572 etc.):

„Orion, den Ungeheuren sah ich
Schaaren Gewilds fortscheuchen, hinab die Asfodeloswiese,
Die er selber getödtet auf einsam bewanderten Berghöh'n,
Seine Keil' an den Händen von Erz unzerbrechlich geschmiedet.“

Er wird von Eos, der Morgenröthe, geliebt und dafür von der Artemis, der Göttin der Jagd, aus Eifersucht der Olympischen getödtet.

Iron wird in der deutschen Sage ein Thor genannt, der nicht auf weise Rathschläge hört. „Der herzog Iron“ heisst es in dem Gedichte „Der Weinschwelg“

„was ganz âne wîsheit.“

Das alte Testament nennt das Gestirn des Orion: Kesil, was Thor heisst; mit Bezug darauf, weil Nimrod ein grosser Jäger genannt wird, etwa wie Orion, wird in Rabbinischen Traditionen auch Nimrod ein Kesil, nehmlich ein Thor genannt.

Nur als Orion ist Iron von Brandenburg verständlich.

Als der Sohn des Artus, des Bären, ist er im Norden Deutschlands heimisch geworden. Denn Brandenburg, die Brennburg war eine andere Berneburg, eine Stadt des Bären. Brandenburg war gleichsam eine Stadt des Artus. Sie empfing einen Sagenruhm durch jenen berühmten britischen König.

Man legte auf solche uralte Ahnen im Mittelalter grossen Werth. Die sagenhaften Ahnen hatten ihre politische Bedeutung. Die Welfen beriefen sich auf Trojanische Abkunft und rühmten sich uralter Freiheit. Wiprecht von Groitzsch leitete sich von den Harlungen her. Sein Gegner, Hoyer von Mansfeld, wird mit dem König Artus in Verbindung gebracht; um wie viel mehr das Land Albrecht des Bären. Dieser Beiname, den Albrecht nie in Urkunden, nur in Chroniken fuhrt, drückte den Gegensatz gegen die Welfen und Heinrich den Löwen aus. Als Artusstadt galt Brandenburg als uralte Jarls- und Königsstadt. Aus dem Jahre 1170 giebt es eine merkwürdige Urkunde Otto's, in welcher — mag es mit der Echtheit sich verhalten, wie es wolle — folgender eigenthümlicher Satz vorkommt: „Es hatte der Markgraf, als er in der Burg Havelberg mit seinen Baronen sass, diese gefragt, welche Burg seines Landes speciell den fürstlichen Namen tragen, d. h. seine Hauptstadt sein soll. Darauf hatte Einer geantwortet, vor allen Burgen der ganzen Mark sei Brandenburg ein glorioser Name (gloriosum nomen) und eine berühmte königliche Burg (famosum regale castrum), eine kaiserliche Kammer, ein bischöflicher Sitz.“ Aber geschichtlich war Brandenburg niemals die Burg eines Königs, dessen man sich rühmte. Ein glorreicher Name kam ihr nur zu als Artusstadt oder Orionsburg, als der Bärenstadt. Aber obschon Iron ein Markgraf von Brandenburg heisst, so ist doch das Wappen des Bären auf Berlin übergegangen, während der Name des Harlungerberges auch in der Havelstadt verschwand.

---

Iron als Orion stellte allerdings das Urbild des unersättlichen Jägers vor, der um seiner Leidenschaft willen unterging, aber es fehlt der Dichtung doch das Gespenstige des

wilden Jägers, in welchem er noch nach dem Tode wild durch die Wälder fährt.

Die Sage hat den Eindruck derjenigen christlichen Anschauung, wie sie sich in den gespenstigen Schreckgerichten über Könige und Helden darthut, noch nicht empfangen.

Allerdings wird vom Könige Thidrek erzählt, dass ihn ein schwarzes Ross gegen seinen Willen in den Tod trug. Er sprach die letzten Worte: „Ich bin übel beritten, es muss der Satan sein, auf dem ich reite. Doch werde ich wiederkommen, so Gott will und Sancta Maria.“ Aber er kam nicht wieder.

Diese Erzählung hat aber nichts mit der wilden Jagd zu thun, die sich, soweit sie auch Thidrek von Bern angeht, in der Wilkinasage nicht findet.

Zwischen Höllenfahrt und wilder Jagd ist ein Unterschied.

Man wird allerdings bei Iron's Gattin Isolde — an die erinnert, welche Tristan liebt. Es sind aber Ideen in beiden Sagen, die sich widersprechen. Isolde, Iron's Gattin, ist die gute Saelde, das gute eheliche Glück; Tristan's ist die falsche Saelde, welche Leid bereitet.

Ebenso wird man durch den „treuen Eckehard“ an die Sage vom Tannhäuser gemahnt. In der That entspricht Bolfriane, was ich wie *belfluriane*, schön blühend, deute, der Venus, vor der Eckehard warnt.

Apollonius, der Bruder Irons, Markgraf in Tyra, mahnt allerdings an die Erzählung des Apollonius von Tyrus, aber es ist ein anderer Sagenkreis dabei verwickelt, auf den wir besonders einzugehen hoffen.

Es gab nach der Legende Jäger, die sich warnen liessen, wenn das Kreuz zwischen den Geweihen des Hirsches erschien, aber Iron wusste noch nichts vom Kreuz.

Orion's Namen hat aber mit dem Aufgang (orior) eine Verwandtschaft. Aus dem Aufgang (aus dem Orient) kommt das Licht. Hoffentlich wird es in Brandenburg's Werken an Licht niemals fehlen. Die Morgenröthe (Eos) liebt den Orion; wo Licht ist — waltet Liebe.

---

# Anmerkungen.

Raumer, Reg. hist. Brandenb., S. 246 (Nr. 1486).

Nach Ps. 43. cf. Holland: Chrestien von Tours, S. 17. 18.

Vgl. Hess, Monumenta Guelfica, S. 135.

Aventin. Annal. Bojor. S. 373, V. 18.

Was ich in den Drachenkämpfen S. 62 aus dem hebr. *Nabach* erklärt habe (bellen), woher wahrscheinlich die Meinung der Juden kommt, dass der assyrische Götze Nibchas Hundegestalt getragen hat.

Derselbe, der lateinisch als *canis petronius* vorkommt.

Kuhn (Wolf, Zeitschr. für D. Mythol. I, 100) hat die Nachricht vom wilden Jäger Rods (Herodes), der einen Hund, Alke (aulke) gehabt habe.

Stier, Ungarische Volksmärchen, S. 112.

Vogl, Aelteste Volksm. der Russen. S. 139.

Birlinger, Volksthümliches aus Schwaben 1, 356. Bei Schöppach (Sagenbuch der Bayerischen Lande 1, 95) wird von einem unfreiwilligen Hirschenritt erzählt. Es hatte sich ein Stadtschreiber auf einen vermeintlich erlegten Hirsch, der wie todt da lag, gesetzt. Der aber sprang auf, presste den Stadtschreiber mit den zurückgeworfenen Geweihen fest an sich und jagte fort. Erreichte er das Dickicht, war der Stadtschreiber verloren. Die spitzigen Aeste des Unterholzes hätten ihm die Haut vom Leibe gerissen. Da griff ein tüchtiger Waidmann zum Gewehr und schoss — und traf den Hirsch. Der unfreiwillige Jäger war gerettet, als dieser zusammenbrach. Wenn er davon noch später erzählte, so pflegte er die Erschütterung, die er beim Zusammenbrechen des Hirsches empfand, nicht gewaltig zu schildern, als wäre Himmel und Erde auf ihn gefallen.

Weder der „König Salomo der Briten“, an welchen P. Erasmus Müller (vgl. Lange, Untersuchungen S. 211), noch Salomo in „Salomo und Morolf“, an den Hagen denkt, können in Betracht kommen!

Die vierzig Veziere, übers. von Behrnauer. S. 825.

Transkaukasia 1, 326—329 und kritisch behandelt von Benfey, Pantschatantra 1, 445.

Diez, Troubadours. S. 77 etc.

Vierter Tag, 9. Erzählung. Soviel auch nur in neuerer Zeit (vgl. auch Landau, Die Quellen des Decamerone S. 37) literarische Parallelen zusammengestellt sind, welche das „Herz essen“ angehen, hat man Boccacio's erste Erzählung des 4. Tages nicht genug verglichen, in welcher dieselbe Idee entscheidend ist. Tancred schickt seiner Tochter das Herz ihres Geliebten in einer goldenen Schale. Sie bereitet es und schlürft es hinab. Guiscardo und Ghismonde werden wie Guillem und Margarida gemeinschaftlich bestattet. Auch dass Guardastagno und Cabestaing nur dasselbe Wort sind, ist unbewusst geblieben, wenn man auch von der provencalischen Quelle des Italieners wusste.

Grässe, Allg. Liter.-Gesch. II. Band, II. Abth., S. 1129 etc., der auch über Guiscard und Ghismonda die Quellen angiebt und dem doch obige Sage entgangen ist.

Von der Hagen, Minnesänger 4, 239, dem zwar die provencalischen Parallelen präsent waren, dem aber die von ihm selbst zuerst übersetzte Sage von Iron in der Wilkinasage nicht einfiel.

Fr. v. Raumer, Gesch. der Hohenstaufen 4, 529.

cf. Schard, Historicum opus tom. 1, 817 „adhuc hodie appellant eam civitatem Brennburg, id est castellum Brenni“.

Meyer, Zürich. S. 19.

Curtze, Die Ortsnamen v. Waldeck. S. 22.

Kehrein, Nassauisches Namenbuch. S. 357.

Heffter, Gesch. der Stadt Brandenburg. S. 27, 28.

Jodocus Willich bei Schard 1, 84. „Brennus, der Brenner vel melius Berno“.

Der bekannte Eulogius Schneider sagt in seinem Hymnus auf den grossen Friedrich:

> Altvater sprach:
> Sie sind vollendet, Deine Thaten,
> Friedrich Brennus, sie sind vollendet.

Er nennt den Justizminister Karmer „Der Brenner Solon“.

W. Grimm, Die Heldensage. S. 30, 31. (ed. 1829.)

cf. Grimm, Die Heldensage. S. 400. Aber es muss allerdings beachtet werden, dass die kürzere Genealogie, welche von Mader im Anhang zum Chronicon montis Sereni abgedruckt (Helmstedt 1665, S. 242) den Zusatz von der Harlungen nicht hat.

Schwarz sagt in der Anmerkung zu albini Genealogia comitum Leisnicensium (bei Menken script. rer. Saxon 3, 839 not.) „ita quod

non praetereundum etiam istud nomen jam ab antiquis temporibus adhuc superest Leisnicii in Misnia cum mons huic oppido proxime vicinus et quondam ruderibus vetusti castelli insignis hodieque vulgo vocetur mons Harlungorum, des Harlungsberg."

Vgl. Raumer Regest. Brand. Nr. 1336 und Nr. 1415.

Vgl. F. Philipps Vermischte Schriften tom. 3 über Walter Map. S. 171, Uhland in der Germania von Pfeiffer 1, S. 6 etc. und Liebrecht (Germania 5, 47) und „Zur Volkskunde", S. 25.

Vgl. Liebrecht Otia imperial, S. 13 etc.

Koheleth Rabba zu 2, 14. Wünsche hat in seiner Bearbeitung (Leipz. 1880) keine Bemerkungen, auch nicht dazu. cf. S. 33.

Vgl. Massmann, Kaiserchronik 3, 1107.

Vgl. Ledebur: Allg. Archiv für die Geschichtskunde des Preuss. Staates 13. S. 165.

# Der ewige Jude.

Eine wunderbare Gestalt des griechischen Alterthums und seiner Sage ist Chiron. Er ist ein Centaur und doch ein Bildner und Arzt, von hässlicher Gestalt und schöner Seele. Ein wunderlicher Einfall hat ihn, als ob sein Name von χείρ, die Hand, sich ableitete, mit Faust verglichen, als ob dieser von der Faust der Hand genannt wäre. Es ist Beides nur kurios. Chiron ist das Gegentheil eines Menschen wie Faust; er ist edler und reiner. Er heisst auch nicht Chiron, als wäre er schlechter, sondern er ist besser als die Götter selbst. Er kämpft nicht unter den Centauren und wird doch ihretwegen verwundet. Ein Pfeil des Herakles trifft ihn ohne Beider Schuld. Das lernäische Gift vom Pfeil ist unheilbar — und Chiron ist unsterblich. Er kann nicht sterben und das Leiden ist unerträglich. Er will nicht leben und muss doch dulden — bis er endlich vom Leben befreit wird, damit Prometheus von seinen Qualen loskommt.

Es erinnert dies an das Wort der Schrift, durch welches Adam aus dem Paradiese getrieben wird, damit er nicht von dem Baume des Lebens essen möge und ewiglich lebe. Es ist das eine That der Liebe: Denn er war schon vom Gift

der Schlange getroffen worden. Er war ein Sünder. Soll er als solcher ewiglich leben und leiden! Der Tod ist ein Befreier. Tausend Jahre sind vor Gott wie ein Tag, und Adam starb vorher, ehe der Tag vollendet war.

Dass ewiges Leben an sich ein unendliches Leiden sein kann — lehrt auch eine andre Person der griechischen Sagen. Tithonus. Ihn hatte Eos, die Morgenröthe, geliebt und um eine Unsterblichkeit für ihn gebeten — aber die Bitte um ewige Jugend dabei vergessen. Nun lebte er ewig — aber in kraftlosem Alter, wie eine verwelkte Blume, die doch nicht vom Stengel fällt.

Aus diesem Grunde lehrt die kirchliche Sage, dass Henoch (Chanoch) und Elias, von welchen es heisst, dass sie nicht gestorben sind, im Himmel leben — wie es in der apokryphischen Dichtung des Nicodemus lautet: Als Christus die Frommen des alten Testamentes in das Paradies führte, kamen ihnen zwei greise Männer entgegen. Als sie von den Heiligen gefragt wurden: Wer seid ihr, die ihr mit uns in der Unterwelt nicht todt gewesen und doch mit dem Könige in das Paradies versetzt seid? Da antwortete Einer von ihnen: „Ich bin Enoch, der durch das Wort Gottes hierher versetzt worden ist. Jener aber, der mit mir ist, ist Elias der Thisbiter, welcher mit feurigem Wagen aufgenommen ist. Dieser und ich haben bis jetzt noch nicht den Tod geschmeckt, sondern sind bewahrt worden auf die Ankunft des Antichrist, um durch göttliche Zeichen und Wunder mit ihm zu streiten und, nachdem von ihm getödtet, nach dreieinhalb Tagen wiederum lebendig in den Himmel genommen zu werden.“ (Cap. 25 ed. Thilo cod. in apocr. N. T. p. 754 etc.) Der Herausgeber theilt die Stellen der Kirchenlehrer und Rabbinen mit, welche diese Ansicht theilen; dass sie wiederkommen werden, um mit dem Antichrist zu streiten, war eine

Auslegung der Offenbarung Kap. 11, wo von zwei Zeugen geredet wird, die $3^1/_2$ Tage todt lagen auf den Strassen der grossen Sodoma und wieder lebendig wurden. Aber was diesen geschah, ist noch in einer andern mehr noch wunderbaren Weise, wie die Legende erzählt, dem Apostel Johannes, dem Sohne Zebedäi, ereignet.

Matth. 16, 28 heisst es: „Wahrlich, ich sage euch: Es stehen etliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis dass sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich.“ Da nun Jesus (Joh. 21, 22.) zu Petrus von Johannes sagt: „So ich will, dass er bleibe, bis ich komme, was gehet es dich an?“ Da ging die Rede um unter den Brüdern: „Dieser Jünger stirbt nicht.“ Zwar fügt das Evangelium selbst hinzu: „Jesus sprach nicht zu ihm: er stirbt nicht, sondern so ich will, dass er bleibe bis ich komme, was geht es dich an“ — aber dennoch blieb die Meinung haften, dass Johannes nicht gestorben sei, sondern noch lebe. Der Kirchenvater Augustinus behandelt den Gegenstand mit kritischem Ernst. Nicht sowohl in seiner 253. Rede, wo er den Schluss des Evangeliums betrachtet (ed. Migne V. 2. p. 1179), sondern im 124. Tractat zum Evang. Joh. (ed. Migne III. 2. p. 1997). Er meint, es gebe welche, die es sich nicht nehmen lassen, dass Johannes lebe (apostolum Johannem vivere) und zwar in seinem Grabe bei Ephesus, wo er wie ein Schlafender liege. Denn die Erde hebe sich auf und scheine aufzuwallen, was durch seinen Athem geschehe (ejus anhelitu fieri). Er habe sich selbst, wie in einigen apokryphischen Schriften enthalten (ut in scriptis quamvis apocryphis reperitur), sein Grab bereitet und lebendig hineingelegt; dort werde er schlafen, bis Christus wiederkomme. Augustinus erwähnt bei seinen Betrachtungen nicht, dass er von Henoch und Elias selbst gesagt habe, sie seien deshalb in dem Paradies,

weil sie der Nothwendigkeit zu sterben entrissen werden sollten, denn auf Erden hätten sie sterben müssen, wo kein Baum des Lebens war. (Opus imperf. contra Julian. cap. 30. ed. Migne 10. 2. p. 1581.) Er stellt nicht mit Enoch und Elias den Johannes zusammen, was doch Andre thaten, wie Ambrosius (exposit. in Ps. 118). Epiphanias (Haeres. 79. 5) vergleicht allerdings Johannes mit Elias, der gen Himmel gefahren ist. Ephraem, der Patriarch von Theopolis (Phot. bibliotheca Cod. 229. ed. Bekker p. 252), sagt: „dass Enoch und Elias und der Sohn des Donners, Johannes, noch lebten in ihrem Leibe.“ Unsterblich könne man Johannes nicht nennen, denn er werde nur bleiben bis zur Wiederkunft des Herrn. Bei Hippolyt (de consumatione mundi p. 27, auch citirt von Oppert: Presbyter Johannes p. 140) heisst es: „Die erste Erscheinung hatte Johannes den Täufer zum Vorläufer. Bei der zweiten werden Enoch, Elias und Johannes der Theolog in Herrlichkeit einherschreiten.“ Der Pseudo-Dorotheos (Text B. cf. Lipsius, die apokryphischen Apostelgesch. 1, p. 499) sagt: „Deswegen hat sich die Meinung behauptet, dass Johannes mit Enoch und Elias noch im Fleische (ἐν σαρκί) lebe. Allerdings hat Georg von Trapezunt eine grosse Abhandlung geschrieben, zu beweisen, dass Johannes noch nicht gestorben sei, nicht umgekehrt, wie Lipsius zu glauben meint. Der Cardinal Bessarion hat sie, wie Allatius berichtet, schon widerlegt; seine eigene Meinung hatte sich dieser noch vorbehalten, aber es ist darüber nichts erschienen. Wie Beza erzählt (in seinem Commentar zu Joh.), hatte der curiose Postel im 17. Jahrhundert gesagt, das sei sein Bruder gewesen, welcher sich für Johannes den Lebenden ausgab und darum zu Toulouse verbrannt worden sei. Von eigenthümlichen Secten in England, den Seekers und Waiters, den Suchenden und Wartenden, wird berichtet, dass sie auf

den Apostel Johannes, der noch lebte, gewartet hätten, wie die Juden auf Elias, der wiederkommen und alles zurechtbringen solle. Man behauptete, er habe sich schon in Suffolk sehen lassen, und darum hätten sie jeden Fremden und Reisenden gefragt, ob er nicht etwa Johannes wäre. (Vgl. Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte lib. XVII. v. 32, cf. lib. 16, 22. I. Tom I. p. 524 und 317.)

Uralte symbolisch kirchliche Gedanken sind mit dieser Sage verbunden gewesen. Der Uebergang (transitus) des Johannes in den Himmel hängt mit dem *transitus* der Maria zusammen. Er war ihr Sohn. Zu ihr hatte Jesus gesagt: Siehe, das ist dein Sohn — und zu ihm: Siehe, das ist deine Mutter. Mutter und Sohn können nicht getrennt sein. Dies drückt deutlich Nicephorus Callistus aus (Hist. ecct. 2, 42): „Johannes hatte zwar sein Leben beschlossen, aber die unaussprechliche Vaterliebe Gottes hat zu der Stunde, die ihm allein bewusst, seinen irdischen Leib zu einem unsterblichen, unvergänglichen verkehrt und in das göttliche Paradies, darin auch die lobwürdige Gottesgebärerin, welche aus Gnaden seine Mutter gewesen, aufgenommen. Denn es wollte sich gebühren, dass dieser die unbefleckte und ewige Jungfrau für seine Mutter gehalten und insonderheit auf eine wunderliche Weise von Christo geliebt worden, auch ein Bruder des Bundes der Unsterblichkeit gewesen, der Unsterblichkeit theilhaftig wurde.“ Maria war unbefleckt — auch Johannes gilt nach weiterer Tradition als „Jungfrau“ *(virgo)*. Darin ruht ja des Epiphanias Meinung, wenn er sagt: „Wie Elias, welcher vom Ursprung an die Keuschheit rein bewahrte und in den Himmel gefahren ist. Wie Johannes später, welchen Jesus liebte.“ Priesterthum und Jungfräulichkeit wurde in der Kirche zu einem Begriff. Das Wort Priester war aus

dem lateinischen *Presbyter* entstanden. Der Presbyter Johannes war nichts als der Virgo Johannes — der unbefleckte Sohn der jungfräulichen Mutter. So erklärt sich namentlich, was im Parzival (XVI. n. 822) sinnig hervortritt, dass Urepanse de Joie in Indien einen Sohn hat, den man Johannes und zwar Priester Johannes hiess. Ourepense de Joie ist die Maria Orans — die den Gral getragen hat; ihr Sohn ist eben der Virgo Johannes. Die orientalische Sage von einem Königreich des Priesters Johannes — wir gehen später näher darauf ein — hängt damit zusammen; Ourepense Maria ist das Bild der Liebe, welche die orientalischen Heiden überwand, der Presbyter Johannes das christliche Abbild ihres Staates.

Enoch und Elias sind bewahrt worden, um mit dem Antichrist zu streiten, aber dieser ist selbst aufgehoben bis auf diesen Tag. Die Sieger sind noch nicht gestorben — aber das Ungethüm des Gegensatzes darf keine Ruhe finden. Nicht jünger, aber noch mehr verbreitet ist die Sage, dass Nero, der Kaiser, am Ende der Tage als Antichrist wieder erscheinen und den letzten Kampf ausstreiten werde. Es hat in der That der Untergang keines Herrschers in Rom einen solchen Eindruck gemacht, wie der des Nero. Gewalt und Schrecken waren niemals so vereinigt erschienen. Die Willkür, die er besass, war unsittlicher wie der Mensch selbst. Sie berauschte ihn, die Menschen verdarben ihn. Der ärgste Mitschuldige war das Rom, dessen Namen er trug, dessen Schwert er führte. Als er im Elend und in der Furcht starb, hatte er wenig Zeugen. Sein blutiger Schatten war noch schrecklich genug, um den Zweifel zurückzulassen, ob er wirklich todt sei. „Viele ersannen“, sagt Tacitus, „viele glaubten, er lebe noch. (Hist. 2, 8.)

Es fehlte nicht an solchen, welche lange Zeit sein Grab mit Frühlings- und Sommerblumen schmückten, als ob er noch lebe und binnen Kurzem zurückkehren werde (Sueton. Nero cap. 57). Es erschienen einige Prätendenten, die sich in der Folge für ihn ausgaben und die genug Anhänger fanden. Noch der Redner Dio Chrysostomus schrieb: „Und noch jetzt wünschen Alle, dass er lebe; die Meisten glauben es auch.“ (Vgl. Casaubon. zu Sueton ed. F. A. Wolf 4, 205.) Auf die Nachwelt der Heiden liess er solchen Eindruck zurück, dass Plutarch sagt, er werde in der Unterwelt von tausend glühenden Nägeln gepeinigt — aber das Entsetzen, das er schon den zeitgenössischen Christen einflösste, war noch furchtbarer. Die Verfolgung, die er gegen sie ins Werk setzen liess, als er Rom verbrannt haben sollte, war die erste und die entsetzlichste aller, welche sie erfuhren Dass aus ihren Qualen, in denen sie wie lebende Fackeln starben, als Thiere verkleidet mit Hunden gehetzt wurden, ein ergötzliches Gartenspiel für das römische Volk bereitet wurde, das ist niemals wieder geschehen. Aergeres konnte das Thier des Abgrundes nicht vollziehen. Es war also kein Wunder, dass man ihn mit diesem selbst identificirte. Er war gleichsam die Incarnation der bösen Tyrannei, wie Christus die des Königthums des Friedens. Wie Christus wiederkommen wird, so wird er wiederkommen, um die letzte Schlacht zu schlagen. Die Verkündungen, welche Sueton (Cap. 40) erwähnt, dass ihm die Herrschaft über den Orient und das Königreich von Jerusalem verbürgt sei, sind messianische Weissagungen, die, ähnlich wie Vespasian später that, der römische Kaiser für sich verwandte. Sie haben mit der Sage von der Wiederkehr Nero's, wie Lücke meinte, nichts zu thun (Offenbarung Johannes p. 840). Als Gegensatz zu dem wiederkommenden Christus und seinen

Frommen muss der ruchlose Kaiser bleiben. Enoch und Elias brauchen nicht zu sterben. Er darf nicht. Lactantius berichtet: „Er verschwand plötzlich, dass nicht einmal eine Stelle auf der Erde zu einer Grabstätte für ein so böses Thier erschien. Man glaubt, dass er weggenommen und lebend aufbewahrt werde, wie die Sibylle sagt, dass der flüchtige Muttermörder von den Weltenden kommen werde, so dass, weil er als der Erste verfolgt hat, nun auch als der Letzte verfolge und der Ankunft des Antichrist vorhergehe." (De mort. Persecutorum Cap. 2.) Er meint dabei das, was wir in den Sibyllinischen Büchern im 5. Buch V. 402 (ed. Friedlieb, p. 121) lesen:

Und von den Grenzen der Erde heran wird ein Mörder der Mutter kommen als flüchtiger Mann und Böses aussinnen im Herzen."

„Um der Grösse willen seiner Wildheit und Schmach", sagt Hieronymus, „glauben Viele, dass Domitius Nero der Antichrist sei." (Zu Dan. 30, p. 718 ed. Migne 5, 568.)

„Durch die vielen Leiden und Sünden, durch welche der unreinste der Cäsaren die Welt bedrückt hat, wird der Advent des Antichristen hervorgebracht —; das römische Reich, das jetzt allen Völkern gebietet, muss weichen und weggeschafft werden und dann wird der Antichrist kommen, der Brunnen der Ungerechtigkeit, welchen Jesus der Herr tödten wird mit dem Geist seines Mundes" (im 121. Brief ad Algasiam ed. Migne 1, 1037). An dieselbe Stelle (Paulus an die Thessal. II., 2, 4) schliesst Augustin an, wenn er sagt: „Daher vermuthen einige, er werde selbst (Nero) auferstehen und künftig der Antichrist sein. Andere glauben, er sei garnicht getödtet, sondern fortgebracht, dass er getödtet scheine und lebend verborgen sei in der Blüthe des Alters, in welchem er war, bis er zu seiner Zeit offenbart und ins Reich eingesetzt werde"

(de civitate dei XX. 3). Johannes Chrysostomus in seiner Homilie zu derselben Stelle spricht nicht minder aus, dass Nero der Typus des Antichristen sei.

Die Kirchenväter thaten dies ferner durch die Auslegung von Offenbarung Cap. 17, wie Sulpicius Severus ausdrücklich sagt (Hist. Sacra II. 29 ed. Vorstius p. 241): „Es ist ungewiss, ob er sich selbst den Tod gegeben. Sicher ward sein Leib getödtet. Woher die Meinung, dass, obschon er sich selbst mit dem Schwert durchbohrt, er doch nach Heilung der Wunde bewahrt worden sei, nach dem, was über ihn geschrieben ist: Und die Todeswunde wurde geheilt; am Ende der Welt wird er losgelassen, damit das Geheimniss derBosheit offenbar werde. Noch deutlicher spricht er dies in seinem zweiten Dialog (Cap. 14) aus, wo es heisst: „dass Nero und der Antichrist werden zuletzt kommen, Nero werde in der westlichen Welt nach Unterwerfung von zehn Königen herrschen und eine Verfolgung wird da von ihm ausgeübt werden, dass er Alle zwingt, die Götzenbilder der Heiden anzubeten.“ Er bezieht sich auf Offenbar. 13, wo es V. 3 zumal heisst: „und seine tödtliche Wunde war heil“. Aus dieser Auffassung des Nero als des aufbewahrten Antichristen hat sich zuerst die Sage von einem Ahasverus, der nicht sterben kann, angelehnt. Ja Nero ist es gewissermaassen selbst, freilich in der historisch bildlichen Art, wie sie in der altchristlichen und jüdischen Gemeinde bräuchlich war. In der Offenbarung 13. erscheinen zwei Thiere, von denen das zweite wirkte, dass die Einwohner das erste Thier anbeten, welches tödtliche Wunde heil geworden sei. Von diesem zweiten Thiere gilt offenbar, was gesagt wird, dass die Zahl seines Namens sei eines Menschen Zahl und bedeute 666. Der Auslegungen dieser Zahl sind Legion. Man hat sie da gesucht, wo sie nach dem Geiste des Apocalyptikers gar nicht gefunden werden

können. Die alte Weissagung sieht als Vorbild dieser Thiere den König des Buches Esther, Ahasverus, sammt seinem bösen Geist, dem Haman. Dieser Letztere war das biblische Vorbild jedes grausamen Verfolgers. Mit ihm wurde jeder Feind der alten und neuen Kirche benannt. Die Zahl sollte ein Geheimniss sein. Es sollte der Name Nero's und des Seinen verhüllt bleiben. Es gab keine bessere Charakterisirung des bösen Thieres als durch Haman. „Der böse Haman“ war eine stehende Bezeichnung im alten Volk. המן רשעא macht nun nach der Zahl der Buchstaben 666.

| | | |
|---|---|---|
| 5 | = | ה |
| 40 | = | מ |
| 50 | = | נ |
| 200 | = | ר |
| 300 | = | ש |
| 70 | = | ע |
| 1 | = | א |
| 666 | | |

Wenn das eine Thier als Haman vorgestellt wird, so kann das andere eben nur als Ahasverus gedacht werden. So that man denn auch, denn daher erklärt es sich, dass unter dem Namen Ahasverus, der nicht sterben könnende wunderliche Mann, von dem wir zu reden haben, in der Sage Platz erhalten hat.

Die Sage ist überhaupt eine wunderbar bildende Kunst. Grosse Völker- und Weltgedanken stellt sie mit plastischer Vollendung persönlich dar. Sie schafft die Typen von Völkern und Städten sowohl wie von weltgeschichtlichen Geschicken und Leiden. Sie that dies ebenso gut in den alten mythologischen Dichtungen der Griechen. In Athene sah das Volk

den Typus Athens — wie Nero der Inbegriff des römischen Wolfes geworden ist. Man wird bei der Sage, dass er wiederkommen und die Zeugen der Wahrheit noch vor seinem Untergang tödten werde, an den Fenriswolf der Edda erinnert, der auch gefesselt gehalten wird bis an der Welt Ende, worauf er denn losgelassen wird, um Odin zu tödten, und dann selbst unter der Hand Widar's, des Wiederkommenden, zu fallen. Es ist der römische Wolf, der als Nero aufbewahrt wird bis in die letzte Zeit.

Die Sagen von dem Fortleben des Johannes stellen doch typisch nur die Ewigkeit seines Evangeliums dar. Aehnlich haben die Juden eine Tradition, dass Moses nicht gestorben sei, sondern im Himmel lebe — und in den Zeiten des Messias aus der Wüste kommen werde (Targum zu 2. Mos. 12, 42). Es entspricht dies dem Kommen von Moses und Elias zu Jesus auf den Berg der Verklärung, und symbolisirt das Leben des Gesetzes bis zum Erscheinen des Messias. Dagegen enthält das Targum (zu 4. Moses 21, 36) die eigenthümliche Lehre, dass, als Moses den Og, König von Basan, gesehen, er ausgerufen habe: Ist das nicht der böse Og (רשיעא grade wie Haman), welcher Abraham und Sara verspottet habe, dass sie schönen Bäumen glichen, welche keine Frucht haben. Um deswillen hat er so lange leben müssen, bis er die Kinder und Kindeskinder des Abraham in Fülle und Blüthe sah. Mit dem Riesen Og verbinden die Juden mehrfach den Typus des Unglaubens und Spottes — der durch die Thatsachen des Glaubens überwunden wird.

Einen ähnlichen Typus von den Juden selbst und ihre Bedeutsamkeit unter den Völkern der christlichen Kirche enthält nun die Erzählung, welche sich bei dem sagenreichen Matthäus Paris im 13. Jahrhundert findet und aus verschiedenen

Traditionen unkritisch gemischt ist. „Einst kam ein armenischer Erzbischof nach England, den man nach jenem Joseph fragte, über den viele Reden gehen unter dem Volke, wie er, als unser Herr litt, zugegen war und mit ihm sprach und bis auf den heutigen Tag noch lebe zum Beweise des christlichen Glaubens, ob er ihn jemals gesehen oder von ihm gehört habe. Der Erzbischof erwähnte in seiner Antwort die Sache der Reihe nach, aber nachher sprach ein Ritter aus Antiochien aus des Erzbischofs Familie, der seinen Dolmetscher machte und sonst auch einem Diener des Herrn Abtes, Heinrich Spigurnel, bekannt war, als er die Reden jenes übersetzte, in französischer Sprache: „Mein Herr kennt den Mann wohl und kurz vorher, ehe er seine Reise antrat, speiste derselbe Joseph in Armenien am Tische meines Herrn, des Erzbischofs, den er vielfach gesehen und reden gehört hatte.“ Und nachher befragt über die Dinge, welche zwischen dem Herrn Jesu Christum und diesem Joseph vorgegangen seien, antwortete er: „In der Zeit des Leidens Jesu Christi, als er gefangen von den Juden in das Richthaus vor den Landpfleger Pilatus geführt worden sei, um von ihm verurtheilt zu werden, sprach dieser, als ihn dauernd die Juden anklagten, und er doch keine Ursache finden konnte, zu ihnen: Nehmet ihr ihn hin und richtet ihn nach eurem Gesetz. Aber als das Geschrei der Juden stärker ward, überliess ihnen Pilatus den Barrabas auf ihr Verlangen und übergab Jesum, dass er gekreuzigt werde. Als aber die Juden Jesum aus dem Richthaus zogen und Jesus an die Thür kam, da schlug Cartaphilus, der Pförtner des Prätoriums und des Pontis Pilatus — während Jesus durch die Pforte ging, denselben verächtlich mit der Faust auf den Rücken und sagte höhnend: Jesu, geh' schneller — gehe, was zögerst du, da hätte sich Jesus mit strengem Gesicht und Blick umgesehen und

sprach: Ich gehe, aber du wirst warten, bis ich wiederkomme. Als wenn er nach dem Evangelium sagen wollte: des Menschen Sohn geht, so wie geschrieben ist, du aber wirst meine zweite Ankunft erwarten. Dessen wartet nach dem Worte des Herrn auch jener Cartaphilus, welcher in der Zeit der heiligen Passion 30 Jahre alt war, und nun, wenn er bis zu 100 Jahren gekommen, wird er wie von einer unheilbaren Krankheit ergriffen und wird gleichsam zur Extase hingerissen -- aber wieder genesen kehrt er wieder lebendig zu jenem Lebenszustand zurück, in welchem er war, da der Herr gelitten hatte, so dass er sagen kann mit dem Psalmisten; „Es wird erneut meine Jugend wie die des Adlers." „Aber nach dem Leiden des Herrn – bei wachsendem katholischen Glauben wurde derselbe Cartaphilus von Ananias getauft, welcher den seligen Apostel Paulus taufte und wurde Joseph genannt. Er wohnt häufig in beiden Armenien und in andern Gegenden des Orients lebend unter Bischöfen und andern Prälaten der Kirche, ein Mann heiligen Wandels und Glaubens, „wenig und vorsichtig redend, der nichts spricht, als wenn er von Bischöfen und religiösen Männern gefragt wird."

Dieser wunderliche Bericht enthält ein Gemisch von Missverständnissen, die, aufgelöst, dennoch lehrreich sind. Namentlich geschieht dies durch den Namen Cartaphilus, was gelesen werden muss Chartophylax. Es war dies ein berühmtes byzantinisches Amt, nehmlich das eines Archivars. Er hatte unter sich alle Papiere, in welchem die Rechte und Privilegien der Kirche enthalten sind. (Vgl. Gretser und Goar Comment. ad Codin p. 126 und Du Cange Glossar. Graec.) Als solcher Chartophylax wird das Judenthum personificirt. Es galt in der christlichen Auffassung als der Archivar der heiligen Schrift, des Alten Testaments, der Bücher Mosis und der Propheten.

Man sah in der Erhaltung des jüdischen Volkes die göttliche Fügung, dass es zum Zeugniss für das Christenthum übrig geblieben sei. Augustin sagt in seiner 374. Rede: Die Juden sind geblieben, welche es bewiesen haben! O grosses Geheimniss. Heute überzeugen wir durch der Juden Bücher. Die Heiden werden gläubig durch ihre Schriften. Zu Ps. 41 sagt er: „Jetzt dienen die Juden uns; sie sind gleichsam unsere Bibliothekare, wenn wir studiren, bringen sie die Bücher, aus ihren Kunden (e chartis inimici) wird der Gegner überwunden.“ Anderswo sagt er: „Zerstreut durch die ganze Welt, sind sie die Custoden unserer Bücher geworden.“

Es ist dieselbe Bezeichnung der Juden, welche bei Muhamed vorhanden ist, der sie die „Schriftbesitzer“ nennt, so z. B. im Koran, Sure 13: „Die Schriftbesitzer freuen sich ob dem, was du ihnen offenbart.“ Im Koran, Sure 20, kommt ein Samiri vor, der das goldene Kalb gemacht hat. Moses hatte zu ihm gesagt: „Hinweg mit dir; deine Strafe in diesem Leben soll sein, dass du zu Jedem, der dir begegnet, sagen musst: Rühre mich nicht an, und dieser angedrohten Strafe kannst du nicht entgehen.“ Man hat unter dem Samiri die Personification der Samaritaner finden wollen; Geiger (Was hat Muhamed aus dem Judenthum genommen, pag. 167) dachte an Samael — aber ich meine, dass im Samir ebenfalls der Hüter des Gesetzes — der zum Anbeter des goldenen Kalbes geworden, nämlich שמר zu verstehen sei.

Auf alte Ideen geht es zurück, wenn Chartophylax (Cartaphilus) der Thürhüter des Pilatus genannt wird. Die Juden waren nach der Kreuzigungsgeschichte (Johannes 18, 28) nicht in das Richthaus gegangen; sie hielten an der Thüre aus, bis sie ihren Willen erreicht hatten. Aber auch sonst war das Haus des Herodes wie ein Sclave dem Römer unterthänig. Als

Cajus Caligula den Herodes Agrippa zum Könige der Juden machte, schenkte er ihm eine goldene Kette statt der eisernen, die er im Gefängniss trug. Ketten trugen auch die Sklaven, welche Thürhüter waren, um durch ihr Klirren Gäste anzuzeigen.

Dass der Thürhüter, roh, wie er dargestellt wird, den Herrn schneller zum Tod zu gehen drängt, ist eine Fabel — die erst aus dem Ereigniss (ex eventu) gebildet ist. Weil die Juden blieben wurde gedichtet, dass er den Herrn getrieben habe. Es sollte das Gericht der Sünde entsprechend gemacht sein; der nicht bleiben lassen will, muss bleiben; der nicht warten lässt, muss warten. Der nicht leben lassen will, muss leben bis an den jüngsten Tag. Dass der milde Jesus so nicht geantwortet haben kann, braucht nicht bemerkt zu werden. Es sollte eben nur ein Gegenstück gefunden werden zu dem, was er zu Johannes sagt, dass er wollen könnte, dass er bleibe, bis er wiederkomme. —

Die Erzählung, dass Cartaphilus alle 100 Jahre sterbe — und dann wieder neu lebendig würde, ist aus der Sage vom Phönix entlehnt, nur hier im Gegensatz des Gerichtes. Das Wartenmüssen, bis Jesus wiederkommt, soll ein Nachtgegenbild sein gegen den, der wiederkommt. Der Phönix ist das grossartig schöne Symbol von Christi Sterben und Auferstehung (vgl. meinen „Phönix und seine Aera").

Eine wunderliche Unklarheit ist es, dass die Sage von Cartaphilus erzählt, er habe sich wie Paulus von Ananias taufen lassen. Damit sollte doch sein Bann gefallen sein. Schlimmeres wie Saulus hat er ja auch nicht gethan. Die Taufe konnte ihm doch nicht blos einen andern Namen geben, sondern auch die Versöhnung dessen, was er gethan hat. Wenn Cartaphilus getauft ist, so kann auf ihm nicht mehr der Bann ruhen, nicht zu sterben, denn nun ist „Sterben sein

Gewinn". Es zeugt das von der äusserlichen Weise, mit der das Sacrament aufgefasst worden ist. Dass er Joseph genannt wird, hat nichts mit Joseph von Arimathia zu thun (was Grässe in den Text hineinthut) — sondern soll wohl die zehn Stämme bedeuten, von denen man glaubte, sie noch bestimmen zu können. In Armenien fehlte es nicht an Geschlechtern, die sich rühmten, aus Israel herzustammen. „Juden waren", erzählt Moses von Khorene (lib. III. ed. Florival 2, 81), „in Ardachad und Vagarchabad unter dem h. Gregor und Dertad bekehrt worden: Unter ihnen war Zovita, Priester von Ardachad. Er war ein treuer Bekenner und Märtyrer." Noch andere Geschlechter wie die Bazraduni und Amaduni rühmten sich jüdischer Herkunft. Es können auch chaldäische und Nestorianische Gemeinden als Urbild des getauften Joseph im Orient geschienen haben, wie aus ähnlichen historischen Wahrnehmungen die Sage vom Presbyter Johannes emporstieg.

In den Legenden, wie sie bisher erwähnt wurden, erscheint wie bei Cartaphilus als Gericht des Schuldigen allein das Bleibenmüssen. Der Mann, der den Herrn gestossen hat, kann nun nicht sterben. Freilich ist damit das Judenthum gemeint, aber die unverwüstliche Dauer, die an ihm bemerkt wird, soll ihm nur gegeben sein, dass es Zeugniss werde für die Wahrheit des Evangeliums. Der Schriftbesitzer soll bleiben, um die Erfüllung der Weissagung zu beweisen, der Archivar soll uns die ewige Urkunde bewahren, in der die Erlösung der Menschheit offenbar ist. Die Legende vom Cartaphilus, wie sie im Gebiete des byzantinischen Reiches entstanden war, hat eine Lehre, wie sie die Kirchenväter in ihrer Polemik gegen das Judenthum äusserten, in ein lebendes Bild umgewandelt. Das ist der Legende dichterische Aufgabe ebenso gut, wie der Volkssage überhaupt. Es wird in ihr

die Illustration zur Predigt an das Volk ausgeübt. Die Legenden ranken sich als Bilder der zeitigen Auslegung an den Text der heiligen Schrift. Indem Hieronymus von der Meinung des Volkes redete, dass Nero wegen seiner Schandthaten für den Antichrist gehalten werde, spricht er zuvor von dem Antiochus Epiphanes, „in dem Alles im Vorbilde erscheint, damit dieser verrätherische König, welcher das Volk Gottes verfolgt hat, den Antichrist abbilde, der einst Christi Volk verfolgen wird.“ Aus Epiphanes ist durch Verwechselung mit dem Namen Epiphania, den bald Weihnachten, bald der 6. Januar und die Zeit zwischen beiden trug, in der Volkssage die gespenstige Perahta (Bertha) geworden, die ruhelos, zumal in der genannten Zeit, umzieht, ein Schrecken der Menschen und Kinder. Grimm sah nicht, dass ihr Name nur die Uebersetzung von Epiphania sei (die Leuchtende) und ihre Beziehung zu Antiochus Epiphanes ihr die schreckenerregende Beziehung gegeben hat. Sie zieht immer umher, wie man dies auch von der Herodias, der Mörderin des Johannes, erzählte. Diese steht an der Spitze des wilden Heeres und hat keine Ruhe. Als sie den Kopf des Johannes auf der Schüssel sah, entbrennt sie in Liebe zu ihm, sie will ihn küssen; er stösst sie zurück — und flieht vor ihr; sie jagt ihm immer nach; sie ist nur das weibliche Abbild des wilden Jägers, der Rode heisst (Rodensteiner oder Rosenthaler) und von Herodes benannt ist, jenes andern Tyrannen, der die Kinder in Bethlehem erschlagen hat, daher auf die Perahta und die italienische Befana (Epiphania) die Feindschaft gegen die Kinder übertragen wird, so dass sie gerade als Kinderschrecken und Gräuel im Volke leben. Es tritt also hier — denn es ist eine rein christliche Legende, die nur das Volksgewand angenommen — die andre Lehre symbolisch heraus, dass die Verfolger nicht nur ewig leben, son-

dern auch ruhelos bleiben müssen. Die Bösen haben keine Ruhe. Der wilde Jäger ist aus der Sage von Antiochus und Herodes hervorgegangen und hat sich mit poetischen Volksanschauungen gemischt, nach welchen er in der Nacht in den Wäldern tobte und jagte.

Auch Pilatus' Geist hat keine Ruhe; in dem Wasser, in das man seinen Leichnam geworfen, tobt er und bringt Ueberschwemmungen hervor; jetzt haust er in dem tiefen See auf dem Pilatusberge bei Luzern, wo er böses Wetter und Stürme erregt.

Besonders merkwürdig tritt dies auch in der Sage von den Zigeunern heraus. An ihnen sah man das traurigste Bild der Nomadenschaft. Ueberall ruhelos — braun, arm bettelnd, stehlend, geigend, so ziehen sie umher; keine Cultur kann sie fesseln, kein Acker ihre Liebe gewinnen. Das Volk deutet diesen Umstand nicht aus ihrer uralten indischen Heimath, sondern aus einem Gericht, das über sie gekommen sei. Als Maria mit ihrem Kinde auf der Flucht nach Aegypten gekommen und sich unter einer Palme ausruhen wollte, hatten das die Zigeuner nicht gelitten, sondern sie fortgetrieben, darum mussten sie wandern immerfort (vgl. Grellmann, Zigeuner p. 214 und die Erzähl. von G. und J. Kinkel p. 349). Eine andre Sage von ihnen erzählt Fellows (bei Ritter 19. 1008). Die Zigeuner ziehen in Kleinasien — der Reisende erzählt dies von Lycien zumal — wie überall als Kesselflicker umher. Sie werden daselbst als Grobschmiede benutzt und die griechischen Priester erzählten: „Es habe zur Kreuzigung Christi ein solcher Grobschmied die Nägel machen sollen und habe mehr gebraucht dabei als nöthig war, darum sei er mit seiner ganzen Zunft zur Ruhelosigkeit verurtheilt worden.“ Dass ihr Gericht in Aegypten begonnen, kommt daher, weil man sie Aegypter

zu nennen pflegte. Dass sie schon in der Schrift des Arnobius vorkommen, habe ich schon früher aus dem Namen des Stammes der Canacheni, was Caracheni gelesen werden muss, dargelegt. An die arabische Sage von Sameri erinnert die böhmische vom verfluchten Mann. Dieser soll rastlos umher irren. Sobald er in ein Haus eintritt, erlischt das Feuer auf dem Heerde und es fängt an zu regnen. Einst soll derselbe auch einen Landmann um einen Schluck Wasser angesprochen haben, was dieser ihm verweigerte. Da soll er in Zorn gerathen sein und ausgerufen haben: So sollst du so lange auf Wasser warten, bis ich wiederkomme. Der Landmann lachte darüber und schlug mit dem Stocke nach dem Mann. Der verschwand aber. Dürre trat ein — bis der Bauer weinte und flehte auf dem Felde, es möchte der Verfluchte wieder erscheinen — der kommt und mit ihm der Regen. (Vgl. Grohmann, Sagen aus Böhmen p. 272.)

Einige ältere Gelehrte, wie Besold berichtet (Wagenseil de civit. Norimb. p. 437), sind auf den Gedanken gekommen, dass die Zigeuner des Kain Nachkommen seien, welchen Gott wegen seines Mordes an Abel verdammte, dass er nirgends eine bleibende Stelle finden konnte. Diese Meinung entspricht der allgemeinen älteren Auffassung. Aus den Worten der Schrift, die zu Kain gesagt werden: „Unstät und flüchtig sollst du sein auf Erden“, ist die ganze Legende vom „irrenden Juden“ hervorgegangen, wie von den unruhig Umhergetriebenen überhaupt. Hieronymus führt schon in seinem Briefe an Damasus (Epp. n. 36 p. 162) die Meinung an, dass zu ihm gesagt werde: „Nicht so wie du denkst, sollst du sterben und den Tod als Heilmittel empfangen, sondern durch Mitleben bis an die siebente Generation und durch das Feuer deines Gewissens gequält werden“ —, wobei für die „sieben“ die

Symbolik des Endes gewählt und gedeutet wurde. Ebenso war es für die alten Kirchenlehrer ein beliebtes Bild, den ruhelosen Kain mit den Juden zu vergleichen. Man wies darauf hin, dass die Juden überall in der Welt zerstreut seien. Hieronymus sagt: „Von Meer zu Meer, vom britannischen Ocean bis zum atlantischen Meere; von Westen zu Süden, von Norden zu Osten, auf der ganzen Welt.“ Chrysostomus sagt: „Herumschweifend und irrend, Verbannte und Verwiesene, wandern sie überall“ (gegen Juden und Heiden, opp. cd. Montf. 1. 569). Vom Dichter Prudentius war ein Vers, den man viel erwähnte, worin es hiess, dass der Jude in immer erneuten Verbannungen irre, nachdem er aus seinem Vaterland vertrieben sei, und büsse dabei die Strafe für den Mord (in den Apotheosis V. 541. ed. Cellarius p. 289). Am meisten führt Augustin die Parallele aus. In seiner Auslegung von Ps. 58 (ed. Migne IV. p. 705): „Jene meine Feinde, selbst die mich tödteten, tödte du nicht. Es bleibe das Volk der Juden, gewiss ist es besiegt von den Römern, gewiss ist zerstört ihre Stadt; es werden nicht zu ihrer Stadt die Juden zugelassen, und dennoch sind sie Juden. Denn alle jene Lande sind von den Römern unterworfen. Wer erkennt noch die Völker, die irgendwie im römischen Reiche waren, da alle Römer geworden sind und alle Römer genannt werden. Die Juden dennoch bleiben mit ihren Zeichen und sind nicht so besiegt worden, dass sie von den Siegern verschlungen worden. Denn nicht ohne Ursache ist es jener Kain, .... welchem Gott ein Zeichen gegeben hat, dass ihn Niemand tödte. Das ist das Zeichen, welches die Juden haben; sie halten die Ueberbleibsel ihres Gesetzes; sie lassen sich beschneiden, sie halten die Sabbathe, sie schlachten das Passah, sie essen Ungesäuertes. Es sind

dennoch die Juden, sie sind nothwendig den gläubigen Völkern. (Necessarii sunt credentibus gentibus.)"

Man sieht, wie schon oben erwähnt, dass der Kirchenvater die Parallele mit Kain herbeizieht, um zu beweisen, dass und warum die Juden nicht getödtet werden dürfen, warum sie noch leben und überall kenntlich sind.

Im Laufe des Mittelalters hat sich die Auffassung von den Juden als Kain's Abbildern umgewandelt — wie man auch die Natur Christi umgewandelt hat. Es stand geschrieben: „Wer Kain tödtet, siebenfach soll es an ihm gerochen werden", aber die Juden, die man doch mit Kain verglich, hat man siebenfach erschlagen. Aus dem Zeichen, welches Kain gegeben wird, damit er nicht leide, hat man allerdings — denn das ist sein eigentlicher Grund, — das Abzeichen ersonnen, welches im Mittelalter die Juden zur Unterscheidung tragen mussten, — aber es wurde ihnen gegeben, um sie leiden zu machen und sie zu verfolgen. Damit sind alte weltgeschichtliche Gedanken verbunden. Durch den immer wachsenden Cultus der Maria wurden auch auf sie alle Werke der Versöhnung und Milde im Volke übertragen. „Durch sie", heisst es bei Cäsarius von Heisterbach, „werden die Sünder erleuchtet, die Verzweifelten zur Bekenntniss vorbereitet, die Abgefallenen von Gott durch sie mit Gott versöhnt" u. s. w. (Dialog VII, 1, ed. Strange, tom. 2, p. 2). Je mehr ihre Liebe wuchs, desto mehr ward Christus als Richter dargestellt. Seinem gestrengen Gericht entriss sie, die ihr lieb waren. Dieser Auffassung von dem strengen Christus entsprechen die Verfolgungen gegen die Ketzer und Juden, die Maria nicht beschützte. Es waren die Ketzerrichter meist Verehrer der Maria selbst. Man vergass, dass Niemand anders die Liebe war als Jesus Christus selbst, dass er gesagt hat: Vergieb

ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun — dass er verboten hat, das Schwert zu nehmen, dass er Petrus tadelte, welcher dem Schergen des Verräthers das Ohr abhieb. Es war ein ganz anderer Christus, in dessen Namen man verfolgte, hasste, verbrannte. Der wahre Christus schalt nicht wieder. Er rächte sich nicht an denen, die ihm nicht nachfolgten. Der andere Christus war es, welcher in der Sage vom Cartaphilus sagte: Du wirst bleiben, bis ich wiederkomme. Nach diesem wäre Kain nicht mit dem Leben davon gekommen oder hätten die Söhne Zebedäi Feuer und Wetter auf den Abweichenden schleudern können. Es ist wahr, dass die Juden umherirrten auf der Erde wie Kain; als Benjamin von Tudela in allen Erdtheilen umherzog, um zu untersuchen, ob das Scepter von Juda genommen sei, nennt ihn ein moderner Schriftsteller nicht mit Unrecht den „irrenden Juden“ (vgl. Marin: Geschichte Saladin's p. 89). Auch die Sage vom Cartaphilus muss, trotzdem wörtlich nichts davon gesagt war — doch auch schon das Wandern desselben im Auge gehabt haben. Nur dann hat es einen Sinn, wenn von ihm gesagt wird, er sei von demselben getauft worden, wie Paulus der Apostel, nehmlich von Ananias. Denn wie Paulus wanderte, so die Juden auch, er aus eigner Liebe, sie vom Hass Anderer getrieben; sie mussten beide leiden, sie durch die Völker — er zum Theil durch die Juden selbst. Es sind weltgeschichtliche Passionsgänge beide — aber die Juden dulden im Groll — Paulus lässt sich nicht erbittern und duldet Alles.

Aber es ist noch eine andere grosse katholische Kirchenlehre, welche zur Bildung der Sage, wie sie sich im „ewigen Wanderer“ und seinen Abdrücken kund gethan, beigetragen hat. Die Lehre von der Transsubstantiation im Abendmahl, — durch welche immer wiederkehrt, was im Leiden des Herrn

geschehen ist, drang tief in's Volk ein und versetzte sich in zahllosen Bräuchen mit buchstäblichem Aberglauben. Das Osterwasser ist von Segen um der Ostertaufe willen; das Wasser verwandelte sich an dem Tage der Hochzeit von Cana immer auf's Neue in Wein. Das Volk schrieb dem Krippenstroh zu Weihnachten eine magische Gewalt zu, wie sie nur das originale in Bethlehem gehabt haben sollte. Die Schäfer glaubten, dass um Weihnachten in den Schäfereien immer ein Lamm geboren werde, weil einst am 25. December Christus, das Lamm geboren ward. Aber diese Wiederholung geschah nicht blos im Segen der Kirche, sondern auch im Gericht. Es ist die berühmte Geschichte, die in Sachsen zur Zeit Heinrich's II. geschehen sei, dass ein gewisser Other und Andere in der Christnacht Tänze aufgeführt und zwar während der Messe auf dem Kirchhof, und dazu weltliche Lieder gesungen hätten. Sie hörten auf die Warnung nicht; da sprach der Priester zu ihnen, so möchten sie das ganze Jahr hindurch tanzen müssen, und es geschah; das ganze Jahr hindurch tanzten sie ohne Unterbrechung, allmählich schienen sie in die Erde einzusinken. (Vgl. m. Weihnachten p. 178 und not. 576.) Dieselbe Geschichte wird aus der Picardie erzählt; es ist überhaupt ein Fest, an welchem „die Leute auf dem Kirchhof tanzen“, da schlägt die Mitternachtsglocke; die Gräber öffnen sich und verschlingen alle Tänzer, und jedes Jahr wiederholt sich das. Der Tanz erneuert sich unter schrecklichem Geheul, – um Mitternacht ist Alles verschwunden. (Vgl. Litterature Orale de la Picardie par E. Henry Carnoy. Paris 1883, p. 127.) Mit Recht ist die Vermuthung geäussert worden, dass die Sage „vom wilden Jäger“ mit der des „ewigen Juden“ zusammenhänge. Es ist ganz dieselbe; der „wilde Jäger“ ist nur eine germanische Wandlung desselben kirchlichen Gedankens ge-

worden, aus welchem die Legende des ewigen Juden herauswuchs. Augustinus (de civitate dei lib. 15, cap. 15 ed. Migne VIII, 456) hat das merkwürdige Wort, dass Kain zuerst als Vorbild gezeigt, „was das Reich Gottes von Ruchlosen und gleichsam Erdgebornen, d. h. irdischen Ursprung liebenden und irdischer Glückseligkeit sich erfreuenden, für ungerechte Verfolgungen erleiden werde.“ Kain war also das Vorbild von Antiochus Epiphanes, von Herodes, von Nero, welche Alle, wie schon erwähnt, ein ruheloses Leben haben führen müssen. Diese Kirchenlehre ist tief in das Volk eingedrungen. Die Verfolger sind es, auf die das Gericht Kain's kommt; Verfolgen und Jagen war ja gewissermaassen identisch. Dafür sind die Verfolger auch die wilden, d. i. die ruhelosen Jäger geworden. Es geschah dies zumal unter den germanischen Völkern, wo die Jagdlust an sich eine von der Kirche vergeblich bekämpfte Leidenschaft war. Diese drang bis in die Tage der Weltkönige ein. welche, wie Augustin sagt, „der irdischen Glückseligkeit sich erfreuten“, wie in die des Königs Arthur, der durch die Nächte mit seinem Gesinde jagen muss, wie des Berners, nämlich Thidrek's von Bern, des Ostgothenkönigs, der den frommen Symmachus wie Herodes den Johannes erschlug, mit dem daher die orthodoxe Kirche wenig zufrieden war. In der Sage von dem Jarl Iron (vgl. die vorhergehende Abhandlung) spiegelt sich die wilde Jagd von Herlekyn, was nur das Gesinde des Jarl, Earl, bedeutet; es ist Orion, der wilde Jäger, mit dem die rabbinische Sage den Nimrod verglich, nur dass der „wilde Jäger“ den mehr activen Verfolger und Jäger, der „ewige Jude“ die mehr passive und leidende Person darstellt. Jener Erste personificirt die wahrhaften Weltkönige, welche getödtet haben, der Letztere das Volk des Leidens und der Verfolgung, das keine Ruhe haben darf.

Die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Reformation waren die beiden grossen Ventile, durch welche sich das Herz der europäischen Völker Luft machte. Wess das Herz voll war, ging der Mund über. Es kam Alles heraus, was der Mensch in langen Jahrhunderten erfahren und verlangt hatte. Es war, als wenn ein Schloss von dem Munde Europa's genommen worden wäre. Was die Seele empfand, flog wie ein Blatt durch die Welt. Die Flugschrift wurde der Bote der Reformation. Dadurch, dass diese nun auch das Alte Testament erneut für des Volkes Glauben und Unterricht herbeizog, ward auch den Juden ein anderes und tieferes Interesse gewidmet. Es giebt keine Volksbewegung innerlicherer Art, bei der nicht die Juden in das Mittel gezogen würden. Sie wurden Lehrer der Humanisten im Hebräischen; um ihre Schriften stritt die Wissenschaft mit den Dunkelmännern; man fing an, sich ihrer traurigen Lage zu erbarmen und ihrer reichsgeschichtlichen Stellung zu erinnern. Daher trat auch das Interesse für die Sage vom „ewigen Juden“ mehr in den Vordergrund. Eine Literatur darüber erhob sich erst seit der Reformation. Aber die langen Jahrhunderte vor der Reformation haben eine Fülle von Sagen und Legenden vorgearbeitet. Es waren im Herzen der Völker Mischungen eingetreten, die sich kaum mehr lösen liessen. Man kann die Knäuel der Arbeit, durch welche sich Heidnisches und Jüdisch-Christliches mit einander verbunden hatte, kaum organisch mehr lösen. Es fehlte dazu die objective und parteilose Kritik. Man unterschied noch Gleichniss und Wahrheit wenig. Man hielt die Sagen und ihr Symbol noch für Geschichte. Man bekämpfte, was poetisch war, als unhistorisch und behauptete, was ein Gedicht war, als geschichtlich. Die Bruchstücke, welche wir von der volksgeschichtlichen Auffassung der Sage eines „ewigen Juden“

übrig haben, sind ausserordentlich lehrreich für den ganzen Sagenprocess, der im Volke vorgeht. Man erstaunt, wie umfassend und wie klar er operirt, freilich ohne Kritik und Chronologie.

Wir werden dies am besten wahrnehmen können, wenn wir die Sage an den Namen und Aemtern prüfen, welche sie dem „ewigen Juden" zuschreibt.

A. Sein berühmtester Name ist Ahasverus. Den Grund desselben haben wir bereits erwähnt, Es war der biblische Name für Nero geworden. Nero war der aufbewahrte bis auf den jüngsten Tag. Die Sage vermischt die Namen derer, die innerlich eins sind. So sind Epiphanes, Herodes, Arthur und der Berner eins geworden. Sie theilen Geschick und Namen. Der Charakter der Ruhelosigkeit um der Verfolgung willen liegt auf Allen. Der Name ist besonders bekannt geworden durch die Publication des Christoph Dudulaeus, der von der Begegnung, welche der Bischof von Schleswig, Paul v. Eyzen, mit dem „ewigen Juden" ehabt habe, berichtet. Ueber diese Relation, ob sie wahr sei, haben die Gelehrten des 17. Jahrhunderts viel gestritten. Es steckte auch unter den protestantischen Gelehrten noch manche Neigung zur Legende. Auch war man noch geneigt, sie zu allerlei nützlichen apologetischen Zwecken gegen Juden und Ungläubige zu benutzen. Der gesunde Menschenverstand musste Anstrengungen machen, sich das Histörchen nicht um des Glaubens willen, als nützlich aufbürden zu lassen. Paul v. Eyzen hat selbst davon nichts erzählt. Erfahren soll er es in seiner Jugend haben. Ein halbes Jahrhundert später wurde es publicirt. Der Herausgeber ist sonst unbekannt. Jedenfalls interessant ist das Costüm, in welchem der ewige Jude vorgeführt wird. „Man habe in der Kirche unter der Predigt da-

selbst einen Mann, der eine lange Person mit langen über die Schulder hängenden Haren gegen die Cantzel oben barfuss stehen da gesehen, welcher mit solcher Andacht die Predigt angehöret, dass, wenn der Name Jesus genennet, er sich zum hohesten und demütigsten geneigt, an seine Brust inniglichen geschlagen und geseufftzet. Er hat aber gar keine andere Kleydung gehabt in solchem harten kalten Winter, als ein pahr Hosen, die an den Füssen durch und durch zerrissen gewesen, einen umbgegürteten Leibrock, welcher bis auf die Füsse gereichet; was dem Ansehen seiner Person anlanget, sol er ohngefehr wie ein Mann von fünfzig Jahren anzuschauen gewesen sein." Als man ihn gefragt hatte, was er sei, habe er gesagt, er hiesse Ahasverus, seines Handwerks ein Schuster, er lebe seit der Kreuzigung, habe allem Akt mit Christo beigewohnt — als nun Jesus bei seinem Hause sich etwas habe anlehnen wollen, „habe er aus Eiffer un Zorn umb Ruhms willen bei andern Juden, den Herrn Christum fort zu eilen abgetrieben und gesprochen, er solle sich weg verfügen, wohin er gehörte, so habe ihn Christus darauf stracks angesehen und zu ihm mit diesen Worten er gesprochen: Ich will anhie stehen und ruhen, aber du solt gehen bis an den jüngsten Tag." Er habe darauf eine Menge Geschichten erzählt, die sich seit der Kreuzigung zugetragen. „Man hat ihn nie lachen gesehn; er hat dazumal die Sächsische Sprache geredt nicht anders als ein geborener Sachse" ... und wenn er Jemand „bei Gottes Marter oder Leyden fluchen hörte, hat er sich darüber heftig erbittert, und nicht mit geringem Eiffer und Seuffzen geklagt: O du elender Mensch .... sollst du den Nahmen deines Herrn und Gottes und seine bittern Marter und Leyden also liederlich missbrauchen. Hättest du als ichs gesehen, selbst angeschawet, wie schwer und sauer dem Herrn

seine Wunden meines und deines selbst wegen worden, du würdest dir eher grosses Leyd anthun lassen, denn dass du umbsonst seinen Namen also verunehren sollst“. Man sieht also, dass der Mann kein Jude mehr, sondern als ein Christ geschildert wird, — dass an ihm nicht das jüdische Volk personificirt ist, sondern dass man mit ihm nur einen wunderbaren Zeugen der alten Geschichte haben wollte, um das Volk zu belehren; wie er dann gesagt haben soll, er könne nicht anders gedenken, „Gott wolle vielleicht an ihm bis an den jüngsten Tag wider die Juden einen lebendigen Zeugen, dadurch die Ungläubigen und Gottlosen dess Sterbens Christi erinnert und zur Busse bekehrt werden sollen“. Es ist eitel zu fragen, ob Dudulaeus das Alles erfunden oder wirklich den Paul v. Eyzen missverstanden hat — er theilt jedenfalls das mit, was man sich damals von einem „laufenden Juden“ erzählt, der, wunderlich genug, den Bann noch tragen muss, obschon er getauft sei — damit er ein Zeuge der Wahrheit sein soll, obschon er nicht wie Paulus der Apostel predigt — sondern blos passiv durch sein Wandern — was doch noch eine sehr unklare Vorstellung von dem Wesen Christi und der Taufe anzeigt.

Uebrigens erzählte man sich solcher Geschichten damals mancherlei. Der Pfarrer Laurentius Döner zu Stassfurt erzählte, er hätte auch einmal in der Kirche einen Mann zur Beichte kommen sehen, gekleidet mit einem schlechten schwarzen Rock und einem schlechten Hut auf dem Kopf und diesen über die Augen gezogen — und das wäre zuletzt der Teufel gewesen. Diese Schrift hat Luther selbst mit einer Vorrede an Amsdorf gesandt. Aus der Erzählung des Dudulaeus, die viel Aufsehen machte, ist nur der Name Ahasver populär geworden, und auch zwei andere Gelehrte jener Zeit, die sich für die

Sache interessirten, Hadeck und Coler, haben ihn Ahasver genannt.

B. Sehr interessant ist, was Libavius, ein geschickter Mediciner, in einer seiner physikalischen Schriften (Praxis alchymiae, Francforti 1604) sagt: „Ich würde eher glauben, dass jener greise Jude Ahasverus noch auf Erden walle von Christi Geburt an, obschon für den Juden kein wahrscheinlicher Beweis vorhanden, da die Schrift selbst ihm entgegen ist. Man sagt nehmlich von dem Juden, er habe nicht mehr nach Jerusalem kommen können, nichts desto minder habe er es nach einigen Jahrhunderten verwüstet wieder gefunden, dass er es nicht mehr erkannt habe. Irgend ein Anderer nennt ihn Buttadeus, ein Anderer anders." Ich weiss nicht, wem Libavius die Nachricht verdankt, dass der irrende Jude so genannt wird — aber aus weiter Volkssage stammt er, die den Namen des einen Wanderers auf den andern übertragen hat. Buttadeus ist nichts als Buddha, welcher ein Pilgerlehrer war. Berühmt sind deshalb die Fusstapfen (Çripada, Phrabat), die er überall zurückgelassen hat. Burnouf meint, sie seien oft genug beschrieben, theilt aber aus neuen Quellen ein genaues Verzeichniss der nothwendigen Eigenschaften solcher Fusstapfen mit. (Lotus de la bonne loi. Paris 1852, p. 622.) Berühmt ist der namentlich, welcher auf dem Adamspik in Ceylon gesehen wird, aber es giebt noch viele andere in Hinterindien (cf. Ritter, Vorhalle p. 322 u. s. w. Ritter, Asien 3. 1173. Köppen, Buddha I. 529).

C. Das siebzehnte Jahrhundert ist voll religiöser Kriege und Excentricitäten; Fanatismus und Schwärmerei überschwemmten die Gemüther. Zumal in England wogte in dem Volksleben eine Fülle von neuen Gedanken und religiösen Fantasmen hin und her. Ein Schriftsteller sagt nicht mit Unrecht (Caspar

Ens: Panth. Anabapt. p. 169), dass man nicht aus Afrika, sondern aus England alle Tage etwas Neues höre. Es ist daher kein Wunder, dass auch die Sage vom „ewigen Juden“ doch einen Anhalt fand, wo man sich ohnedies viel mit der Bedeutung und dem Schicksal der Juden beschäftigte. In jener Zeit — in Cromwell's Tagen — kehrten die Juden nach England zurück; die seltsamsten Schriften gingen damals über die Juden von dortigen Schwärmern aus. Im Jahre 1644 ist eine Historie aus England citirt, nach welcher der ewige Jude dort gewesen sei. Calmet hat in seinem biblischen Lexicon (Tom. II.) den Brief der Madame de Mazarin an Madame de Bouillon mitgetheilt, worin davon Nachricht gegeben wird. (Vgl. Essais hist. et Crit. sur les Juifs. Lyon 1771. 1. p. 114.) Auch sonst wurde viel davon in Europa erzählt (im Theatr. Europ- und in Tenzel's Mittheil., cf. Schudt, Jüd. Merk. 1. 1, 505). Die interessanteste Nachricht, welche man noch gar nicht gekannt hat, befindet sich im Espion turc (Tom. II., Lettre 39), eine diplomatisch historische Schrift des 17. Jahrhunderts. die mancherlei merkwürdige Beobachtungen der Zeit in geistvoller Weise mittheilt. Der Correspondent erzählt von dem ewigen Juden, der sich in England gezeigt habe. „Er habe sich dort als Gerichtsbeamter zur Zeit Christi ausgegeben.“ Es ist dies kein Anderer als der Thürsteher im Berichte von Cortaphilus. Viele glaubten an seine Wahrheit. Namentlich, dass er der Inquisition von Rom, Spanien und Portugal entgangen sei, hielten sie für ein Wunder. Er verstand alle Sprachen, die man mit ihm redete. Er beurtheilte mit historischem Scharfblick die Politik und Natur der muhamedanischen und christlichen Völker. Er hatte die Verbrennung Roms unter Nero von einem Berge aus gesehen. Er hatte Saladin gesehen, wie er von seinen Siegen mit einem Hemd auf seiner Lanze zurück-

kam und rief: „Der Eroberer des Orients wird sterbend nichts übrig haben, als dieses Hemd als Denkmal seines Ruhmes.“ In Liefland, in Russland, in Finnland habe er Leute gefunden, die eine verschiedene Sprache von der des Landes redeten und worunter eine Menge hebräischer Worte sich befanden. Diese Leute ässen kein Fleisch, kein Blut und in ihren Klagen für die Todten hörte man nur die Worte: Jeru, Jeru, Macco Salem. Er habe in den nördlichen Theilen von Asien Juden gefunden, die noch nie etwas von Jesus und der Eroberung Jerusalems gehört haben. Er sei am Hofe des Vespasian gewesen, als man ihm den Brand des Tempels erzählte. Der Kaiser sei schmerzlich betroffen gewesen und hätte ausgerufen: „Es wäre ihm lieber, die Stadt Rom wäre in Flammen.“ Seinen Namen hatte er Michob Ader genannt. Ich vermuthe, es sei das ein verdorbener arabischer Name für ewige Wanderer.

Der Briefschreiber sagt: man könnte ihn den Protonotarius oder Archivarius der christlichen Zeit nennen; er sei gewissermaassen „der jüngere Bruder der Zeit“ gewesen.

D. In derselben Zeit 1640 begegneten zwei Bürger in der Gerberstrasse zu Brüssel einem armen greisen Mann, dessen Kleider ein schlechtes Ansehen hatten, auch zudem noch nach uraltem Schnitt gemacht waren. Sie luden ihn ein, mit in die Herberge zu gehen. Er that es auch, setzte sich aber nicht. Er erzählte ihnen lauter uralte Geschichten. Da erkannten sie, dass es der sein musste, welcher dem Herrn die Rast in Jerusalem verweigert habe. Er hiess Isaac Laquedem. Man hat den letzten Namen wunderlicher Weise aus *kedem* bilden wollen (cf. Grässe, die Sage vom ewigen Juden, p. 127), aber es ist wohl kein anderes Wort als das Span. *laque, lacago,* ital. *lacche, laquais,* in alten Formen *laquet,* woraus unser Lakai geworden ist, ursprünglich der Läufer.

Diez (Wörterb. der Röm. Sprache, p. 197) ist über die Herkunft ungewiss, aber es ist kein Zweifel, dass es mit dem Semitischen לך von ילה, הלך zusammenhängt. Isaak, wie es hier heisst, wurde ein Läufer, weil er dem Herrn keine Ruhe gegönnt.

E. Botoreus, der Parlamentsadvokat in Paris, nannte ihn in seinem Geschichtswerk (eine Stelle, die oft citirt wird. Im gel. Criticus, p. 72; Grässe, p. 97) Gregorius. Auch darin zeigt sich die weit umherirrende Sage; Gregorius bedeutet den Wachenden, der nie schlafen kann, im Gegensatz zu den „Siebenschläfern", die immer schlafen. Beide sind durch Wachen und Schlafen legendarische Zeugen der christlichen Wahrheit. Damit muss offenbar in Verbindung stehen, wenn bei Schudt (Jüd. Merkw. 1. 1, 511) gesagt wird, dass er Krantz geheissen werde. Es muss aber nicht die „Krone" (corona) verstanden werden, sondern an den Kranich ist zu denken (kron. kran, crane, kraan, krune, kranch etc. etc., cf. Grimm, Wörterb. 5. 20, 21), was der wachende Vogel ist. Kranewaken heisst „keine Ruhe finden, auch keine Nachtruhe haben und völlig schlaflos bleiben." (Schambach, Nieders. Wörterb., p. 211.)

F. Hervorragend ist sein Name „Ewiger Jude". So heisst es in Niederdeutschland, wo die guten Bauern Sonnabend Abends die Eggen auf dem Felde nach innen kehrten, damit sich der ewige Jude darauf setzen könne (Kuhn und Schwarz, N. Sagen, p. 451); die Unbarmherzigen stellten die Eggen mit den Spitzen nach oben, damit er sich nicht darauf setzen solle (Kuhn, Westphälische Sagen II. 32). Ebenso wird erzählt (Schambach u. Müller, Niedersächsische Sagen, p. 243), dass der ewige Jude niemals still stehen kann. Er nimmt einen bestimmten Weg und kommt alle sieben Jahre einmal herum. Rock und Bart reichen bis zur Erde. Jeden Tag erhält er achtzehn Pfennige zu seiner Zehrung. In Schwaben

hat er nur einen Groschen in seinem Sack, aber alle Zeit, er kann ihn ausgeben, so oft er will. (Meier, Schwäb. Sagen, 1, 116.) Andere sagen, er habe den glückbringenden Groschen in einem Knopf seines „Fazaneitles“ (Nastuch, cf. Birlinger, Wörterbüchlein, p. 29). Er war bei einem Bauer in Ertringen. Beharrlich ging er um den Tisch herum, denn gehen muss er immer. Von 12—1 Uhr legte er sich auf die Pritsche, Er war ein eisgrauer Mann. (Birlinger, Schwäb. Sagen 1, p. 211. 12).

Auch bei Duduläus wird erzählt, dass, wenn ihm in Hamburg oder Danzig und anderswo Geld verehrt worden ist, er nicht viel über zwei Schilling genommen hat, davon er bald wieder den Armen austheilte. Nur in Naumburg hat er Beschenkung von den Kaufleuten gern angenommen, wird aber nicht viel gewesen sein.

G. Als vom laufenden Juden werden merkwürdige Dinge von ihm berichtet. Wie vorhin schon erwähnt ward, dass man dem „ewigen Juden“ um des Wanderns willen den Namen Buddha gegeben, der da „lehrender Pilger“ der Seinen war — so hat man auf ihn auch Sagen von Chisr dem ewigen Freunde der Araber übertragen. Chisr wandert in allen Aeonen umher, wie die Legende erzählt. — Er hat mit Moses Wanderungen gemacht, er ist mit Alexander zusammengetroffen (Hammer, Rosenöl, 1. 118 u. s. w.) Er ist es, von dem Rückert erzählt: „Chidher, der ewig Junge, sprach: — ich fuhr an einer Stadt vorbei; ich fragte seit wann die Stadt hier sei. Er sprach und pflückte die Früchte fort, die Stadt steht ewig an ihrem Ort.“ Aber nach fünfhundert Jahren kam er wieder gefahren, — da findet er eine Wiese mit Heerden, dann ein Meer mit Schiffen, dann einen Urwald, dann wieder eine Stadt. Chisr ist seiner Sprache und Bedeutung nach der Frühling, der immer wiederkommt, was

auch für Wandlungen auf Erden vorgegangen sein mögen. Dessen Sagen stellen sich nun in der Erzählung des „laufenden“ Juden dar. Ahasver — den die Sage als einen dauernden Herbst darstellt, trägt die Erfahrungen des immer wiederkehrenden Frühlings. Aber das ist seine Parallele. In Oberwallis ist ein grosser Gletscher, wo die Visper entspringt. Da soll einmal eine ansehnliche Stadt gewesen sein. Durch diese war der „laufende Jude“ gekommen und sprach: wenn ich zum zweiten Male hier durchwandere, werden, wo jetzt Häuser und Gassen sind, Bäume wachsen und Steine liegen. Und wenn mich zum dritten Mal dahin der Weg führt, wird nichts da sein als Schnee und Eis. (Grimm, deutsche Sagen, 1, p. 344.) Der Schratten ist ein Bergstock südwestlich vom Dorfe Flühli hinten im Entlibuch. Da ist der „ewige Jude Ahasverus“ schon drei Mal vorbeigekommen. Das erste Mal war der Schratten ein Weinberg, hernach eine Alp und zuletzt nur noch ein kahler Fels. (Lütolf, Sagen, Gebräuche und Legenden aus der Schweiz, p. 58, n. 21.)

Drei Mal, sagte er zu einer Familie am Thuner See — als ein grosser, kräftiger Mann mit langem schwarzem Haar und schwarzem Bart — komme ich diesen Weg; drei Mal bereits habe ich die Grimsel überschritten. Als ich das erste Mal aus dem Rhonethal an das Thal der Aare stieg, fand ich auf meinem Wege blühende Ortschaften mit Obstgärten und Weinbergen; beim zweiten sah ich dichte Laubholz- und Tannenwälder, jetzt fand ich nur noch Gletscher, Eisfelder und Trümmerstätten“ (Pröhle, Deutsche Sagen, p. 169, 170). Aus der Haute Bretagne wird berichtet: Es sei nach La Chapelle, einem Dorfe bei Saint Briac, ein Mann gekommen, greis, mager, mit grossem weissem Bart; sie luden ihn ein näher zu treten, um sich auszuruhn, aber er blieb draussen und sprach: „Ich

kann mich nicht setzen; ich muss gehen. Aber das Dorf", sagte er, „ist sehr verändert." „Seid Ihr denn schon einmal hier gewesen?" fragte man ihn. „Freilich, es ist schon lange her, fast tausend Jahre. Das ganze Land war damals bedeckt mit einem ungemeinen Wald, von dem ich keine Spur mehr finde. Aber ich darf mich nicht aufhalten. Adieu." — Und er entfernte sich, ohne etwas anzunehmen. Eine ähnliche Historie sei in Chateau neuf passirt. Der ewige Jude hatte auch erzählt, wie anders es vor tausend Jahren ausgesehen hätte (vgl. Sebillot, Traditions et Superstitions de la Haute Bretagne. Paris 1882. 1. p. 564, 65).

In Lüneburg hiess er „der Wanderjude". Dort heisst es, er wird nicht hungrig, nicht durstig, nicht alt. Er nimmt seine Ruhe immer draussen und schläft unter keinem Dache. Vor einigen Jahren habe er in Lüneburg auf einem Stein geschlafen, der vor der Stadt liegt. In Sundewitt hat er sich auf einen Pflug gesetzt. Da kann er ruhen an Weihnachten; aus seinem Korbe wuchs das Moos heraus. (Vgl. Müllenhoff, Sagen aus Schleswig-Holstein, p. 160, 547.)

Im Ganzen behandelt die Volkssage überall die Person des Wanderers mit Freundlichkeit. Sie schildert ihn demüthig und ergeben — mässig und bescheiden —; er ist weder habsüchtig noch trotzig; er erträgt sein Schicksal mit Ruhe, nur einige Male lässt die Sage einen Schein von unruhiger Verzweiflung hervortreten, so in dem Bericht, nach welchem er in einer Höhle von Jerusalem verwahrt werde. Er war in alt-römischer Kleidung in der Gestalt, als er zu Christi Zeiten gewesen. Er ging in den Saal hinein, ohne ein Wort zu sprechen, that nichts, als dass er zuweilen mit der Hand an die Brust schlug, zum Zeugniss, dass er Christum unverschuldet in das Angesicht geschlagen. Hier ist die Erinnerung

an Nero eingemischt. Der ewige Jude war nicht in römischer Kleidung, und von Nero erzählte man, dass er verwahrt worden. Ausserdem ist hier der Hohepriesterknecht damit vertauscht, der Jesu im Palast des Hohenpriesters in's Angesicht schlug. Ausserdem erinnert sich Schudt (1. 1. 499) gelesen zu haben, dass er nackt in einem Gewölbe in einer Höhle zu Jerusalem stehe, — sein Haar ist so lang, dass es seinen Leib statt des Gewandes umgiebt, (wie in manchen Märchen von Frauen erzählt wird) und er rede nichts, wie dass er um die Zeit von Christi Leiden zu fragen pflegt: Ob die Weiber noch Kinder haben, weil der Herr zu ihm gesagt hätte: Er solle bleiben, so lange die Frauen Kinder hätten. Aus Viehoff (Archiv für den Unterricht im Deutschen, Heft II. 227) erzählt Grässe (p. 128), dass er in Spanien eine schwarze Binde trüge, womit ein brennendes Crucifix verdekt werde. Es ist damit auf das Zeichen Kains hingedeutet.

Alt und lehrreich sind die Stellungen, die man dem Wanderer in Jerusalem bei jener Katastrophe zuwies. In der Erzählung von Cartaphilus ist er der Pförtner des Pilatus, — in den englischen Berichten des 17. Jahrhunderts war er Diener des hohen Raths. Dies Letztere geschah eben durch die Einmischung des Dieners, welcher beim Verhör von Hanna Jesus einen Backenstreich gab. (Ev. Joh. 18, 22.) — Im Oldenburgischen wurde erzählt, dass, als Jesus zum Kreuz geführt wurde, er bei einem Hause rasten wollte, — aber der Eigenthümer trieb ihn hinweg. Da sprach Jesus: Ich will stehen, du aber sollst gehen. (Strackerjan, Aberglaube und Sage aus Oldenburg 2, p. 11 v. 273a.) Der Hausbesitzer ist Israel. Er hat das „Haus Gottes." Er treibt Jesu hinweg — so fasst es die Sage auf.

Populärer und weitverbreitet — aber auch an sich merkwürdiger — ist die Erzählung, dass der Wanderer ein Schuhmacher gewesen. Bei Duduläus wird erzählt, er sei seines Handwerks ein Schuster gewesen.

Das gilt ebenso gut in Schwaben (Birlinges 1, 211) wie in Schweden, wo der Schuhmacher von Jerusalem, Ahasverus, sprichwörtlich war. (Afzelius. Volkssagen 3, 244.) Eine eigenthümliche, etwas moderne Wendung nimmt die Erzählung im Oldenburgischen. (Strackerjan 2, 12.) Da nahm der Schuhmacher Aergerniss an der Thätigkeit Christi und dass er nicht auch blos handarbeite wie er; ja er tadelte ihn in neuphilosophischer Weise, dass er auch Andere zum Denken statt zum Schuhmachen heranzog. „Zur Strafe für diese Rede muss er nun selbst ewig wandern und er wandert noch, und ich kenne Leute, die ihn gesehen haben.“ In dem Gehölz von Jaunais (Untere Loire) liegt ein grosser Stein als Sandkorn, mit welchem der ewige Jude eines Tages seine Schuhe abputzte. (P. Sebillot: Gargantua, Paris 1883, p. 117.)

Wie kam die Sage dazu, aus dem Wanderer einen Schuster zu machen! An sich freilich muss es nützlich sein, dass ein Mann, der so viel wandert, im Stande sei, sich seine Schuhe selbst auszubessern, — aber diese practische Meinung würde die Sache nicht völlig erklären können, denn in mancherlei Sagen geht er gerade barfuss und aus demselben Grunde hätte er auch Schneider sein müssen, denn seine Kleider werden mehrfach defect geschildert. In verschiedenen Sagen von Anderen, die auch aus Verwünschung wandern müssen, werden steinerne Schuhe angezogen. Das befiehlt im Siddhikür der mongolische König, dass ein Aufseher nicht eher zurückkehren dürfe, bis er solche durchlaufen habe. (Jülg, Mongolische Märchensammlung p. 19.) Ein verwünschter Mann sagte zu

seiner Frau: „Sage Niemand, wer ich bin, denn wenn du es erzählst, so muss ich fort und du musst sieben Paar eiserne Schuhe durchlaufen auf der Wanderung, ehe du mich erlösen kannst.“ (Gonzenbach, Sicilian. Märchen, deutsch, 1 p. 288.) Auch nicht der sichtbare Gegensatz, in welchem der auf seinem Schemel sesshafte Schuster nun grade laufen muss ohne Ende, kann zur Deutung helfen — denn andere Handwerker müssen auch stille halten. Eine eigenthümliche Beobachtung machte Ludwig Leistner (Nebelsagen p. 291), dass *sky* ags. *scua* ahd. *scuwo*, *scu* für Wolken, Nebel, Schatten gebraucht wird. Das Wort klingt ganz ähnlich wie die Formen für Schuh, so dass das Volk die Zwerge Schuhmacher nannte, weil sie Nebel und Wolken machen. So machen denn auch die Wichtelmänner und Wassergeister Schuh, nehmlich Wolken und schlechtes Wetter, — aber die Sage vom ewigen Schuster hat damit nichts zu thun; der ewige Schuster ist doch nicht blos dazu da, um die Wolkenschuh um die Erde zu tragen. Es ist etwas Reales, was er bedeutet, nicht blos Nebel und Wind. Er macht eben als Wanderer keine Schuh mehr. Er ist ein historischer Typus, kein Typus der Bergnatur mit ihren Wolkengestalten. Er ist kein Gebild der Schweiz, sondern der Weltgeschichte. Man hat auf ihn manche Namen und Ideen aus anderen Volksgedanken übertragen, aber sie können seine ursprüngliche Idee nicht stören. Das thut auch die Sage nicht vom grossen Oetzthaler Ferner, wo eine Hexe, die Langtütin, mit dem ewigen Schuster geloost habe, wer von beiden wandern oder auf dem Eisberg bleiben soll. Die Hexe musste bleiben. Es wird darin doch nichts Anderes ausgesagt, als dass es einen verschiedenen Bann giebt, sowohl den der Fesselung an den Berg, wie bei Prometheus, oder den der ewigen Unruhe. — Auch die Harzsage, welche Nork sich erinnert, gelesen zu haben

(Sitten und Gebräuche der Deutschen bei Scheible; Klosier 12, p. 445), dass der wandernde Jude in einer stürmischen Nacht um Obdach gebeten, früh aber verschwunden ist, nicht ohne ein Geldgeschenk zurückgelassen zu haben, hat mit Zwergsagen nichts zu thun, auch wenn hier auf den ewigen Juden der Charakter eines dämonischen Wohlthäters übertragen ist. Er brachte auch Segen am Thuner See. In dem Hause, wo er Obdach gefunden, war er freundlich; die Leute konnten ihm nichts als ein Obdach gewähren. Am andern Morgen trat er unter die Thür und rief, die Hand erhebend, aus: „Gott segne und beschütze dieses Haus! Jetzt tritt der ewige Jude hinaus." Wenige Augenblicke darauf war er spurlos verschwunden. Am Nachmittag war er in Bern, wo er Wanderstab und Schuhe zurückliess .... „Von da ab war es den Leuten im Haidenhause besser als vorher; sie wurden nach und nach wohlhabend, so dass sie keine Noth mehr leiden mussten. Der Segen des ewigen Juden ruht noch heute auf dem Hause und kein Unfall kann es treffen." (Pröhle, deutsche Sagen, p. 117 u. 118.) Auch im Jahre 1505 soll der ewige Jude in Königinhof einer Familie dadurch geholfen haben, dass er ihr den Schatz ihres Grossvaters wies. Sie gedachten lange dankbar des ewigen Juden. (Hormeyer: Histor. Taschenbuch 1827 p. 299, Nork V, 1, p. 442—445.)

In kabbalistischen Schriften des Mittelalters (cf. Jalkut Reubeni, p. 29 a) kommt das seltsame Gleichniss vor, dass der Metatron ein תופ׳ מנעלים, ein Schuhmacher genannt wird. Metatron ist der kabbalistische, mystische Messias. So genau ein Schuhmacher auf die Naht, so sieht der Metatron auf die Verbindung der Welten. Dies Gleichniss hat vielleicht von da einen Anstoss erhalten, von wo auch das Handwerk eines Schuhmachers dem Ahasver beigelegt wird. Schon in

dem Bericht über Cartaphilus ist bemerkenswerth gewesen, dass dieser neben Paulus gestellt wurde. Er soll ja wie der Apostel von Ananias getauft sein. Man betrachtet sie demnach wie zwei Brüder. Auch Paulus war ein Wanderer im besonderen Sinne. Man übertrug das Handwerk des Apostels auch auf den ewigen Juden, aber war Paulus nicht ein Teppichmacher?! Ja, allerdings, aber die Griechen fassten dies (σκηνοποιός) als Zeltnäher, und da die Zelte vielfältig aus Leder waren, als Lederarbeiter, Schuhmacher auf. So wurde der Apostel als *Skytotomos* den Fischern gegenüber gestellt. Theodoret nennt ihn immer so. „Unsere Fischer und Zöllner und jener Schuster." In seiner achten Rede spricht er: „Gott bediente sich der Fischer, Zöllner und des Schusters, um den Menschen die heilsame und göttliche Lehre zu bringen." „Wir bezeugen", spricht er in anderer Rede, „dass für die Gesetze der Fischer und des Schusters viele Tausende ihr Leben dahingegeben haben (cf. Suicer 2, 981). Du Cange (Glossar. Graec., p. 1404) citirt ein Gedicht an die Schuhmacher des Klosters, in welchem es heisst:

Die Sohlenmacherkunst, die beste ist gewiss.
Denn sie ist's, die Paulus der Apostel ausgeübt
u. s. w.

Diese Kunst des Paulus wurde auf den legendarischen Gegenwanderer übertragen; sie waren beide von Ananias getauft und waren Gegner Christi gewesen; sie wanderten beide und waren beide Sutoren. Einige Schriftsteller, Botoreus und Bulenger (cf. Grässe p. 126 not. 36) geben an, er sei ein Gerber gewesen und in Brüssel trifft man ihn in der Gerberstrasse. Aber Gerber und Schuhmacher wurde hebräisch mit denselben Ausdrücken bezeichnet. Auch Cerdo wurde als ein Arbeiter in Leder wie der Schuhmacher benannt.

Aber in dem Gegensatz der beiden Sutores erkennt man die volle Idee der ursprünglichen Sage — wenn man manche Zuthat wegdenkt -- manchen Flitter abwischt, denn auch Paulus ist ruhelos — aber aus freiwilliger Liebe; Ahasver läuft, weil er muss. Der Eine läuft um des Friedens willen, Ahasver ist niemals befriedigt. Die liebevolle Rastlosigkeit hat doch immer Zeit. Ahasver thut nichts für die Andern und hat niemals Zeit. Paulus eilt immer fort, um su säen. Ahasver hat keine Ruhe und fördert nichts; er hat das Ideal verloren. Es giebt eine Fülle moderner Dichtungen über den Ahasver. Ich habe nicht den Zweck, eine Bibliographie derselben zu geben; die am meisten berühmt war in ihrer Zeit, war der juif errant von Eugen Sue. Ahasver trägt auf seinen Sohlen sieben Nagelköpfe in Form eines Kreuzes, und der Fusspfad, auf dem er wandelt, giebt dasselbe wieder. Er wandelt aber nicht allein, wie der Schuster auf dem schweizerischen Ferner, sondern die Hexe Herodias marschirt mit. Als er nun doch zuletzt stirbt, erlöst er den Arbeiter und Herodias, das Weib. Ist schon dor Arbeiter zu bedauern, der durch einen groben Portier erlöst werden soll — wie viel mehr das arme Weib! Denn ihr Ideal soll Herodias, die Buhlerin und Mörderin werden.

Wie viel schöner ist die Legende der Juden von dem R. Löb in Prag, der aus Lehm sich einen Diener bereitet hatte, der Leben gewann, wenn er ihm den geheimnissvollen Namen in den Mund legte, der aber wieder Lehm war, wenn er ihn wegnahm. Er pflegte das vor Beginn des Sabbat zu thun. Aber einmal vergass er's. Da fing das Lehmbild zu rasen und zerstören an; man muss den Rabbi holen, es zu bändigen. Das ist der Mensch — der den Namen Gottes ohne Sabbat hat.

Ahasver ist ein Christ geworden; er ist getauft, er geht in die Kirche, aber der Bann bleibt auf ihm. Ahasver ist das Bild des Menschen und des Völkerherzens, es mag christlich sein oder nicht; es hat keine Ruh — wenn ihm die Liebe fehlt.

Die falsche Liebe freilich ist matt — und doch stolz; hegt das Vorurtheil und liebt den Vortheil; ist heuchlerisch und schmeichlerisch; sie redet von Religion und glaubt nicht an sie, ist nicht warm noch kalt — aber die wahre erwärmt, entzückt, erhebt — sie wird nicht müde und freut sich nicht der Ungerechtigkeit, sondern freut sich der Wahrheit. Sie duldet Alles.

Es war etwa vor 1820 Jahren in Nero's Zeit, da kamen zwei Männer in Rom an; der Eine nicht ohne Bequemlichkeit, er hatte gute Empfehlungen, ein gefeierter Schauspieler war sein Gönner; die Kaiserin Poppäa empfing ihn gnädig; reich beschenkt zog er wieder hinweg. Das war der Geschichtsschreiber Flavius Josephus.

Der Andere kam als Gefangener, mit der Kette an den Arm eines Kriegers geheftet, arme Leute begrüssten ihn. Sonst nahm Niemand von ihm Notiz. In den Zeitungen stand nichts. In den Salons sprach man nicht von ihm. Seneca speiste an goldenen Tischen; das grosse Leben rauschte gedankenlos dahin. Dieser Andere war Paulus und doch, als er in seinem Gedinge zu lehren anfing, war für Rom der Same eines neuen Lebens gelegt. Bis über die Alpen schmetterte die Nachtigall. Die Bäume schlugen aus; ein röthlicher Thau wie Blut lag über der träumenden Völkerwelt.

.... Damals fing das Herz an Ruhe zu lernen. — Der römische Nero Ahasverus konnte stille werden und wenn die Liebe begonnen hat — wird es dennoch Frühling werden.

---

# Anmerkungen.

So schreibt noch Rabanus Maurus (De Antichristo ed. Colon. fin.): „Ne subito nec improvise veniat Antichristus duo magni prophetae mittentur in mundum, Enoch et Elias“ etc.

Fabriciusi Bibliotheca Graeca ed. Harless 12, p. 60.

Er sagt: Unde illum quidam deliri credunt. Der Kirchenvater versteht unter *deliri* so viel wie μαίνοντες, prophetische Menschen von Exstase, wobei der Mensch gleichsam ausser sich ist. Ein Tadel ist damit wohl nicht gemeint.

Wir müssen, um diese zu charakterisiren, eine andere Gelegenheit suchen. Ein ganzes Buch darüber siehe Franc. Potter: Interpret. Numeri 666 Amsterd. 1667 etc.

cf. Matthaeus Paris opera ed. Wats. Paris 1644, p. 242.

Der Inhalt davon ist auch wiedergegeben in Phil. Mouskes, Chronique rimée (Bruxelles 1838). cf. Grässe: Ewiger Jude, p. 124.

Die ältere Literatur ist am besten notirt in Wolf, Bibliotheca Hebr. II., p. 1093, 4, 515. Der Inhalt des Briefes von Dudulaeus ist oft wiedergegeben. Vgl. Grässe p. 85. Nork Kloster 12, 431. Es sind viele Citate über diesen Gegenstand, die aus einem Buch in das andere wanderten. Interessant ist Francisci: Lustige Schaubühne (Nürnberg 1679) II., 402, was übrigens Wolf auch schon kennt.

Auf Abbildungen der griechischen Kirche gehen hinter Christus, der das Kreuz trägt, die Mutter und Johannes. Und ein Mann (Krieger) hält sie zurück mit einem Stock. Schäfer, Das Handbuch der Malerei, p. 203. In der Madelaine zu Paris auf einem grossen Bild des Christenthums steht links von Christus der „ewige Jude“. Vgl. Bädeker, Paris, p. 129.

Auch in dem französischen Gedicht des 17. Jahrhunderts, das Schöbel mittheilt. (La légende du Juif errant. Paris 1877, p. 21.

„De son métier cordonnier il dict. etc.“) Abbildungen stellen ihn mit Sandalen bekleidet dar oder mit Halbstiefeln. Schöbel, p. 37.

Ein ähnlich Sagenbild ist das Meerungeheuer, von dem Abuhamed und Alcazwini im „Buch der Wunder Geschöpfe“ reden. Es hat das Gesicht eines Menschen mit grauem Bart. Der Körper ist wie der eines Frosches; das Haar wie eines Ochsen, die Gestalt wie eines Kalbes. Und in der Nacht des Sabbats pflegt es aus dem Meer zu steigen und bis Sonnenaufgang um die erste Nacht herumzuschweifen, dann wieder zurückzukehren. Kein Schiff kann es erreichen. Vgl. Sam. Bocharts Hierozoicon II., VI., cap. 15, p. 858 (ed. Francof.)

Es war unmöglich, literaturgeschichtlich Allem zu genügen. Die nothwendigsten Berichte, hoffe ich, sind angedeutet. Es kam darauf an, einen wissenschaftlichen und neu erklärenden Versuch zu machen und auf unbekannte Wendungen hinzudeuten.

Als ich die vorstehende Abhandlung für die Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“ publicirte und daher kurz genug sie zu fassen suchte, erschien die fleissige Schrift von Dr. L. Neubaur: Die Sage vom ewigen Juden, Leipzig 1884 (J. C. Hunichs'sche Buchhandlung) — doch bemüht sie sich mehr eine bibliographische Revue über den ewigen Juden zu geben, obschon ihr auch nicht alles zu Gebote stand und in meiner Abhandlung, die diesen Zweck nicht verfolgt, einige Ergänzung finden kann. Für die Erklärung der Sache hat sie nichts gethan; die Deutung der Namen ist ihr nicht gelungen. Ich hoffe, der Verfasser wird mit der von mir gegebenen freundlich übereinstimmen.

---

# Grab und Scheiterhaufen.

---

Jeder neue Frühling hat eine grosse Gabe uralter Bräuche zu deuten. Die neue Sonne ist auch in unsern Landen so herrlich, wie je die alte war. Wenn wir uns ihrer freuen, befreit von Sturm und Kälte, können wir uns lebendig vorstellen, wie glücklich die alten Völker waren, wenn sie die Sonne in unbesieglicher Kraft Wald und Feld umglänzen sahen. Diese weckt die schlafende Natur, in ihr brechen die Knospen auf; die Kelche öffnen sich, und was verloren und verwelkt schien, kehrt wieder.

Und darin lag ihr grösster Reiz; sie war so klein geworden, der Tag war so kurz; die Stunden der Nacht waren so gross. Es schien, als ob der Winter sie verschlungen hätte, als ob der Sonnenvogel in seinem Neste starb — sieh, da steigt sie wieder empor — mit immer stärkeren Flügen erreicht sie die Höh' und nun glänzt sie wieder wie zuvor.

Der Mensch vor uralter Zeit sah das mit Bewegung und Ahnung. Wie die Sonne untergeht — weiss er seinen Weggang, wird er, wie sie, wiederkehren? Auf das Wiederkehren war das Herz von je gerichtet; nichts lieberes als Wiederkehr zu verlassener Liebe, als das Wiedersehn dessen, was man

verloren hat. Der Tod wird leicht und leichter, ist in ihm ein neues Werden und Auferstehn. Alles Vergängliche ist uns ein Gleichniss.

In den Ruinen des gewaltigen Sonnentempels zu Palmyra findet man noch heute das Bild eines Adlers mit dem Büschel auf dem Haupt. Es stellt den Phönix dar: das Gleichniss des periodischen Sonnenjahrs. Phönix (fenech) ist nichts als *aeon.*

Sagen verschiedener Art stellen das Beginnen und Enden des Sonnenjahrs im Leben und Sterben des Vogels dar. Aus Aegypten erzählt Herodot, dass er immer wiederkomme, wenn sein Vater gestorben ist. Er lege ihn in ein Ei von Weihrauch und trage ihn in Myrrhen eingemacht in das Heiligthum des Helios. Das ist das Bild des Grabes. Der Phönix wird einbalsamirt für die Wiederkehr.

Eine ähnliche Sage erzählt Plinius. Der greise Phönix bereite sich selbst aus Cassia und Weihrauch ein Nest, erfulle es mit Duft und sterbe. Aus seinen Gebeinen und Eingeweiden komme zuerst ein Wurm, der ein junger, neuer Phönix ist. Wie aus der Raupe kommt der neue Phönix hervor.

Auch Tacitus erzählt, dass der greise Phönix ein Nest baue und ihm Zeugungskraft gewähre, daraus entstände dann eine neue Geburt, die den Vater begrabe.

Diese Nachrichten haben ägyptischen Grund. Sie erzählen vom Grabe des Phönix und bilden die Symbolik des ägyptischen Begrabens ab. Die Einbalsamirung der Todten in Aegypten geht auf eine Auferstehung, — wir kommen darauf zurück — jede Mumie drückt die Hoffnung auf Wiederkehr aus.

Geläufiger ist in späterer Zeit die Meinung, dass der Phönix sich selbst verbrenne und aus seiner Asche der neue Vogel hervorgehe. Artemidorus ist der erste, bei dem wir

die Nachricht finden; danach fliegt der alte Phönix nach Aegypten, baut dort einen Scheiterhaufen von Cassia und Myrrhen, stirbt, und nach einiger Zeit, glaubt man, wird ein Wurm in Asche geboren, welcher heranwachsend, ein Vogel wird.

Dies ist nicht mehr ägyptisch, sondern asiatisch. Es stellt die Symbolik der Verbrennung der Todten dar. Was hier vom Phönix erzählt wird, spiegelt sich in den Erzählungen von der Verbrennung des Sonnenhelden in Syrien und Indien wieder.

Herakles ist ein solcher Sonnenheld. In seinen Sagen mischen sich Dichtungen und Gleichnisse verschiedener Völker. Wenn er ein Feind der Juno genannt wird, so, weil er die Geschöpfe der Nacht überwindet. Was von seinem Ende erzählt wird, bildet die Wiederkehr des Sonnenphönix ab. Auf dem Scheiterhaufen des Berges Oeta lässt er sich selbst verbrennen. Blitze verzehren den Holzstoss, so fährt er auf dem Viergespann der Athene gen Himmel, um bei den Göttern zu sein.

Von seiner Dichtung giebt die Schilderung des Todes von Baldur noch ein schöneres Abbild. Es schimmert durch dieselbe noch die Sage der orientalischen Heimath. Der Name von Baldur ist etwa die Uebersetzung von Ela gabal, als Sonne der Höhe. Himmelslicht oder Berglicht wird die Sonne vielfach genannt. Eine andere Form nennt ihn Baldäg, das ist das Licht des Tages. Er hat einen Sohn Brond, das ist Gluth. Er ist in neuerer Zeit mit Achilles verglichen worden, das ist nicht glücklich. Sein von der Edda berichtetes Schicksal giebt die Spuren herakleisch-orientalischer Dichtung wieder, wie Herakles an dem Gifte stirbt, das er von der lernäischen Schlange gewonnen. Dejaneira will das Gift, das sie ihm

sendet, zum Heil gebrauchen, — so stirbt Baldur an der Mistel, welche sonst das Allheil bedeutet; aber vom Bösen zum Unsegen missbraucht wird. Das Schiff, auf welchem Baldur verbrannt werden soll, können die Götter nicht bewegen; die Guten können es nicht, nur die Bösen, so will in der prosaischen Sage, die Diodor mittheilt, Niemand den Scheiterhaufen des Herakles anzünden. Die Frau des Baldur hiess Nanna; vor Jammerklage brach ihr das Herz. Nanna bedeutet die Naenia, die Todtenklage. Als er gestorben war, befahlen die Götter aller Natur zu weinen, und sie weinte, wie die kindliche Edda sagt, „wie die Dinge weinen, wenn sie aus dem Frost in die Wärme kommen.“

Es erinnert das an die Klage der syrischen Sonnendiener um den Adonis und Thammuz, wie es auch der Prophet des alten Bundes beschreibt. Die wunderbare Erzählung Plutarch's von einem Seefahrer, der, als eine Stimme erscholl, „der grosse Pan ist todt“ Weinen und Klagen an allen Küsten hörte, ist ein Wiederklang der Sage von Baldur — denn Pan ist offenbar nach seinen Namen, und weil ihn die Aegypter Mendes nennen, nichts anderes, als was Adonis und Baldur waren. Die Göttin Frigg (Freia), welche vor Allen sich bemüht, Baldur zu retten, ist das Abbild Aphroditens, der Beschützerin des Adonis, die aus seinem Blute die weissen Rosen roth gefärbt hat. Wie Thor in seinem Zorn den Zwerg Lit in das Feuer stiess — so ist Lichas in der Herkulessage das Opfer des Zornes des Helden, der ihn in das Meer warf. An dem germanischen Scheiterhaufen Baldur's leuchtet aber überall orientalisches Feuer.

Die Sonnengottheit, welche als Phönix sich selbst verbrennt, hiess bei den Assyrern Sandon oder Sardon (wie Sunna deutsch und Sura im Sanskrit Sonne heissen). Wir

haben Münzen von Tarsus, auf welchen ein Scheiterhaufen abgebildet ist, über welchem ein Adler (das Bild des Phönix) schwebt.

Von diesem Sardon hat der assyrische König Sardanapal seinen Namen, welcher sich mit seinem ganzen Hause, als er gegen die Babylonier unterlag, selbst verbrannt haben soll. Ob diese Erzählung nun eine Sage oder geschichtlich ist, — sie ist das Vorbild von Ereignissen, welche der Wirklichkeit angehören,

Ihrer Gottheit nach wollten Könige sterben, wenn sie nicht mehr in Ehren leben konnten. Das soll Krösus gethan haben, als er, nach der gegen Cyrus verlorenen Schlacht, den Scheiterhaufen bestieg. Soweit der asiatische Sonnendienst ging, finden wir Beispiele davon. Zwischen dem Glauben des alten Testaments und der syrisch-kananitischen Lehre bildete der Sonnendienst den stärksten Contrast. Der Baalsdienst war der wahre Anstoss der Propheten. Aller Abfall von der Religion des Geistes fiel in den Dienst der Sonne. Es wird nur von einem Könige in Israel erzählt, von Simri, dass, als er sah, wie er die Königsstadt nicht halten konnte, er in die Burg des Königshauses ging, über sich das ganze Haus verbrannte und starb. Von ihm heisst es, „er habe in seiner Sünde wollen Israel zur Sünde verleiten." Er war der Mörder seines Vorgängers und dessen ganzen Geschlechtes gewesen. Es war ganz derselbe Brauch, in welchem der Karthager Hamilkar, als er in Sicilien die Schlacht gegen Gelon von Syrakus verlor, wie Herodot meldet (7. 136) sich selbst in das Feuer gestürzt habe und verschwunden sei.

Das Gleichniss, welches die Sonne nach poetischer Anschauung gab, dass sie sich selbst verbrenne, um neu aus der Asche aufzustehen, wurde zu einem w i r k l i c h e n Glauben.

Was der Sonne geschehe, nahm man vom Menschen an. Wenn der Scheiterhaufen bei der Leichenfeier des römischen Kaisers angesteckt ward, stieg aus der Spitze desselben ein Adler empor, der die Seele des zum Himmel steigenden Kaisers abbildete.

Zwischen den syrischen Völkern und den Persern floss der Tigris — und der Fluss trennte die verschiedenen Meinungen von Sonne und Feuer. Die Religion des Zoroaster hat einen prosaischen national-öconomischen Character. Was nützlich war, galt als gut und rein. Das Unnütze war unrein. Der Leichnam war unnütz geworden; er würde das Feuer, wenn man ihn darin verbrennen wollte, unrein gemacht haben; darum war es bei ihnen streng verboten, den Leichnam zu verbrennen. Der König Darius schickte Gesandte nach Karthago, um das Verbrennen der Todten zu verbieten. Der Todte wird bei den Parsen noch jetzt auf einem hohen Gerüst den Raubvögeln zur Beute überlassen. Schon Herodot erzählt, dass er von den Magiern bestimmt weiss, wie sie ihre Todten Vögeln und anderen Thieren zum Frass gegeben. Erst die Gebeine wurden an demselben Orte in irgend einem Beinhaus beigesetzt.

Derselbe Gegensatz fand zwischen den Anhängern Wischnu's in Indien und denen des Siva statt. Siva war selbst die Incarnation des Feuers und Wischnu der Sonnenheld, der mit dem Sonnengeier Garuda den Sonnenhelden Westasiens mit dem Adler genau entsprach.

Die Anhänger Siva's warfen ihre Todten in's Wasser oder setzten sie aus, wie die Perser thun. Die Anhänger Wischnu's verbrennen sie zumeist; dass dies aus demselben Grunde geschieht wie in Westasien, ersieht man aus den Beispielen der Selbstverbrennung indischer Weisen und aus

der Wittwenverbrennung. Bekannt ist der Inder Sphines, der von seiner gewohnten Anrede Kalyâna (Lieber) den Zunamen Kalanus, wie ihn die Griechen nennen, erhalten hatte. Er fasste in Anwesenheit Alexanders des Grossen, der ihn aus Indien mitgenommen, in Parsargada den Entschluss, sich in den Flammen des Scheiterhaufens zu tödten. Er that dies vielleicht nur, weil er fürchtete, dass dies mit seinem Leichnam in Persien nicht geschehen werde; seine Selbstverbrennung war ein Vorgreifen. Eben um des Glaubens willen, dass man zum göttlichen Neuleben gelange, wenn man in den Flammen sterbe, wie der Phönix, war der Selbstmord ein heiliger Act. Er wollte nicht blos von den Banden des Fleisches befreit, sondern in der Sonne leben. Das wird noch deutlicher aus dem Beispiel des Zarmanochegas (was Bohlen als Sarmanacharyas, der Heilige, erklärt). Er stürzte sich fröhlich, nackt und gesalbt in die Flammen. Auf seinem Denkmal stand: „Hier ruht . . . . ., welcher sich nach der väterlichen Gewohnheit der Inder selbst tödtete! Man nannte es indischen Brauch, sich durch die Flammen zu tödten, wie es Simri und Hamilkar thaten.

Ueber den Proteus Peregrinus wäre viel zu sagen, denn die Schrift des Lucian ist parteiisch und spöttisch, und doch enthüllt er selbst ein Wort, das die That des Philosophen, der sich gleichfalls öffentlich in die Flammen stürzte, deutlich erklärt.

Lucian sagt: „Uebrigens höre ich, er wolle nicht länger Proteus heissen, sondern habe diesen Namen mit Phönix vertauscht, weil dieser indische Vogel, wenn er sein höchstes Alter erreicht hat, Holz zusammenträgt und sich selbst verbrennt."

Nur bei den Wischnuiten herrscht die Wittwenverbrennung. Es handelt sich hier nicht um ein moralisches Urtheil über

sie allein, sondern um die Idee, die darinnen liegt. Es war für die Frau eine Ehre, da zu sein, wo ihr Gatte ist, mit ihm in den Flammen göttliches Leben zu geniessen. Es galt schon zu des Megasthenes Zeit für unrühmlich, wenn das Weib es nicht that, und die Kinder einer Frau, die es freiwillig that, wurden mit Ehren überhäuft.

Das Leichenverbrennen — das ist das Characteristische — hat überall eine aristokratische Art. Zumal die Frau des Braminen ist besonders dazu veranlasst, sich mit dem Gatten zu verbrennen; aber allen Frauen der Sudras ist es verboten, sich mit verbrennen zu lassen, weil sie die unterste Klasse waren.

Ein aristocratischer Zug geht durch den Verbrennungsgebrauch aller Völker. Wenn bei den Griechen, wie nachweislich, Begraben werden und Verbrennen nebeneinander im Brauch waren, so wurde doch, wie es scheint, das Verbrennen Sitte der Reicheren und Vornehmeren. Auch bei den Germanen, sagt Tacitus, wird das beobachtet, dass die Könige berühmte Männer mit gewissen Hölzern verbrannt wurden. (Germania 37.)

Man glaubt auch bemerkt zu haben, dass die Gräber aus uralter Zeit, die man aufgedeckt hat, weniger ausgeschmückt seien, wenn sie begrabene, als wenn sie verbrannte Todte enthielten.

Natürlich wurden Arme und Sclaven nicht wie ihre Herren behandelt. Am Esquilinus in Rom war ein für die Leichen bestimmter Platz, wo die Armen und Sclaven ohne weiteres eingescharrt oder hingeworfen wurden.

Die römischen Kaiser, als Götter, glaubten wenigstens in ihrem Himmel keinen Sclaven mehr zu brauchen.

Plinius hat in Bezug auf römische Gebräuche folgende eigenthümliche Bemerkung (7, 54): „Das Verbrennen selbst

ist bei den Römern kein altes Herkommen; vordem wurden die Leichen zur Erde bestattet. Nachdem sie aber in den langwierigen Kriegen wahrnehmen, dass die Begrabenen ausgewühlt wurden, ward dasselbe eingeführt. Doch haben viele Häuser die alten Gebräuche beibehalten, wie man die Nachricht findet, dass in dem Cornelischen Hause Niemand verbrannt sei vor dem Dictator Sulla. Dieser habe aus Furcht vor der Wiedervergeltung solches für sich angeordnet, weil er des Marius Grab entweiht hat.“ Cicero wiederholt dieselbe Thatsache.

Allerdings solche Erfahrungen sind vorgekommen. Chambyses hat den Leichnam des Amasis aus seinem Grabe reissen und misshandeln lassen. Der Targum Esther hat die Sage, dass der Sohn Nebucadnezar's seines Vaters Leichnam aus dem Grabe geschleppt habe, um ihn zu misshandeln, als Abbild von gräulichen Ereignissen in byzantinischer Zeit. Die Franzosen haben im 17. Jahrhundert die Kaisergräber von Speier entweiht und der Leiter dieser Unthat hiess Hentz — und die Vergeltung, die Sulla fürchtete, trat ein; denn die Königsgräber von St. Denis wurden so in der Revolution entweiht und der Führer hiess seltsam genug wieder Hentz.

Wenn darum der römische Dictator die Sitte änderte, so zeigte das ein schlechtes Gewissen; er fürchtete für seinen Cadaver wie für seine Seele.

Wenn wir ein Urtheil über die Verbrennung der Todten äussern, noch ganz ohne Zusammenhang mit der christlichen Lehre — ja selbst ohne das Urtheil heidnischer Philosophen zu berücksichtigen, auf welches wir ferner eingehen — so finden wir, sie geht aus einer Willkür hervor, welche man sich über den Leib des Verstorbenen gestattet. Der Leichnam dünkt uns heilig zu sein. Wenn Sulla erschrak, man könne seinen Leich-

nam verstümmeln, so geschah das ja beim Verbrennen regelmässig. Es ist gleichsam ein nochmaliges Tödten des Todten. Die Verbrennung eines Leichnams scheint mir unheiliger, als die eines Lebenden. Die Alten haben das selbst gespürt. In Rom zündeten die Angehörigen den Scheiterhaufen an mit abgewendetem Angesicht. Es hat denselben Sinn, wenn Niemand sich finden will, den Scheiterhaufen für den Todten anzustecken. Es ist eine Zerstörung der letzten Erinnerung. Das schöne Gefühl der griechischen Kunst hat sich dagegen erklärt. Sie haben den Tod wie einen Schlaf gebildet. So liegen die zwei Jünglinge nebeneinander; sie schlafen beide; sie haben beide die Hoffnung, aufgeweckt zu werden. Die Verbrennung zerstört das Bild.

Die Willkür, mit welcher man den Todten behandelt hat, schliesst die Willkür gegen den Lebenden ein. Die Selbstverbrennung ist ein Selbstmord. Es ist ein Ersticken des eigenen Lebens vor der Zeit.

Es ist allerdings ein Nachbild des Sonnenphönix; aber das schöne Naturbild — obschon ein einseitiges — kann kein Sittenbild werden. Der römische Tyrann verbrennt sich, um ein Gott zu werden. Nicht umsonst hat die Sitte eine aristocratische Art. Die armen Sclaven hatten keine Adler, die sie zu Zeus trügen. Es war ein Anspruch, ohne weiteres göttlich zu werden, denn die Flammen verzehrten nur den Leib — aus Flammen ist der Mensch nicht hervorgegangen. Es ist merkwürdig genug, dass Kinder niemals verbrannt wurden — wenigstens bei den Römern — sie wurden begraben. Man machte eben Unterschiede beim Verbrennen der Todten. Es war ein Act eitler Selbstgerechtigkeit, das Sonnenbild an sich lebendig zu machen, was blos Königen, Feldherren und Reichen wohl anstand. Das ist auch den Alten nicht eingefallen, dass

hygienische Gründe für die Verbrennung sprechen sollten. Die Todtenurnen haben die Krankheiten und den Tod nicht verhindert. Die Kirchhöfe sind gesünder, wie die engen Strassen der Lebenden. Die Denksteine rufen mehr zum gesunden Leben, wie die langen Arme der Trinkhäuser. Hygiene ist allein gute Sitte — der ein memento mori nicht fehlt.

Der tiefste Grund freilich, für alle, die heute für die Verbrennung sind, ist bewusst und unbewusst der Gegensatz gegen den Brauch der christlichen Kirche. Das ist zugleich der flachste Grund. Nicht Negiren, sondern Prüfen ist die Aufgabe. Es ist lehrreich, zu erkennen, aus welchen Gedanken die Bräuche hervorgegangen sind, in denen wir leben.

Als Nachahmer des Phönix, der aus der Asche steigt, ist der ganze Verbrennungsbrauch entstanden; auch Christus heisst ein Phönix. Wir werden ferner sehen, was das bedeutet. Jedenfalls haben wir Charfreitag nicht an der Todtenurne, sondern am Grabe Christi gefeiert. Das Evangelium ist eine Verklärung des Menschen, der die Schlafenden aufweckt. Wache auf, heisst es, von den Todten, Christus will dich erleuchten.

---

## Die Leichenbeerdigung.

1. Vom Phönix ging die ägyptische Sage beim Herodot, dass er begraben und balsamirt worden sei; es geschah an ihm, was die Aegypter an den Todten überhaupt thaten. Man brauchte, wie die alten Schriftsteller erzählen, bei der ersten Gattung der Einbalsamirungskunst Myrrhen, Cassia und andere Gewürze, die in den Leib gethan werden, der zuvor mit Dattelwein ausgespült worden ist. Desgleichen hatte man das Gehirn mit ähnlichen Gewürzen gefüllt. In der zweiten ge-

brauchte man namentlich Cedernöl. Schon an den Stoffen, die dazu verwendet wurden. erkennt man symbolisch die Bedeutung der Mumisirung selbst.

Auch der Phönix war, in Myrrhen eingehüllt, im Grabe beigesetzt. Die Myrrhe wird sonst eine Mutter des Adonis, des syrischen Sonnengottes genannt, der stirbt und aufersteht; ander eitig nennt man ihn einen Sohn des Phönix. beides bedeutet die Wiederkehr und die Auferstehung. Das Cedernholz und das Cedernöl stammen ja von der Ceder, deren Holz als unverwesbar galt und daher bei der Reinigung der Aussätzigen auch im alten Bunde gebraucht wird. Der Dattelwein kam von der Palme des Phönix, welche selbst das Bild der Auferstehung war.

2. Sehr eigenthümlich ist beim Begraben der Todten der Gebrauch des Honigs. So erzählt Herodot (1, 198), dass die Babylonier ihre Todten in Honig legten, desgleichen berichtet Strabo von den Assyrern. Daher mag die Sage bei Statius (Sylv. III. 2, 117) gekommen sein, dass Alexanders Leichnam in Alexandrien unverwüstlich geblieben sei, weil er in Honig gelegen.

Das ist um so weniger unglaublich, als bei den Spartanern, deren Könige nicht im Auslande begraben werden durften. berichtet wird, dass Agesipolis in Honig gelegt, nach Sparta gebracht und da bestattet worden ist. (Xenophon Hellen. lib. 5 p. 564.) Desgleichen wird von Diodor berichtet, dass auch der greise, in der Ferne gestorbene Agesilaus in Honig nach Sparta gebracht sei (lib. 15, p. 401). Der philosophische Naturforscher Demokrit schrieb vor, die Todten in Honig zu legen, was freilich den Varro veranlasst, zu sagen — wie theuer dann der Meth werden soll, wenn so viel Honig verbraucht würde (bei Nonius de Indiscretis gen. ed. Paris 1613, p. 230).

Man schrieb, wie Plinius (22, 24) berichtet, dem Honig die Gabe zu, dass kein Körper in ihm faulen könne. Man glaubte in der That, dass der einfache Genuss des Honigs mit Brot ein langes Leben bereite und alle Sinne gesund und kräftig erhalte. Man führt ein Wort des Demokrit an, der auf die Frage, wie sich die Menschen ein gesundes und langes Leben erhalten könnten, antwortet: „Sie sollten ihren äussern Leib mit Oel, ihren innern mit Honig salben." (Geog. lib. 15, 7. Vgl. Democr. fragm. bei Mullach, fragm. Phil. ed. Paris p. 377.) Dasselbe antwortete ein hundertjähriger Greis dem Kaiser Augustus, der sich über seine körperliche und geistige Kraft wunderte, er sprach: „Innen durch Honig, aussen durch Oel wurde ich so." (Plin. 22, 24.)

Diese Kraft, die dem Honig zugeschrieben wird, hat offenbar auch eine symbolische Bedeutung. Man schrieb den Bienen eine besondere Reinheit zu; merkwürdig ist, dass ihr Name griechisch *melitta*, hebräisch *debora* mit Lied und Wort zusammenhängt. Eine ähnliche Eigenschaft hat das Wachs. Cicero erzählt dem Herodot (1, 140, nach Tuscul. Quäst. 1, 45), dass, sobald die Person mit Wachs umgeben, dadurch ihr Körper so lange als möglich Dauer habe. Auch von den Scythen erzählt Herodot, dass sie ihren König mit Wachs umgaben (4, 171). Was Diodor oben berichtete, dass man den König Agesilaus in Honig gelegt nach Sparta gebracht habe, wird von Plutarch (Ags. cap. 39) und Corn. Nepos (cap. 8 Schluss) nicht bestätigt. Sie erzählen vielmehr, dass, da man keinen Honig gehabt, man ihn in Wachs gethan habe. Peter von Bohlen vergleicht damit die Nachricht von der Balsamirung der Birmanenpriester, deren Körper man ganz auf ägyptische Weise von den Eingeweiden befreite, mit Spezereien anfüllte und dann mit einer Wachshülle umgab. So

werden auch in Tibet Priester und Vornehme balsamirt, wie Marco Polo (1, 36) erzählt und dieses Wachs — eine Art Bergasphalt — führt im Persischen den Namen Mum, daher seit dem 13. Jahrhundert die ägyptischen Leichen Mumien heissen. Es ist dies kein altägyptischer Name. Augustin, der Kirchenvater, erzählt, dass sie in Aegypten Gabbharas hiessen.

3. Die Aegypter waren ein Volk des Phönix, d. h. der Wiederkehr. Sie lebten von der Wiederkehr des Nil und stellten danach das Sein als ein periodisch wiederkehrendes dar. Für die Wiederkehr schufen sie daher ihre Werke von ungemeiner Dauer. Festigkeit und Unzerstörbarkeit sind daher die characteristischen Merkmale ihrer Bauten. Wie Pyramiden und Obelisken, so sollten die Mumien unzerstörbar sein bis auf die Wiederkehr. Das drückt Augustin treffend mit wenigen Worten aus: „Die Aegypter aber glauben an eine Auferstehung des Todten. Denn sie haben die Sitte, den Körper zu dörren und gleichsam ehern zu machen"; aber sie dachten nur an eine Auferstehung des alten, nicht eines verklärten Leibes. Servius bemerkt (Aeneis 3, 68): „Die Aegypter hatten, in Weisheit erfahren, die Körper darum länger balsamirt erhalten wollen damit die Seele lange Zeit ausdaure und dem Körper verbunden bleibe und nicht schnell zu Anderen in der Seelenwanderung übergehe."

Das war wohl nicht ägyptische Meinung — sondern manche Philosophen, wie die Stoiker, wollten die Leiber begraben haben, weil die Seele so lange daure, wie der Körper selbst.

Es ist bekannt, dass auch andere Völker die Körper ihrer Todten mumisirten, sogar die wilden Neuseeländer, die Einwohner Otaheiti's, die Guanchen auf den Canarischen Inseln. Die Peruaner thaten dies, indem sie ihre Todten der kalten, ausserordentlich dünnen und trockenen Bergluft aussetzten. Es

war, wie Prescott (Gesch. von Peru. Deutsch. p. 69) bemerkt: der Glaube an eine Auferstehung des Leibes, welcher sie veranlasste, den Leib mit so grosser Sorgfalt zu erhalten." Die Karaiben bewahren sorgsam die irdischen Ueberreste ihrer Vorfahren und verehren sie als Wohnsitze der Geister. Die Art der Mumisirung geschah wie in Peru (Meiners 1, 305, Müller's Amerik. Urreligion p. 209).

Von Democritus haben wir gehört, dass er die Leichname in Honig begraben haben wollte, denn wie Plinius (7, 55) ärgerlich genug von ihm berichtet, wollte er die Leichen erhalten und meinte, dass die Menschen auferstehn, und diese Lehre, in welcher das ägyptische Axiom durchtönt — ist offenbar auch die des Pythagoras gewesen. Allerdings meint Jamblichus, dass er die Leichname der Todten darum zu verbrennen verboten habe, weil er den Magiern darin folgte, denn nichts was göttlich wäre, wollte er mit Menschlichem verbunden haben (Vita, cap. 28 ed. Kiessling, p. 325); aber der gute Mann hat seinen Meister nicht verstanden. Wenn er den Magiern gefolgt wäre, würde er sich auch nicht haben begraben lassen. Pythagoras hatte die ägyptische Vorstellung in sich aufgenommen; er hielt fest an der Unsterblichkeit der Seele, für welche der Tod nur ein Wandern sei. (Stob. Ed. lib. I, 52, ed. Heeren 1, 104 etc.)

Er war ein Feind aller Gewalt gegen Mensch und Thier und gegen alle Zerstörung, wie Diodor (hist. Bibl. 1, 91) von den Aegyptern sagt, „dass sie jeden verabscheuen, der den Körper eines Mitbürgers gewaltsam antastet und verwundet, oder auf irgend eine Weise verletzt", so dass der bei der Balsamirung in das Fleisch schneidende verachtet, der Balsamirer aber hochverehrt ist; auf Otaheiti werden sogar diese für unrein angesehen (cf. Bohlen, Altes Indien 2, 184).

Woraus auch deutlich wird, dass Numa, der als Nachfolger des Pythagoras von den Römern geschildert wird, nicht verbrannt ward, sondern begraben, wie er geboten habe (Plutarch, Numa 22). Cicero nennt die Weise des Numa sehr alt und erklärt: „Es wird der Körper der Erde wiedergegeben und zwar so geordnet und gelegt, als ob er mit einer Decke der Mutter verhüllt wird — und mit demselben Ritus in demselben Grabe, erfahren wir, sei unser König Numa bestattet“ (de legibus lib. II. 22, 56).

Natürlich philosophirten die weisen Griechen darüber, dass der Leichnam nicht mehr empfände und es ihm gleich sei, was man mit ihm beginne; aber trotzdem zog es sie mehr zur mütterlichen Erde. Diogenes sagte nicht, er wollte verbrannt werden; man konnte ihn auch unbegraben liegen lassen; Socrates sprach zu Crito: „Wenn du mich erreichen kannst, so begrabe mich“ — (Cic. Tusk. Quaest. cap. 43). In der That handelte es sich darum nicht; die Seele wollten sie nicht begraben; darin zeigte sich auch der Instinct aller Völker, welche begruben; nur die Verbrennenden wollten auch die Seele brennen; die Flamme galt nicht blos dem Leibe, auch der Seele. Sehr gut ist die Bemerkung, welche Servius zu Virgil (11, 186) mittheilt. Er sagt: „Heraklit sagte, die Körper mussten verbrennen, weil er lehrt, dass Alles aus Feuer bestehe; Thales aber, sie mussten begraben werden, dass sie in die Feuchtigkeit sich auflösen, aus der Alles entstanden sei.“

Sie meinen Beide, dass der Körper zurückgegeben werden müsse dem, aus dem er entstanden ist.

In einem geistlichen Trauerspiel von „Kain dem Brudermörder“ von Michael Johansen (Hamburg 1652) spricht Adam von Abel's Leichnam:

„Wo ist mir wohl ein raum, dem ich dich anvertraue?
Hier hab ich abermal zu Leid und Sorgen fug,
Soll ich dich liebster Sohn in Laub und Gras bedecken?
Da lassen dir vielleicht die Schlangen keine Ruh.
Soll ich dich etwan den in einem wald verstecken?
Da fürcht ich wilde Thier. Ich weiss nicht, was ich thu.
Auf hohem Baum und Berg ist Rab und Geyr zu scheuen
Wo lass ich dich den wohl, da du am besten seyst.
Wie zeitlich fallt mir ein, des Höchsten billige drawen
Das mir bequemen ohrt zu deiner Leichen weist.
Du warest, sprach er, Erd und sollst zur Erde werden
Wolan so kom ich dan des harten Zweifels ob
Wo kan man besser Erd als in dem Grabe werden.“

Einem älteren Schriftsteller gefiel die Stelle so gut, dass er darüber vergass, dass Adam gar nicht zweifeln konnte, was mit dem Leichnam geschehen sollte, denn der Herr hatte schon im Paradiese (1. Mose 3, 19) zu Adam gesagt: „Du wirst im Schweiss essen dein Brod, bis du wiederkehrst von der Erde, von welcher du genommen bist, denn Erde bist du und zur Erde wirst du wiederkehren.“

Kain in Lord Byron's Trauerspiel drückt sich erhabener aus:

Ich wage nicht
Zu thun für dich, was du für mich thun solltest
Den Leib in's Grab zu legen — ach, das Erste,
Was für die Sterblichkeit gegraben wird.
Wer aber grub dies Grab? O Erde, Erde
Für all' die Früchte, die du mir gereicht
Geb' ich dir dies zurück.

Die Bedeutsamkeit der Idee der Schrift selbst wird nicht erreicht.

Der Mensch wird geschaffen aus einer Scholle der Erde *(Adama)*; er heisst darum Adam. Der irdische Stoff empfängt eine Seele *(neschama)* zum Leben; wenn er stirbt, gehen die beiden Elemente wieder aus einander; das Irdische zum Irdischen — das Seelische zu seinem Quell, daher heisst es, dass der Mensch zurückkehrt zur Erde, von welcher er genommen ist. Der Name Adams, des von der Erde Genommenen, schliesst schon die Einkehr zur Erde ein. Der Tod wird der erste Todtengräber für den Adam, den seine Neschama verliess. Allerdings haben auch die Alten schon allerlei Sagen über das Begraben Adams. Im Buche Perke R. Elieser cap. 21 wird erzählt, dass Adam und Eva das Begraben ihres Sohnes Abel gelernt haben vom Raben, der einen gestorbenen Raben in die Erde eingegraben hat. Im Koran (Sure 5) wird gesagt, dass Gott einen Raben gesendet, der die Erde aufscharrte, um Kain zu lehren, wie er seinen Bruder begraben solle (ed. Ullmann, p. 81). In diesem Gleichniss verbirgt sich eine bedeutsame Lehre. Der Rabe ist ein Aasfresser, darum begräbt er seine Genossen, dass sie nicht auch zu Aas werden. Adam oder Kain lernten dies von ihm und begruben die Todten, um sie nicht auch den Vögeln preiszugeben, wie dies die Perser mit ihren Todten thaten.

Eine sonderbare Auslegung haben die Alten, die Rabbinen und nach ihnen Hieronymus, dass es heisst, „Sara starb in der Stadt Arba“, sie erklären dies Arba für vier — und da Abraham die Grabstätte Machpela gekauft hatte, wo Sara zuerst begraben ward, so sei der Name „Vier“ daher entstanden, dass dort vier Paare begraben seien, nämlich Adam und Eva, Abraham und Sara, Isaac und Rebecca, Jacob und Lea. Aber

nur allegorisch, nicht historisch hat die Auslegung einen Sinn. An sich starben Adam und Eva vor der Sündfluth; Abraham kaufte die Grabstätte von den Söhnen Chet, die nie früher zu einer solchen gedient hatte; Kirjath Arba bedeutet eine Tetrapolis, aus der Hebron bestand; es war aus vier Orten zusammengewachsen. Nur die Allegorie macht sie interessant, in welcher gelehrt wird, dass etwa nicht Abraham und Sara zuerst die Bestattung in ein Grab eingeführt hätten, weil von ihrem Grab zuerst geredet wird, sondern dass von Adam und Eva an dieser Brauch statt haben musste. Der erste Mensch von der Erde und der erste Bekenner Gottes lagen so hier neben einander im Grab.

Nichtsdestoweniger nehmen viele christliche Schriftsteller die Allegorie buchstäblich, und noch in neuerer Zeit suchten Reisende die Stätte auf, „wo Adam und Eva gelebt, der Tod Abels beweint und Adam aus Erde gebildet ward."

Eine specifisch christliche Allegorie war die, nach welcher Adam auf Golgatha begraben war. Fast alle Kirchenväter freuen sich an dem Gedanken, dass Adam an der Stelle sein Grab hatte, wo später Christus litt. „Es passt", sagt Ambrosius, „dass da die Erstlinge unseres Lebens beigesetzt wurden, wo die Anfänge des Todes waren." Augustinus sagt: „Nicht übel wird angenommen, dass da der Arzt aufgerichtet ward, wo einst der Kranke lag und .... jenes kostbare Blut auch körperlich den Staub des alten Sünders, indem es ihn tröpfelnd berührte, erlöst haben soll." Die Symbolik ist grossartig, die darin lag; Adam ist die Menschheit, die stirbt — Christus ist der Mensch, der lebendig macht. Das Begrabenwerden ist Folge der Sünde, deren Sold der Tod ist.

Auch Christus ist begraben worden, weil er wie die Menschen und für die Menschen stirbt. Golgatha, so ist die

Allegorie, ist die Schädelstätte für den leidenden und den erlösenden Menschen.

Die Juden haben den Gedanken berührt, als sie in der Machpela Adam und Abraham vereint, denn auf Abrahams Blut bei der Circumcision setzten sie ihre Hoffnung — und es ist daher wunderlich, dass Christen noch im Mittelalter, weil sie den Gedanken nicht verstanden, von der Meinung des Grabes auf Golgatha als einer fälschlichen redeten.

Das Grab in Hebron war das erste Grab der Bekenner des alten Bundes, Golgatha ist das einzige Grab der Menschheit, aus welchem die Hoffnung des neuen Bundes herauskommt.

2. Mit Recht haben die Alten aufmerksam gemacht, dass zu Adam nicht gesagt ist, du sollst zur Erde gehen, sondern zu ihr wiederkehren, heimkehren, daher woher man gekommen — zur Mutter Erde, denn aus einer empfänglichen mütterlichen Erde ist er geschaffen. Das heimathliche der Erde überhaupt stellte sich im alten Israel wie natürlich am heiligen Lande besonders dar.

Das Grab, das Abraham kaufte, war der erste wirkliche Besitz im heiligen Land. Es war gewissermaassen der Typus für den zukünftigen Gesammtbesitz. Die Väter wollten darum in der Machpela begraben werden, wie in ihrer ersten Heimath. Im Lande waren sie noch Pilger, aber im Grabe waren sie zu Haus. Darum will Jacob nicht in Aegypten begraben werden, sondern in Hebron. Da er nicht mehr mit Joseph leben kann, um dessentwillen er die Freude ertrug, so will er zur mütterlichen Erde im Grabe der Väter zurückkehren. Man könnte fragen, warum Rahel und Jacob nicht in Hebron, sondern bei Betlehem begraben sind, — aber als Rahel starb — da lebte Isaac noch, und Jacob hatte noch nicht das Erbe und die Autorität. Erst nach Isaac's Tod wird Lea dort be-

graben. Es war der Urbesitz der Väter, gewissermaassen der Regenten der Familien allein, aber Jacob hatte gleichfalls ein Stück Landes erworben, welches er Joseph vermachte. Da wollte Joseph seinen einbalsamirten Leib begraben haben, wenn die Kinder Israel Kanaan in Besitz genommen haben werden. Aber wenn auch nur die drei Erzväter in Hebron begraben wurden, so waren sie doch die Väter des Volks. Sie schlossen in sich die ganze Verheissung der Zukunft. Zu den Vätern versammelt werden, wie dies bei Jacob, bei Moses und Aaron hiess, obschon die Letzten gar nicht in Kanaan begraben wurden, bedeutete sterben in ihrer Hoffnung und in der heimathlichen Gemeinschaft, welche den einen Glauben gab. Wie das Geschlecht Abrahams die Weissagungen und den Glauben der ganzen Menschheit trug, so wurde das Land Israel das Urbild der mütterlichen Heimath der Erde, zu welchem Alle versammelt werden sollen.

Merkwürdig ist der Gegensatz zwischen dem Grabe der Väter, das in einer Höhle sich befand, und dem der Brüder Aaron und Mose, die vor dem Einzug Israels in Kanaan starben. Diese starben auf den Bergen; dort war ihr Grab. Für Aaron war der Berg Hor angewiesen, dass er dort sterbe. „Nimm Aaron und seinen Sohn Elasar und fahre hin auf den Hor, und lasse Aaron seine Kleider ausziehen und seinem Sohne Elasar sie anlegen, und Aaron werde versammelt und sterbe daselbst“ (Numeis 30, 25—26 etc.). Mir dünkt, das Grab Aarons, des Hohepriesters, der dort sein Gewand an Elasar den Sohn übergab, hat eine Beziehung zu dem Berge, der es trug. Im 2. Buche Mosis (Cap. 39) heisst es: „Und aus dem Purpurblau und Purpurroth und Karmesinroth machten sie die Amtskleider zum Dienste im Heiligthum, und machten auch die heiligen Kleider fur Aaron . . . und er machte das

Efod von Gold und Purpurblau, Purpurroth und Karmesinroth und gezwirnter Byosus." Nun ist gerade der Berg Hor, wie ihn in neuer Zeit zumal die Reisenden genauer als früher geschildert haben, seltsam bunt gefärbt. „Nirgends, heisst es, zeigte sich die Färbung der Sandsteinfelsen auffallender, als hier an der Bergwand empor, wo diese bald dunkel, bald hellblau werde, mit Roth gestreift oder schattirt in Lila oder Purpurroth, dann wieder in Lachsfarben übergehen, mit welligen karmesinrothen oder Scharlachkreisen oder Wellen . . . indess andere Stellen in hellgelben und mit Orangefarben prangen."

Das Grab trägt gewissermaassen die Farben des Priestergewandes Aarons.

Es ruht der Hohepriester in der Bergeshülle, nachdem er die Gewänder des Lebens an seinen Sohn übertragen.

Moses starb auf dem Berg Nebo und wurde dort in einer Vertiefung begraben; Niemand wusste sein Grab — aber der Prophet, dem keiner glich (Nabi) starb auf dem Prophetenberge (Nebo).

Weil nun aber das Begraben werden wie ein Wiederkehren in die Heimath war, so war das Nichtbegraben werden eine Schmach und Strafe. Es war ein Verloren sein von dem, wozu man gehörte. Die Kinder Adams konnten zur Adama nicht zurück. Darum heisst es von den sündigen Königen Israels (Jerobeam, Baesa, Ahab) „wer stirbt in der Stadt, den sollen die Hunde fressen; wer aber auf dem Felde stirbt, den sollen die Vögel des Himmels fressen, denn der Herr hat es geredet." Jeremia weissagt (7, 33) „die Leichname dieses Volkes sollen den Vögeln des Himmels und den Thieren auf Erden zur Speise werden; sie sollen nicht wieder aufgelesen und begraben werden, sondern wie Schmutz auf Erden sein"

(8, 2—9, 22). Dasselbe weissagt er von den falschen Propheten (14, 16—16, 4).

So ruft er anderswo (25, 37) aus: „Da werden die Erschlagenen liegen von einem Ende der Erde bis an das andere Ende; die werden nicht beklagt, noch aufgehoben, noch begraben werden, sondern müssen auf dem Felde liegen und zu Schmutz werden" (vgl. Ezech. 29, 5).

So haben es die Heiden, klagt der Psalmist (79, 3) mit dem Volke Israel gemacht, „sie haben die Leichname deiner Knechte den Vögeln unter dem Himmel zu fressen gegeben und das Fleisch deiner Heiligen den Thieren im Lande. Sie haben Blut vergossen um Jerusalem her, wie Wasser, und war Niemand, der begrub."

Noch mehr als Schmach, ein Gericht war es, wenn statt des Grabes die Verbrennung eintrat. Das Feuer war im alten Bunde das Element des Gerichtes, zumal seit Sodoms Untergang. Die Unreinen, Unzüchtigen, Gottlosen und Rebellen wurden verbrannt. Als Juda, der Sohn Jacobs, glaubte, dass seine Schwiegertochter Tamar Buhlerei getrieben habe, befahl er, sie hinauszufahren und zu verbrennen (1. Mos. 38, 24).

Sodomiterei und ähnliche Laster werden durch Brand gestraft (Lev. 20, 13—14). Die Tochter eines Priesters, die ihren Vater durch Unzucht, die sie treibt, entehrt, soll verbrannt werden (Lev. 21, 9). Ueber die 250 Rebellen, die mit Korah gegangen, fiel Feuer und verzehrte sie (Numeri 16, 35). Achan, der mit den Seinen das Gelübde Israels brach, wurde mit ihnen verbrannt (Josua 7, 26). Galt dies von Lebenden, wie natürlich von den Todten. Es wurden die Einen und die Andern in ihrer Persönlichkeit zerstört; sie kehrten nicht als todte Menschen zur Muttererde zurück.

Allerdings ist es eine eigenthümliche Erzählung von dem Tode Sauls und seiner Söhne. Sauls Leichnam war von den Philistern schon verstümmelt; sie hatten seinen Kopf abgeschnitten und seinen und seiner Söhne Körper an die Mauer von Bethsan zur Schmach und zum Frass für Vögel aufgehängt. Wenn dann die dankbaren Einwohner von Jabesch sie herunternahmen und verbrannten, so reinigten sie die Gebeine von der Sünde der Philister; diese selbst begruben sie. Freilich erfüllte sich dabei ein Gericht über Saul, mit dem seine Söhne litten, aber es wird auch die Treue der Einwohner von Jabesch offenbar, welche doch die Gebeine der Erde übergeben. Es war ein ausserordentlicher Fall des Unglücks, sonst wurden Alle damals wie in anderer Zeit begraben. So Samuel in Rama (1. Sam. 28, 3), so Asael im Grabe Zerujahs (2. Sam. 2, 30), so Abner in Hebron (2. Sam. 3, 32), und in sein Grab wurde auch Isboset gelegt (2. Sam. 4, 12). Was von Amos 6, 10 erwähnt wird, gilt von Zeichen des Gerichts und der Sünde. Es handelt sich um gottlose Menschen, die lieblos die Gebeine der Ihren los werden wollen.

Sonderbarer Weise hat man die Erzählung des zweiten Buches der Chronik (16, 14) dahin deuten wollen, als wäre eine Verbrennung Brauch gewesen, während keine Stelle deutlicher das Gegentheil beweist. Da man in der syrischen Welt in die Flamme des Scheiterhaufens Wohlgerüche und Gewürze warf, so sollte auch bei irdischen Leichenbegängnissen der Könige die Pracht nicht fehlen. Man that es aber in Besonderheit von dem Act des Begräbnisses. Erst wurde Asa begraben und dann verbrannte man Gewürze und Specereien in einer Flamme.

Also das Feuer war dazu da, aber nur für die Gewürze; der Leichnam ruhte im Grabe. Das war königlicher Brauch.

(2. Chron. 21, 20.) Was über Jeremia 34, 5 gesagt wird, ist falsch übersetzt, wie es in Zunz Bibel heisst: Man wird dich verbrennen, wie die früheren Könige, denn man hat sie nicht verbrannt, sondern man wird dir verbrennen, d. h. dir weihen die Flamme der Wohlgerüche, die man beim Leichenbegängniss weihet. Es war eben ganz unmöglich, dass man die Leichen verbrannte, so lange sie das Wort Gottes bekannten, weil nach diesem Feuer das Gericht ausdrückt — und in dem Beerdigen der Ausdruck des Glaubens an die Wiederkehr war.

3. Es konnte niemals eine andere Meinung unter ihnen herrschen. Tacitus hat gut beobachtet (Hist. V, 7), wenn er den alleinigen Brauch des Begräbnisses bei den Juden vorfindet, aber nicht, wie er meint, nach ägyptischer Weise und als äusserlichen, sondern mit der Lehre auf's tiefste verbunden war die Sitte, wie sie durch Christus geheiligt ward.

Freilich ist Christi Wort Geist und Leben. Es schliesst kein Brauch und Symbol, kein Zeichen und Wunder ihn nothwendig ein — aber er ist doch in der historischen Welt erschienen; die Menschen sind um ihn gestorben; sie wollen doch eine Stätte haben, dahin man sie thut. Hat er gelehrt, dass man die Leichen verbrennen könne? Kann diese heidnische Art der Todtenbestattung einen denkbaren Platz in seiner Geschichte und Lehre haben? Unmöglich kann sie das. Allerdings sagt er (Matth. 8, 22) zu dem Jünger, der hingehen will, seinen Vater zu begraben: „Folge mir nach! Lass die Todten ihre Todten begraben.“ Er meint aber nicht etwa, dass man sie nicht beerdigen soll, sondern er meint, dass es besser sei, ihm zu folgen, als den ceremoniellen Gebrauch zu üben. Die Todten, d. h. die Buchstabenleute, werden schon den Act vollziehen. Wenn er aber Matth. 11 unter den Zeichen, die er Johanni dem Täufer sagen lässt, auch aufführt: die

Todten stehen auf — so hat doch keiner seiner Zuhörer, wie geistig er es auch nehme, gemeint, dass er auch die Asche der Todtenurne wieder ins Leben ruft — denn die Auferweckungen, welche von ihm erzählt werden, geschehen auch nicht an ihr, sondern an Begrabenen.

Für alle Zeit rührend und erweckend ist die Geschichte vom Jüngling zu Nain. Man trug einen Todten heraus. Er rührte den Sarg an und sprach: „Stehe auf!“ Ist dieses Wunder denkbar — wenn die Mutter an der Todtenurne weint.

Die Auferweckung des Lazarus ist noch beziehungsreicher. — Lazarus liegt schon in seinen Leichenkleidern im Grabe. Er rief: „Lazare, komm heraus“ und der Verstorbene erwachte, stand auf, sie lösten seine Tücher und er ging hinweg.

Wenn diese Wunder auch geistliche Abbildungen sind von dem, was er zu Martha spricht: „Ich bin die Auferstehung und das Leben“ — so kann doch Lazarus nicht zum Leben kommend gedacht werden, wenn er verbrannt wäre. Er gebraucht von Lazarus das Wort (Joh. 11, 11): „er schläft“. Die Jünger meinten, er spreche vom leiblichen Schlaf, er aber sagte von seinem Tode. Ebenso spricht er (Marc. 5, 59 etc.): „Das Kind ist nicht gestorben, sondern es schläft.“ Das Bild des Schlafes knüpft sich doch, wie in der griechischen Kunst, nur an die erhaltene Persönlichkeit des Todten.

Christus ist selbst begraben worden. Der Apostel Paulus sagt (1. Cor. 15, 4), dass er begraben und auferstanden sei nach der Schrift, und meint damit die Weissagung des Propheten Jesaias Cap. 53. Es gehört sein Begrabensein mit zu unserm Bekenntniss, und das mit Recht — denn er war der Menschensohn, das ist der zweite Adam. Wenn Adam in den Schooss der Mutter Adama zurückkehren, d. h. sterben muss, denn der Tod ist der Sünde Sold — so muss auch er sterben

und der Erde angehören, der in seiner Liebe die Menschheit leben macht. Es ist ein ungemeiner Inhalt des evangelischen Glaubens, welcher alle Vergangenheit wie ein Warten ansieht im Schoel stumm und schattenhaft, bis der Todesbrecher kommt; aber denkbar ist es nur in der erhaltenen Persönlichkeit des Begrabenseins.

Die Erscheinungen Jesu würden wunderlich werden, wenn man ihn – ob er den Jüngern oder der Maria erscheint – aus der Todtenurne sollte kommen sehen.

Die Kirchenväter verglichen ihn mit dem Phönix, aber nicht mit dem, der sich selbst verbrennt, sondern mit dem, der das Ei des Grabes zerbricht, um neu zu leben.

Das eigentliche Hohelied über das Begrabenwerden ist die Lehre des Apostel Paulus 1. Cor. 15. „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich. Es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit. Es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib — und das Verwesliche muss anziehen das Unverwesliche und das Sterbliche die Unsterblichkeit."

Die Heiden verstanden sehr gut, dass das Begraben der Todten den Christen theurer und unerlässlicher Gebrauch war. Der Heide in dem Buch des Kirchenvaters Minucius Felix spricht: „Sieh, wenn sie gestorben sind, versprechen sie sich die Ewigkeit. Darum verwünschen sie die Scheiterhaufen und thun die Leichenverbrennung in den Bann." Octavius antwortet (Cap. 34, 12:) „Wir fürchten keinen Schaden von welchem Begräbniss immer, aber wir folgen eben der besseren und alten Weise der Beerdigung. Sieh," fährt er fort, „wie überall die Natur einen Trost der Unsterblichkeit anbietet. Die Sonne geht unter und wird neu, die Sterne verschwinden

und kehren zurück. Die Blumen verwelken und leben auf ... so haben auch wir einen Frühling zu erwarten."

Die Heiden glaubten daher auch bei den Verfolgungen der christlichen Gemeinden diesen nichts ärgeres anzuthun, als wenn sie die Christen nicht begraben liessen, sondern ihre Leichname entweder den Thieren zum Frass gaben oder sie ins Wasser warfen und zumal verbrannten. Eusebius erzählt davon schreckliche Einzelheiten. Sozomenus erzählt, „dass die Heiden die heiligen Männer, Eusebius, Nestabus und Zeno getödtet hätten, dann zerrissen sie ihre Leichname — schleppten sie hinaus ausserhalb der Stadt, wo man sonst die Thierleichen hinwarf. Da errichteten sie einen Scheiterhaufen und verbrannten ihre Körper; ihre Gebeinüberreste vermischten sie mit Kameel- und Eselgebeinen, um sie nicht erkennen zu lassen." So wurde der h. Policarp nach Brauch der Heiden von den Verfolgern verbrannt. Bei der grossen Verfolgung, die die Christen in Lyon und Vienne erlitten, wurden die Christen verbrannt und ihre Asche in den Rhonefluss geworfen, wobei die Verfolger ausriefen: „Lasst uns sehen, ob sie auferstehen werden und ob sie einen Gott haben, der ihnen beisteht und so aus unsern Händen reissen kann." Zu dem Märtyrer Tharacus sagte der heidnische Oberst, dass er auf kein Grab hoffen könne, sondern er werde seinen Leichnam verbrennen und seine Gebeine in den Wind zerstreuen lassen.

In dem, was die Feinde besonders hassen, erkennt man zumeist das Wesen des Glaubens. Feinde tödteten Christen mit glühenden Eiern, um der Parallele des Ei's mit dem Grabe willen. Aller Osterglaube bewegt sich auf den Gräbern der Todten. „Was lassen wir taufen über den Gräbern, wenn die Todten nicht auferstehen!" ruft Paulus aus. Die Liebe Gottes wird nicht gebunden durch die Hand des Feindes, der ihren

Leichnam verbrennt. Johann Huss wird seinem Gott doch mindestens so gut angehört haben, wie seine Mörder — aber christliche Lehre und christlicher Brauch, christliches Herz und menschliche Liebe hängen an dem Bilde, in welchem der theure Freund heimgetragen wird in den Schooss der Erde. Tertullian, der Kirchenvater, redet mit den Heiden schon über die Grausamkeit, mit welcher sie sich an den Leibern, die sie erst gefüttert, vergreifen. Freilich haben schon die Väter sich über die falsche Weise der Beerdigung aufgehalten, über den Luxus, die Schmause, die Kosten — welche das Sterben so theuer und ungleich machen — aber der Missbrauch der Eitelkeit hebt den Gebrauch der Liebe nicht auf.

Wie Abraham und die Väter, wie David und die Propheten, wie Christus und seine Jünger und Bekenner alle, wollen wir in der Erde gebettet werden.

Aus dem Grabe des Johannes soll es wie Duft gequollen haben — es war seine Stimme: Kindlein liebet euch untereinander — die den Duft verbreitete.

Niemand weiss, wo Paulus begraben ist — aber die Unsterblichkeit hat er angezogen — und an allen Gräbern tönt sein Siegesruf: Tod wo ist dein Stachel, Hades wo ist dein Sieg! Gott sei Dank, der uns den Sieg gegeben hat durch Christum Jesum.

---

# Anmerkungen.

Vgl. meine Schrift: Paulus oder Phol. 1890.

Vgl. meine Abhandlung über die Mistel im „Sunem" 1883.

Vgl. mein Weihnachten. Anmerk., p. V, cf. Pierotti: Machpéla. Lausanne 1809.

Quidam mendaciter dicunt etc. cf. Anecdota Lit. edd. Amaduzzi und Bianconi Romae 3, p. 147.

Ein gütiger juristischer Hörer erinnerte mich an folgendes hochwichtige Bedenken gegen das Leichenverbrennen. Es verhindere die etwa nothwendige Untersuchung nach einem Verbrechen; Leichname werden noch aus dem Grabe geholt, um erkennen zu lassen, ob der Todte eines gewaltsamen Todes gestorben ist. Es brauchte ein gieriger Erbe seinen Erblasser nur verbrennen zu lassen, um die Untersuchung nach dem Gifte zu verhindern, das er eingegeben hat. In dem Begrabenen ruht eben der Zeuge noch, wie der Liebe. so auch der Gewalt, die er erfahren hat.

# Je länger je lieber.

**Symbolische und sprachliche Deutung von blauen Pflanzen.**

---

I.

Das wunderbare Mädchen in Moab — die Ahnin dessen, wie Dante dichtet, der sprach: „Erbarme dich mein“ trägt allein den Namen der Rose im alten Testament. Schönere Liebe hat keine Rosa in ihrem Herzen gehabt. Keiner stand der Name und der Duft besser, als der Gattin des Boas, die um der Liebe willen die beste Bürgerin von Bethlehem ward.

Man kann in der That von ihrem Leben in Moab sagen — sie sei „die Rose in Dornen“ gewesen, wie es im Hohelied (2, 2) heisst — nur dass sie wörtlich eine Rose war (Ruth = ῥόδος), während der Sänger des Hohenliedes das Wort Susanna gebrauchte, was Lilie bedeutet. Und „Lilie unter Dornen“ heisst die Pflanze: *Lonicera caprifolium* oder περικλυμενον (periclymenum) — auch englisch: *Lily among thorns.*

Botanisch wird *L. caprifolium* und *periclymenum* unterschieden, aber in den Volksnamen werden sie ebenso für eins gehalten wie im medicinischen Gebrauch. Es sind schöne Sträuche mit wohlriechenden Blumen, welche zu den Schling-

pflanzen gehören, die man gern zur Bekleidung der Wände, Lauben und Bogengänge benutzt.

Sie ist zu dem Namen Lilie allein durch das Hohelied gekommen, weil sie unter den Dornen wächst und schöne Blumen trägt. Die Lilie ist — wie bekannt — die besonders der Maria geweihte Blume. Es gab einen Ritterorden der Lilie, als man in der aufgeblühten Blume ein Marienbild gefunden haben wollte. Es war das Symbol der Lilie auf Maria übergegangen von der altgriechischen Göttin Hera (Juno), der sie gewidmet war – und die ebenso *mater* hiess (Mutter) wie die Mutter Jesu. Auf Maria hat man auch von jeher in der alten Kirche die Worte „wie eine Lilie unter Dornen" bezogen. Daher kommt der weitverbreitete Name für die *Lonicera caprifolium: Matrisylva, Madreselva* (bei den romanischen Völkern), in griechischen Formen *matrisylbia* — und verdorben *matrizerbia*, aber es ist falsch zu erklären: Mutter des Waldes — sondern „Mutter im Wald" oder Waldmutter, Waldmaria muss es heissen. Mutter und Lilie sind derselbe Begriff, daher sie sonst Waldlilie, Waldgilgen (Gilge = Lilie), Zaungilgen hiess.

Besonders interessant ist der Name Specklilie, was Spicklilie heissen muss; Spick von stechen, wie der Dorn und der Nagel stechen. Es ist die Lilie unter Dornen oder Dornlilie, wie die Speckseite bei Aschersleben so viel wie Speckstein, Spickstein, Nagelstein bedeutet.

Sie ist eine Schlingpflanze, die an Bäumen (daher auch Baumlilie) und Wänden hinaufklimmt (daher auch Waldwinde). Sie wird auch *Periklymenon, Klymenon* von alten Botanikern genannt — und es ist unrecht, ihr diesen Namen streitig zu machen; wie Plinius sie mit Epheublättern beschreibt, so wird der Epheu selbst (bei Hesychius) *klymenos* genannt, also

auch eine Winde und Schlingpflanze. Das bedeutet auch ihr Name. Man hat in *klymenon* kein wirklich griechisch Wort zu sehen. Es hat nichts mit dem berühmten Namen für den Hades zu thun (klymenos). Es ist schon ein in uralter Zeit gräcisirtes Wort aus dem deutschen „klimmen" = schlingen und sich winden, wie *Hedera helix: Klimmop* und *Cissus* selbst „klimmen" genannt wird. Das welsche *gwyddfid* heisst englisch *tree-climber* und *hedge-climber.*

Ein ähnliches Missverständniss scheint auch mit dem Namen *caprifolium* stattzufinden. Sein Name wird nicht von *caper* oder vielleicht *capra* (Ziege, Geis) herzuleiten sein, obschon die deutschen Namen Geisblatt, holl. *Geitenblad,* franz. *chevre feuille* weit bekannt und von *Lonicera periclymenum* citirt wird, dass Kühe, Schafe und Ziegen daran Geschmack haben. Prior leitet den Namen, einer angelsächsischen Uebersetzung des Dioscorides folgend, vielmehr von *capparifolium* ab (p. 38), und in der That gleichen die Blätter und Blumen der *Capparis* denen der „Waldwinde" durchaus — und Pflanzennamen, wie wir noch überall sehen werden, sind im Volksmunde vielfach um getauscht worden.

Es ist auch offenbar eine Verwechselung dieser Lilie des Waldes mit der *Iris germanica*, der Schwertlilie, der blauen Lilie (Schwertel), wenn *Lonicera* „Je länger je lieber" genannt wird, wozu freilich auch ihre Winde- und Schlinglust an Bäume und Wände beitrug, weil nur blaugeblümte Pflanzen diesen schönen Namen erhalten haben.

## II.

Melanchthon schrieb am 23. Juli 1544 an seinen gelehrten Freund Joachim Camerarius: „Als ich jüngst Freunden von einem Frankfurter Bilde erzählte, in welchem ein einsam

Mädchen abgebildet war, einen Kranz aus Blumen flechtend, die wir „Je länger je lieber“ nennen und zwar mit der Inschrift:

Je länger je lieber ich bin allein,
Denn Treu und Wahrheit ist worden klein,

so wurde gefragt, ob es nicht die Pflanze *chamaepitys* sei, von der die Alten reden, oder eine andere Blume, deren alten Namen wir nicht wissen. Jetzt nennt man sie *amarum dulce.* Du wirst deine Mitphilosophen fragen können.“

*Amarum dulce* oder *Dulcamara, dulcis amara,* γλυκυπίκρος gehört zu den Solaneen und ist eine Schlingpflanze an Gräbern, Dämmen und Wassern. Wenn man ihre Stengel kaut, so ist der erste Geschmack bitter und nachher süss; daher kommt der Name, den sie trägt: Bittersüss, *bittersweet;* gallisch und irisch *searbhay mhilis* (bitter süss); holländ. *bitterzvet;* dänisch *bittersöde, Douceamer;* ital. *dolce amaro;* span. *Dulza amara;* port. *doçamarga.*

Diese schöne Eigenschaft gehörte aber bei den Dichtern des griechischen Alterthums der Liebe an, welche bittersüss, gemischt von Süssigkeit und Wehmuth immer bleibt. Meleager in der Anthologie nennt der Liebe Pfeil „bittersüss“. Um dieses Namens willen — denn die Liebe vertreibt alle bösen Geister — hielt das Volk davon, dass die Pflanze den Alp vertreibt (daher *Alpkraut, Alfsranke*) und den schweren Athem *(Hintsch, Hinsch)*, und die Landleute daher ihren Thieren das Kraut anhängen. Der Name Nachtschatten, wohl richtiger Nachtschaden *(nocturilla)*, bezieht sich vielleicht mehr auf *solanum nigrum*, welches ähnliche Heilkraft haben soll und mag als Nachtmarschade — als Wirkung gegen die Nachtmar, wie der Alp heisst, angesehen werden. Eben so heisst es Mausholz, weil man mit den Blättern Mäuse vertreibt. Das

Volk übertrug auf äusserliche Sagen, was sonst die Liebe (die höchste am meisten) innerlich vollendet. Bittersüss war das Buch, das der Prophet essen sollte als das Vorbild der Liebe, wie sie Ruth empfand – und am Kreuz vollendet war.

Wenn sie aber den Namen „Je länger je lieber“ trug, so ist sie es, von welcher es in Uhland's Volksliedern heisst (115):

„Das Kraut je länger je lieber
An manchem Ende blüht,
Bringt oft ein heimlich Fieber,
Wer sich nit dafür hüt:
Ich hab es wol vernommen,
Was dieses Kraut vermag,
Doch kann man dem vorkommen,
Wer masslich braucht alle Tag“,

die aber diesen Namen nur erhalten hat, weil sie Blumen von schöner veilchenblauer Farbe hat.

## III.

Blau, was wir vorübergehend aus der Farbensymbolik pflücken wollen, ist fast überall Himmelsfarbe (nur zuweilen auch dem Meere angehörend).

Die Namen für Blau in den verschiedenen Sprachen sind zumeist aus den Namen für den blauen Aether und den Himmel gebildet.

Es ist etwas gar Seltsames, was in Grimm's Lexicon enthalten ist, dass unser deutsches Blau aus dem Braun-und-Blauschlagen entstanden sei. Die Ableitung ist zu handgreiflich und thut wirklich weh. Unser „blau“ ist vielmehr nur eine Abbildung von glau (hell, blau), von dem griechischen *glaukos*, von welchem die Augen der Athene genannt sind,

als der Tochter des himmlischen Zeus, welchem die obere Lichtwelt nach der Dichtung der Griechen angehört.

Die Edelsteine sind wie versteinerte Blumen — grün, roth, blau. Der Sapphir ist offenbar vom Himmel benannt (Sapphir = Samphir); von ihm heisst es (2. Mos. 24, 10), „sie sahen den Gott Israels und unter seinen Füssen sahen sie den Glanz des Sapphir — nehmlich den Himmel". Der Prophet Hesekiel sieht in seinem wunderbaren Gesicht „den Himmel wie einen Sapphir in Gestalt eines Stuhles und darauf sitzend die Gestalt eines Menschen" (1, 26).

Bekannt ist der blaue Stein *lapis lazuli* oder *lazuri*, von welchem die blaue Farbe des Azur benannt worden ist. Lesser beschreibt den Orphanus von violblauer Farbe — welcher in der römisch-deutschen Kaiserkrone geglänzt haben soll. Der Name Orphanus „Waise" entwickelt sich nur aus seiner Bläue; man nannte den Edelstein „Auge des Himmels", also *pupillus*, und da dies Wort auch „Waise" hiess, so wurde dieser Name auf jenen übertragen. Wölundur (Wieland) — in der nordischen Sage — soll den Jarknastein, wie man den Orphanus nannte, aus Kinderaugen gefertigt haben. Jarknastein ist aus *Arcanus* gebildet, was im Mittelalter für himmlisch vorkommt, also der Himmelsstein bedeutet. Wenn aber der Orphanus als blaues Auge wie der Himmelsschein verstanden werden muss, so hat der Opal, mit dem man ihn verbinden mag, seinen Namen vom Sonnenauge, gleichsam Auge des Baal, *Oculus beli*, woraus die Italiener *bell' ochio* (schönes Auge) gemacht haben.

Wenn Bethem in seiner seltsamen Schrift vorschreibt, man solle in der Stunde des Planeten Jupiter „blaue Tuche" (pannos azuri coloris) kaufen, so hat das eben auf Zeus — den Herrn des Himmels — Bezug.

In den Wettkämpfen der altrömischen Rennbahn, zumal in Constantinopel standen sich namentlich die Grünen und die Blauen gegenüber. Die „Blauen“ waren nach Einiger Meinung der Himmelsgöttin, der Juno, gewidmet; ursprünglich ist es richtiger, sie von der Meerbläue benannt zu sehen als Vorkämpfer der Seefahrt den Grünen, als den Rittern des Ackerbaues gegenüber.

Die Bedeutung der ägyptischen Götter erkennt man aus den Farben, in welchen sie abgebildet sind. Amun (Ammon) „der Herr des Himmels“ erscheint auf alten Denkmälern in hellblauer Farbe. Wischnu als Himmelsgott wird in indischen Vorstellungen blau geschildert. Nach einer Sage wäre in Indien ein Tempel des Bacchus gewesen, zu welchem 365 Stufen aus Sapphir führten.

Dieselbe Bedeutung als Bild himmlischen Lebens, hat die Farbe Blau (violenfarbig, violet) in der Symbolik der christlichen Kirche. Es ist ein sonderbarer Irrthum in der römisch-katholischen Symbolik, das Blau für das Symbol der Busse zu halten, wie sogar ein Mann wie Martigny meinte (symbole dela penitence). Aber wenn Jesus Christus bei seinem Leben violenfarbige blaue Kleider getragen haben soll, wenn alte Mosaiken ihn mit blauen Gewändern darstellen, so kann dies doch keine Busse bedeuten. Jesus weinte über die Menschen, brauchte aber keine Busse. Das blaue Kleid bedeutete seine himmlische Natur.

Wenn Engel als die Boten Gottes zu den Menschen blau gekleidet sind, so bedeutete das eben ihre Abkunft vom Himmel. Engel haben keine Busse. Wenn Johannes der Täufer wie sie in Blau gekleidet ist, (er trägt auch andere Gewänder), so hat das denselben Sinn. Es war eine himmlische Botschaft, die er brachte.

Damit stimmt überein, wenn auf einem niederländischen Bild Gott der Vater mit dunkelblauem Unterkleid und hellblauem Mantel gemalt wird. Als Himmelskönigin trägt Maria einen weiten blauen Mantel.

In den Kirchen brauchte man zu Altären und Thronen Platten von dem blauen Lasurstein, in welchem die goldenen Flämmchen wie die Sterne leuchten. Um den blauen Himmel abzubilden, ist in dem mittelhochdeutschen Gedicht des Titurel die Decke des Gralstempels aus Sapphir. —

Wenn die kirchlichen Männer in uralter Zeit blaue (violet) Kleider, die Nonnen zuweilen blaue Schleier trugen, so war das kein Zeichen der Busse; sie trugen vielmehr das Gewand Maria's, ihrer Königin. Es ist unbegreiflich, dass man sogar den Brauch der alten Kirche seit dem Kirchenvater Hieronymus die Evangelien, Ritualien und liturgischen Bücher mit blauer Tinte zu schreiben, nicht verstanden hat. Die „frohe Botschaft“ schrieb man mit der Farbe des Himmels, von der sie kam.

Weil nun das „Blau“ die Himmelsfarbe war, so färbte sie auch das schöne Kleid des Glaubens, wärend die Liebe roth und die Hoffnung grün gewandet war. Bei den Aegyptern soll der Oberpriester, dessen Richterspruch sich Alle unterwerfen mussten, am Halse ein Bild von Sapphir tragen, das man die Wahrheit (ἀλήθεια) nannte. Es wird dies aus alttestamentlichem Geist zu erklären sein. Dort heisst Emeth (אמת) Glauben, Wahrheit, Treue. Es ist in ihm der Anfang, die Mitte und das Ende des Alphabets abgebildet. Was Christus sagt: „Ich bin das A und O“ ist in ihm eingeschlossen. Die Liebe ist aus „der Wahrheit“ geboren und hat in der Treue ihre Kraft. Die Treue ist eben das Je länger je lieber der Liebe selbst.

Allerdings ist die Bildung des Namens wörtlich ausgegangen von dem Sich-höher-schlingen und -winden der Pflanzen — aber nicht allen, die sich winden, ist der Name zu eigen, sondern denen, die blaue Blüthen haben. Nicht auf die lokale Windung, blos auf die moralische Anhänglichkeit und Treue kam es für das Volk bei den Benennungen an, die nun in Deutschland und Holland gebräuchlich zu sein scheint.

## IV.

Tiefsinnige alte Sagen erzählen von Schätzen in der Tiefe des Berges. Niemand kann zu ihnen. Gelingt es aber, die Wunderblume zu finden, dann öffnen sich vor dem glücklichen Finder die Geheimnisse und Reichthümer der Welt. Die Blume ist zumeist blau. Wenn der Finder sodann sich an Schätzen reich gemacht, ertönt eine Stimme: Vergiss das Beste nicht. Denn er hat den Hut mit der Blume abgenommen und hingelegt und in der Eile und Gier sie vergessen. Das Thor flog zu und er fand die Oeffnung niemals wieder.

Die blaue Blume ist das Sinnbild des Glaubens vom Himmel. Mit ihm findet man die Schätze und Geheimnisse. Ohne ihn verschwindet Alles.

Wie die Liebe durch die Rose, die roth ist, — die Hoffnung durch das Blatt, das grün — so ist des Glaubens Blume blau. Sie ist nicht Jedermanns Ding. So wie Parzival zweifelt, ist Alles verloren — mit seiner Unschuld löst er das Leid des Königs.

Daher nannte man — mit gutem Recht — seit etwa 60 Jahren die Pflanze *myosotis Scorpoides*, Vergissmeinnicht, weil sie blau ist. Es ist gleichsam das Blümlein selbst, das spricht: Lass mich nicht liegen, versäume und vergiss mein nicht. Der Himmel spricht dies in der Sage zu dem

suchenden Menschen. Dieser ist gewissermaassen der Faust. der nach den Schätzen des Gedankens sucht — und durch die Verführung des Mephisto Gold gefunden und den Himmel vergessen hat. Die Osterglocken läuten vergeblich: Vergiss mein nicht.

Die Bläue ist Treue. Diese ist das Nichtvergessenkönnen der Liebe. Je länger die Erinnerung dauert. desto lieber ist sie immer. Ringwald hat den schönen Vers:

„Sie winden auch darüber
Das Kraut: „Vergiss nicht mein“;
Je länger und je lieber
Pflegt auch dabei zu sein.“

Weil es blau ist — hat auch das Veilchen die Aufgabe gehabt, als Wunderblume die Verborgenheit zu öffnen, ja man kann annehmen, dass es die eigentliche Schlüsselblume war; es trägt nach meiner Meinung auch den Namen von dem schönen blauen Himmel, wenn alle Wetter vergangen sind.

Es kann doch nicht zufällig sein, dass griechisch *ios* (ἴος) der Pfeil, und *ion* (ἴον) das Veilchen heisst. Veilchen klingt auch wie Pfeil. und *viola* ist wie *pilum*, was ein Pfeil und Geschoss war.

Der Regenbogen ist doch immer ein Bogen, auf welchem Pfeile liegen. Das hebräische *Keschet* ist feindlicher Bogen und Regenbogen zugleich. Das Veilchen heisst wunderbarer Weise *Martis viola* — wie nordisch *Tysfiola* — und Tys ist der Kriegsgott wie Mars. Letzteres ist allerdings nur die germanische Uebersetzung von *Viola Martis*. Mars ist aber nicht blos der Himmelsgott des Krieges und Blutes, sondern auch der Himmelsgott des Frühlings, daher *Martius* der Name des Frühlings geworden ist. Der Kriegsgott streitet mit Pfeilen und der Frühlingsgott mit Veilchen. Der Bogen

am Himmel hat als seine Pfeile: Glaube, Liebe, Hoffnung, nehmlich Rose, Veilchen, Vergissmeinnicht, Immergrün. Daher ist die Viole benannt als der blaue poetische Pfeil der grünen Erde. Winter und Nacht werden mit solchen Pfeilen besiegt und bekämpft.

Auch das griechische *Iris*, der Regenbogen, hat schon im Alterthume solchen Blumen den Namen gegeben, die blau sind wie der Himmel blau ist – und, wie man meint, wegen ihrer schwertförmigen Blätter die Schwertlilie genannt werden (Schwertel). Wunderbar genug, dass sie ein Schwert und das Veilchen einen Pfeil bedeutet.

Wenn daher den Veilchen und den blauen Lilien der Name „Je länger je lieber“ gegeben wird, so sind damit nicht etwa *viola tricolor* gemeint, so wenig wie die Waldlilie, sondern wirklichen Veilchen und Schwertlilien steht der Name allein an.

Das Volk hat bei der Austheilung solcher Pflanzennamen viele Irrthümer und Verwechselungen begangen, die man nur durch Betonung eines allgemeinen Gedankens verbessern kann.

Melanchthon frägt, ob das *chamaepitys* der Alten wirklich „Je länger je lieber“ sei? Und in der That findet man unter den Namen von *Teucrium chamaepitys* den von „Je länger je lieber“ aufgezählt. Das kann aber nicht richtig sein, da ihr eben die Eigenschaft der blauen Blumen fehlt, die für ein „Je länger je lieber“ nothwendig sind. *Chamaepitys* ist „die niedrige *pitys*, *pinus*, Fichte“ und ist verwechselt worden mit *Veronica chamaederys*, niedrige Eiche — nehmlich „blauer Wiesenehrenpreis“, welche Pflanze auch Vergissmeinnicht heisst, da sie blaue Blumen hat, daher es auch in einem Vers bei Weckerlin heisst: „Violen, Ehrenpreis, Je länger je lieber“. Um seiner blauen Blumen willen nannte man in Deutschland und Schweden die Pflanze *Echium*, Vergissmeinnicht (förgät

mig icke). Dieses *Echium* von ἔχις, Schlange (wegen Aehnlichkeit mit einem Schlangenkopf) entspricht dem *Scorpoides* (von Scorpion), welches der Zuname für *Myosotis* ist, das ja auch Vergissmeinnicht heisst um seiner Bläue willen. Man sieht, dass nur blaue Blumen „Vergissmeinnicht“ und „Je länger je lieber“ heissen können.

Nichtsdestominder scheint noch ein anderer Grund vorhanden zu sein, warum *chamaepitys* der Name „Je länger je lieber“ heisst wie *solanum dulcamara.* Es gab eine Pflanze *solanum somniferum* — sonst auch *physalis somnifera*, mit welcher die *chamaepitys* verwechselt ward, indem sie auch wie jene, welche für narkotisch und schlaferweckend galt, den Namen Schlafkräutl hatte.

Es war ganz natürlich, dass sonst ganz liebe Leute das Schlafkräutl ein Je länger je lieber nennen konnten.

Wir aber wollen es noch mehr mit „Ehrenpreis“ halten und für alle Glückes- und Hoffnungsstunden sprechen:

Je lieber, je länger —

wie es in jenem Verse lautet:

„Das Kraut Je länger je lieber<br>In meinem Herzen blüht,<br>Bringt mich zu Gott hinüber“,

und

wie wir zu dem Kranz von „Je länger je lieber“, den das Mägdlein flocht — hinzufügen wollen:

„Bin ich nun nicht mehr einsam, allein,<br>Je länger — je lieber —<br>Wird mir nun Liebe und Freundschaft sein.“

---

# Anmerkungen.

Paradiso 32, 11:

Che fu **bisava** al cantor.

che per doglia del fallo disse: miserere mei.

Vgl. meinen Commentar zum Buch der Richter u. Ruth II., ed. p. 270, 271.

R. C. A. Prior: On the popular names of british plants. London, 1879.

Vgl. Langkavel: Botanik der späteren Griechen. Berlin, 1866, p. 44.

Nemnich: Lex. der Naturgeschichte. 2, 441 etc.

Ich füge das zu meiner Abhandlung über den „Nagel" hinzu der in „Symbolik und Literatur (p. 268) enthalten ist.

John Cameron: Gaelic Names of plants. Edinburgh and London, p. 84.

Vgl. das Epistolae Philippi Melanchthonis ad Joach. Camerarium. Lips. 1559, p. 471.

Vgl. Karl Regel: Das mittelniederdeutsche Gothaer Arzneibuch und seine Pflanzennamen. Osterprogramm von 1872 u. 1873, p. 25.

Vgl. den Artikel „Je länger je lieber" von Moritz Heyne in Grimm, Deutsches Wörterbuch, p. 2299.

*caeruleus* = *caeluleus* (bei den überaus häufigen Vertauschungen von *l* und *r*) von *caelum*, der Himmel. Damit wird auch χαλαινος oder χαλλαΐνος verbunden werden müssen. 'Αέρινος ist von dem luftblauen Aether — ἀήρ benannt, wie Juno als ἀήρ vorkommt. Das Wort χυάνεος dagegen hängt mit ὠχεανός zusammen.

II, p. 81: „*plou*, das sich in *plao* wandelt, ursprünglich den braun und blau geschlagen bedeutet.

Um deswillen gewiss auch das Veilchen, das augenblaue, den Athenern besonders lieb gewesen ist.

Vgl. Du Cange, ed. Favre. 5, p. 49.

Fr. Aug. Lesser: Lithotheologie. (Hamb., 1735.) § 214, p. 292.

Vgl. meine Literatur und „Symbolik“, p. 248.

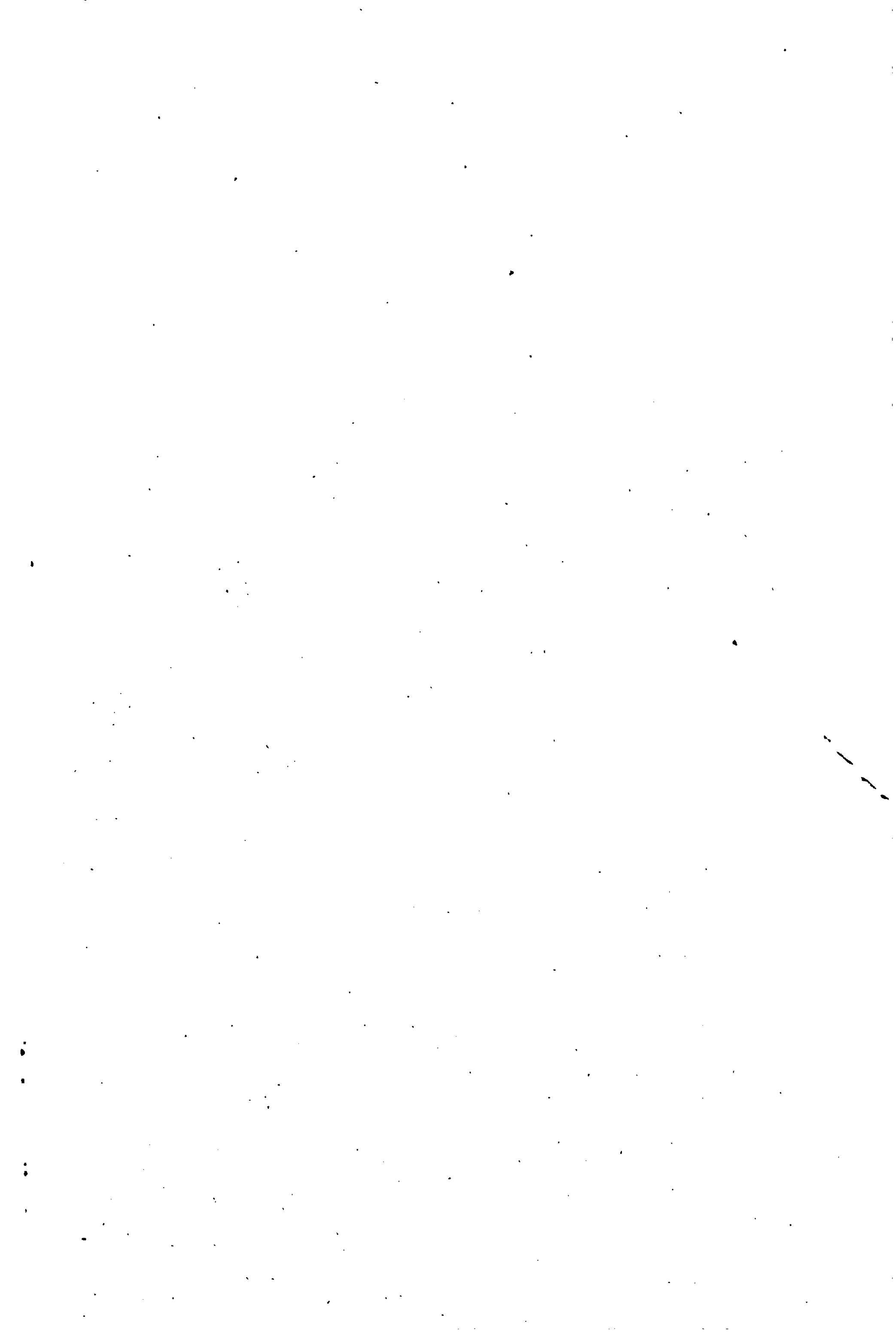
Im Anhang zu Jul. Firmici Materni Junioris Astronomicon. Basiliae, 533. fol. p. 110.

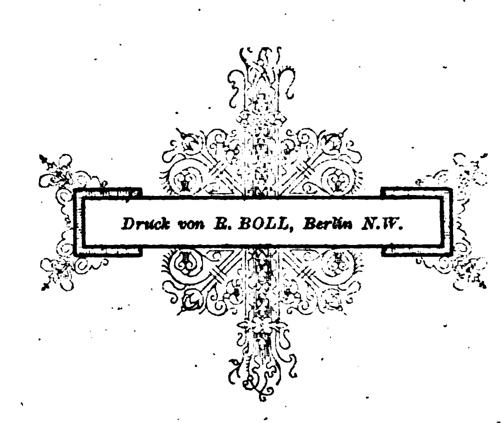
Joh. Lydus: de mensibus. ed. Roether, p. 180 (Februar).

Vgl. meinen „Grünen Papagei“, p. 18.

Vgl. Bunsen: Aegyptens Stellung in der Weltgeschichte. 1., 450.






Druck von R. BOLL, Berlin N.W.



